Beiträge
zur
Entdeckungsgeschichte Afrika's.

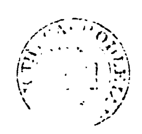
Drittes Heft.

Im Reiche des Muata Jamwo.

Tagebuch
meiner (im Auftrage der Deutschen Gesellschaft
zur Erforschung Aequatorial-Afrika's)
in die Lunda-Staaten
unternommenen Reise.

Von

Dr. Paul Pogge.



Mit 6 Holzschnitten, 6 lith. Tafeln und 1 Karte.

BERLIN, 1880.
Verlag von Dietrich Reimer.

Vorwort.

Als die deutsche Gesellschaft zur Erforschung des Aequatorialen Afrika's den Entschluss fasste, den beiden an der Loango-Küste und am Gabūn bereits thätigen Expeditionen eine dritte, von einem südlicher an der Westküste gelegenen Punkte auszusendende hinzuzufügen, hatte sie dabei die Wiederauffindung jener grossen, von Angola aus in das Innere führenden Handelswege in's Auge gefasst, deren einstmals die Pombeiros sich auf ihren Handelszügen bedient hatten, über die aber gegenwärtig, wenn auch einzelnen Händlern wenigstens streckenweis noch bekannt, nur höchst ungenügende Angaben existirten. Und selbst diese wenigen Nachrichten, welche aus früheren Zeiten zu uns hinüberdrangen, konnten nur mit grosser Vorsicht aufgenommen werden. Vielfache Völkerverschiebungen im Innern, sowie das Zurückweichen der portugiesischen Macht von ihren einst bis tief in das Innere vorgeschobenen Positionen, haben die Spuren in früherer Zeit oft betretener grosser Handelsstrassen theils verwischt, theils den Carawanenwegen neue Richtungen vorgeschrieben. Diese Spuren wieder aufzufinden, dieselben als Eingangsthor für die innerafrikanischen Forschungen wiederzugewinnen, gleichzeitig Untersuchungen über den damals noch völlig unbekannten Mittel- und Oberlauf des Congo und seiner Zuflüsse anzustellen, endlich bis in die Lunda-Staaten vorzudringen, wo über dem mächtigen Reiche des Muata Jamwo ein mystischer Schleier ruhte, das waren die Aufgaben, welche der Expedition gestellt waren, die aber durch die Ungunst der Verhältnisse nur theilweise gelöst werden sollten.

Als Führer dieser Expedition war der Königl. preussische Major, Herr Alexander v. Homeyer, bestimmt; als Begleiter wurde ihm der K. K. österreichische Ober-Lieutenant Lux beigegeben, während dem Unterzeichneten gestattet wurde, auf eigene

Kosten als Jagdliebhaber und Sammler sich der Expedition anschliessen zu dürfen. Endlich wurde durch den bis dahin bei der Erforschung der Loango-Küste beschäftigten Botaniker Herrn Soyaux das Personal der Expedition vervollständigt.

Mitte December 1874 verliess die Expedition Hamburg, landete in Lissabon, wo derselben durch die Vermittelung des dortigen Kaiserl. Deutschen Gesandten Grafen Brandenburg die freundlichste Unterstützung der Königl. Portugiesischen Regierung zu Theil wurde, und erreichte Anfang Februar 1875 S. Paulo de Loanda. Nachdem wir die Hauptstadt Angola's am 15. Februar verlassen hatten, trafen wir am 19. Februar in Dondo und am 15. März in Pungo Andongo ein. An letzterem Orte erkrankten aber der Führer der Expedition sowie der Botaniker Herr Soyaux derartig, dass beide sich gezwungen sahen, ersterer in seine Heimath, letzterer nach der Loango-Küste zurückzukehren. Herr Lieutenant Lux und ich waren in Folge dessen mit der weiteren Verfolgung der Zwecke der Expedition betraut worden. Wir erreichten am 13. Juni Malange und am 26. August Kimbundo, die letzte Portugiesische Handels-Station im Osten, und als Fieber und dadurch hervorgerufene anhaltende Körperschwäche auch meinen Reisegefährten hier zur Umkehr bewogen, ruhte auf meinen Schultern allein die Erhaltung der Expedition.

Meinem eigenen Schicksal überlassen, hielt ich es aber im Interesse der Afrikanischen Gesellschaft für geboten, mich durch keine mir drohenden Gefahren zurückschrecken zu lassen, sondern das vorgesteckte Ziel zu verfolgen, um so wenigstens, soviel in meinen Kräften lag, die der Expedition gestellte Aufgabe zu lösen. Vom Glück begünstigt, namentlich aber den klimatischen Krankheiten in bei weitem geringeren Grade unterworfen, als die meisten Afrikareisenden, erreichte ich Mussumba, die Hauptstadt Muata Jamwo's, und kehrte von dort wohlbehalten nach 5/4 jähriger Abwesenheit nach Malange zurück.

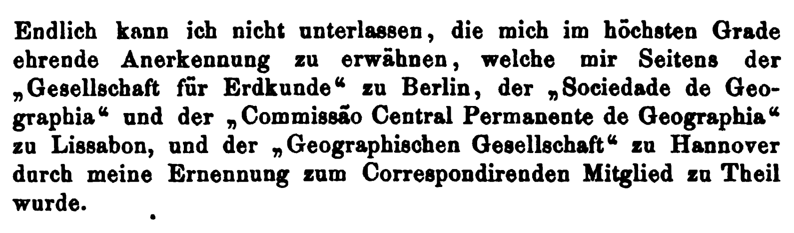
Was ich auf dieser Reise gesehen und erlebt habe, wurde von mir gewissenhaft meinem Tagebuch übergeben. Wohl bin ich mir bewusst, dass mir als schlichtem Landmann und Jäger jene wissenschaftlichen Vorkenntnisse fehlten, welche die Wissenschaft an einen Reisenden zu stellen berechtigt ist, und dass mithin die Resultate meiner Reise, zumal da mir Beobachtungs-Instrumente fehlten, sowohl für den Geographen als für den Naturforscher nur ungenügender Art sein können. Ich war aber bestrebt, über Land und Leute der von mir durchreisten Gebiete alles mir zugängliche Material gewissenhaft zu sammeln und sehe zu meiner Freude, dass manche der von mir heimgebrachten zoologischen und botanischen Objecte durch ihre Neuheit bei den betreffenden

Fachmännern ihre volle Anerkennung gefunden haben*), während es, trotz meiner nur höchst mangelhaften geographischen Notizen, Herrn Dr. Richard Kiepert gelungen ist, mein Routier wenigstens im Grossen und Ganzen chartographisch zu verwerthen.

Um nicht die Darstellung des historischen Verlaufs meiner Reise abzuschwächen, habe ich es vorgezogen, statt meine Erlebnisse in die Form einer zusammenhängenden Erzählung einzukleiden, die Tagebuchform zu wählen. Gerade diese Darstellungsweise erschien mir für Reisende, welche auf derselben oder auf einer ihr naheliegenden Route in das Innere vordringen, die am meisten instructive, und habe ich zu ihrer Belehrung überall meine eigenen Erfahrungen über den Verkehr der Weissen mit den Negern, namentlich mit den Trägern, über die Beschaffenheit und den Werth der Tauschartikel, über die Art des Reisens u. s. w. eingefügt.

Ich möchte aber mein Vorwort nicht schliessen, ohne an dieser Stelle meinen Dank Herrn Professor Dr. W. Koner auszusprechen, welcher so gütig war, die Redaktion meiner Tagebücher zu übernehmen, sowie allen denjenigen Personen, welche mir auf meiner Reise fördernd zur Seite gestanden haben. In Lissabon wurde mir durch den damaligen Legationssecretair Herrn Grafen v. d. Goltz, durch den General-Consul Herrn Dr. Jerosch, den General-Agenten der Hamburg-Süd-Amerikanischen und Lissabon-West-Afrikanischen Dampfschifffahrts-Linie Herrn George und den Kaufmann Herrn R. Körner die freundlichste Unterstützung durch Rath und That zu Theil. In Angola bin ich, ausser den Königl. Portugiesischen Behörden, dem Königl. Niederländischen Consul Herrn Pape, sowie dem Chef des Holländischen Hauses in Loanda Herrn Pasteur zu besonderem Dank verpflichtet, und trotz der vielfachen Anfeindungen, welche die Gebrüder Saturnino und Custodio de Sousa Machado in Malange in neuerer Zeit erfahren haben, muss ich diesen beiden Herren hier meinen Dank aussprechen, da sie mir als dem ersten deutschen Reisenden, welcher mit ihnen in nähere Berührung kam, in wohlwollender und uneigennütziger Weise entgegengetreten sind. —

*) E. v. Harold, Bericht über die von den Herren A. v. Homeyer und P. Pogge in Angola und im Lunda-Reiche gesammelten Coleopteren. München 1879 (enthalten in den „Coleopterologischen Heften"). — Dewitz, Afrikanische Schmetterlinge (enthalten in den „Mittheilungen des Münchner entomologischen Vereins"). — Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg 1878. — Sämmtliche von mir mitgebrachten zoologischen und botanischen Objecte sind der entomologischen Abtheilung des Königl. zoologischen Museum in Berlin, sowie dem Königl. Herbarium einverleibt worden.



Endlich kann ich nicht unterlassen, die mich im höchsten Grade ehrende Anerkennung zu erwähnen, welche mir Seitens der „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Berlin, der „Sociedade de Geographia“ und der „Commissão Central Permanente de Geographia“ zu Lissabon, und der „Geographischen Gesellschaft“ zu Hannover durch meine Ernennung zum Correspondirenden Mitglied zu Theil wurde.

Rostock im August 1879.

P. Pogge.

Bemerkung zur Karte.

Zur Herstellung der beigegebenen Karte wurde ausser dem ganzen irgend zugänglichen gedruckten Materiale an unveröffentlichtem benutzt: die Croquis und Tagebücher des verstorbenen Hermann von Barth, die gütigst mitgetheilten Aufnahmen des k. k. Oberlieutenants Lux und die Kartenskizzen des Dr. Pogge. Ich gedenke, demnächst in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, wo von Barth's Routier in grösserem Maassstabe (1:600,000) veröffentlicht werden soll, über jene Materialien und ihre Zusammenarbeitung Weiteres mitzutheilen.

Richard Kiepert.



Inhalt.

I. Theil. Von San Paolo de Loanda nach Kimbundo.

Pungo Andongo, Ankunft am 13. März 1875, S. 1—3. Die Neger in Angola 4—14. Handel Angola's mit dem Innern 15—17. Krankheiten in Angola 18. 19. Aufbruch nach Malange den 11. Juni 20. Die Tipoya. Behandlung der Träger 21. In Malange. Reiseregeln für den Weitermarsch 22—24. Die östlich gelegenen Negergebiete 25—27. Aufbruch von Malange den 14. Juli 28. Der Reitochse 29. 30. Ankunft in Sanza und Weitermarsch den 18. Juli 31. Grasbrände 32. Bau der Fundo 33. Ceremoniel beim Empfang eines Soba's 34. Die Songo-Neger 35—40. Weitermarsch vom 23. Juli bis 10. August 40—43. Uebergang über den Quango 44. Das Kioko-Gebiet 45—47. Weitermarsch 48. 49. In Kimbundo, Ankunft den 26. August 50—59.

II. Theil. Von Kimbundo nach Mussumba.

Aufbruch von Kimbundo den 16. September S. 59. 60. Marsch bis zum Tschikapa-Flusse. Waldvegetation 61. Am Tschikapa-Fluss und Uebergang 62—65. Im Dorfe Tschikapa 66—68. Weitermarsch den 21. September 69. 70. Uebergang über den Kalombo-Sumpf 71. 72. In Discha-Kascha 73. 74. In Schamkanda den 29. und 30. September 75. Revolte unter den Kokio-Begleitern 76. Die Kalunda-Neger 77. Uebergang über den Kikumbo-Fluss den 2. October 78. Uebergang über den Losa und Luayi 79. Lager im Dorfe Sambumba 80. Weitermarsch 81—86. Rast in Mulemba vom 22.—25. October 87—93. Lager in Tenga 94. 95. Weitermarsch 96. Ueberschreiten des Kassai 97. Rast in Difunda den 29. October 98. Am Ufer des Kassai 99. 100. Weitermarsch 101. An den Ufern des Kakumkige 102. Eine Büffeljagd 103. 104. Rasttag am 6. November 105. Weitermarsch 106. 107. Lager in Kalungo-Zenga 108—110. Am Lulua 111. Lager in Fiunumbande 112. Lager in Kadinga vom 17.—21. November 113. 114. Weitermarsch 115—118. Lager in Kapape 119. Am Luisa-Fluss vom 2.—4. December 120—122. Empfang der Gesandtschaft Muata Jamwo's 123. 124. Lager in Sangeyi und Kabebe 125. Ankunft in Mussumba am 9. December 1875 126. 127.

III. Theil. Mussumba und der Hof des Muata Jamwo.

Der erste Tag in Mussumba S. 127. 128. Meine erste Begegnung mit dem Muata Jamwo 129—131. In Mussumba den 11.—21. December 132—140. Erster feierlicher Besuch Muata Jamwo's 141—145. Ameisenplage 146. In Mussumba vom 22.—24. Decbr. 147. Erneuter Besuch Muata Jamwo's 148—150. In Mussumba vom 26.—28. December 151. Mein Besuch bei der Lukokescha 152—156. Gegenbesuch der Lukokescha 157. Mein Gegenbesuch beim Muata Jamwo 158. 159. In Mussumba vom 30. December bis 27. Januar 1876 160—175.

IV. Theil. Von Mussumba nach Inschibaraka und zurück nach Malange.

Aufbruch von Mussumba den 28. Januar 1876 S. 176. In Inkatschia den 31. Januar 177. Weitermarsch und Rasttage vom 1—4. Februar. Ankunft in Inschibaraka am 5. Februar 178. 179. In Inschibaraka vom 5.—16. Februar 180—182. In Tengo, Kanambande, Auta-Naueyi und Messade Kiansa vom 16.—25. Februar 183—185. Schibambe, Efuka. Rückkehr nach Massumba 26. Februar bis 1. März 186. In Mussumba vom 2. März bis 3. April 187—193. Hochzeit einer Prinzessin 194. In Mussumba vom 4.—16. April. Abschied vom Muata Jamwo 195—200. Abreise von Mussumba den 17. April 201. Lager in Sangeyi und Kifembe vom 18.—23. April 202. Weitermarsch vom 24.—30. April 203. Uebergang über den Lulua 204. Rast in Kadinga vom 2.—16. Mai. Aufbruch am 17. Mai 205—206. Weitermarsch vom 18.—23. Mai 207. Wildreichthum am Lulua-Fluss 208. In Buckanda vom 29. Mai bis 8. Juni 209. Aufbruch von Buckanda den 15. Juni. Verfehlte Jagd 210. 211. Jagdregeln 212. Aufbruch am 17. Juni 213. Weitermarsch vom 18.—27. Juni 214. Uebergang über den Kassai 215. Lager in Mulemba vom 31. Juni bis 2. Juli 216. Weitermarsch vom 3.—21. Juli 217. Rückkehr nach Kimbundo den 30. Juli 218. Das Kassangegebiet 219. Rückkehr nach Malange 220. 221. Meteorologische Beobachtungen 222. 223.

V. Theil. Anhang.

Geschichte der Entstehung des Reiches Muata Jamwo's und des Reiches Kasembe 224—226. Das Reich und der Hof des Muata Jamwo 226—236. Etwas über Sitten und Gebräuche der Kalunda 236—246.

I. Theil.

Von S. Paolo de Loanda nach Kimbundo.

Am 15. Februar 1875 Nachts Abfahrt auf einem 5 bis 6′ tief gehenden Dampfer von S. Paolo de Loanda; Morgens gegen 10 Uhr Einfahrt in den Quanzafluss.

Am 19. Februar Abends 8 Uhr Ankunft in Dondo*). Der Agent der Dampfschiffahrt in Dondo, Herr Capitain Alexandersen, ein Deutscher, nahm sich unserer auf das Freundlichste an. Soyaux und ich wohnen im Hause des Herrn Newton, eines Engländers, v. Homeyer bei Alexandersen. Am 7. März Aufbruch von Dondo. Am 13. März Abends 8 Uhr Ankunft in Pungo Andongo. Der Weg bis Pungo Andongo ist gut. Er führt von Dondo 10 Minuten lang durch einen Affenbrodbaum-Wald, steigt dann auf ein etwa 1000′ hohes Plateau, auf welchem er mit geringen Abwechslungen bis etwa 2 deutsche Meilen von Pungo Andongo fortläuft, wo er allmählig in eine flache Ebene hineingeht. In der Mitte dieser Ebene, welche von allen Seiten von niedrigen Hügelketten eingeschlossen ist, liegt Pungo Andongo im Engpasse eines schroff aus der Ebene emporsteigenden Felsengebirges. Dasselbe besteht aus 400—600′ hohen, steilen Felsen von grauer und röthlicher Farbe, welche oben ebene Plateaus bilden, untermischt mit einzelnen, runden Kuppen von Granit. Das Gebirge ist vulkanischen Ursprungs, und deutlich sieht man, wie von einigen der runden Granitberge das glühende Gestein in den Pass hineingelaufen, hier stehen geblieben und erkaltet ist. Dies Conglomerat kleiner Granitsteine etc. ist vielfach hohl und klingt unter den Füssen der darüber Hinschreitenden**). Pungo Andongo, in Europa gelegen,

*) Die Dampfer fahren auf dem Flusse nur bei Tage; während der Nacht gehen sie vor Anker.

**) In einem von Dr. Buchner an den Vorstand der deutschen afrikanischen Gesellschaft gerichteten Schreiben vom 26. Januar 1879 spricht sich derselbe dahin aus, dass die Felsen Pungo Andongo's nicht vulkanischer Natur seien; dieselben beständen vielmehr aus Conglomerat und Sandstein.

würde eine uneinnehmbare Festung sein. In diesem c. ¼ Meile breiten Engpasse liegen vom West- bis nach dem Ostende desselben zerstreut etwa 50—60 aus Lehm erbaute, mit Stroh gedeckte, und nur mit Luken versehene Häuser und bilden in Gemeinschaft mit einigen Neger-Ansiedelungen die Stadt. In Pungo Andongo mögen 30 bis 40 Europäer wohnen. Mit Ausnahme des Militair-Chefs sind Alle Kaufleute, welche von den Eingebornen hauptsächlich Palmoel, Wachs und Erdnüsse, aus dem Innern aber Kautschuck und Elfenbein erhandeln. Fast hinter jedem Hause befindet sich ein sehr fruchtbarer, schwarzer Lehmboden, welcher mit Bananen, Orangen, Guyaven, Melonenbäumen, Palmen etc. bebaut ist. Auch der Chininbaum, welcher versuchsweise hier angebaut ist, gedeiht. Ausserdem liefert der Boden an europäischen Erzeugnissen: aus Portugal eingeführte Kartoffeln, Bohnen, Kohl, Salate etc. Die Bohnen in der Colonie sind schmackhaft, während die des Innern ihrer dicken Schaale wegen weniger gut sind. In Pungo Andongo wird Rindvieh gezüchtet, welches in der schönen Grasebene ausserhalb des Gebirges geweidet wird. Auch giebt es hier Schaafe, welche die Grösse unsers deutschen Schaafs erreichen, jedoch ein kalbähnliches, weisses und schwarzbuntes, oder weisses oder rothbuntes Fell haben; ihr Schwanz hat die gewöhnliche Länge. Die älteren Böcke haben etwas Mähne; es fehlen ihnen aber die Hörner entweder gänzlich oder dieselben sind nur schwach. Ferner kommen Schweine, Ziegen, Hühner und wenige Tauben, Hunde und Hauskatzen hier vor. In den Bergen giebt es Hundsaffen und Klippschliefer. Der Wildstand ist jedoch ausserordentlich arm, was wohl darin seinen Grund finden mag, dass die fast baumlose oder dünn mit Campinenwald bestandene Ebene von Pungo Andongo sehr bevölkert ist, und die Jäger das Feuersteinschlossgewehr allgemein handhaben. Die Gebirgsschluchten von Pungo Andongo selbst sind vielfach schön bewachsen. Der Ort hat einige Bäche, welche nicht austrocknen und ziemlich gutes Trinkwasser liefern. Hingegen versiegen die zahlreichen Quellen im Gebirge meistens während der trocknen Zeit. In der Regenzeit sind sie aber alle lebendig, und nach starkem Regen stürzt das auf den Felsen angesammelte Wasser oftmals von oben herab. Die Regenzeit beginnt hier regelmässig Anfang October und dauert bis Mitte Mai. Es bleibt aber zuweilen der Regen aus.

Der Affenbrodbaum kommt in Pungo Andongo vor; ein grosses, vertrocknetes Exemplar desselben steht auf einem schmalen, etwa 400′ hohen Felsenobelisk am äussersten Ostende. In Malange, im Orangengarten des Herrn Saturnino, befinden sich zwei Exemplare dieses Baumes. Von Pungo Andongo bis nach Cassange kommt derselbe jedoch nicht vor. In Cassange findet er sich vereinzelt,

fehlt aber jenseit des Quangoflusses gänzlich. — Der Quanza fliesst c. eine deutsche Meile südlich von Pungo Andongo von Osten nach Westen. Das Felsengebirge von Pungo Andongo bildet in südöstlicher Richtung das Ufer des Flusses.

In Pungo Andongo kann der Reisende nicht nur von den Kaufleuten alle Tauschartikel für das Innere, sondern auch alle möglichen Requisiten für den Comfort kaufen. Der Chef, ein europäischer Lieutenant (Tenente) commandirt für gewöhnlich 50—60 schwarze Soldaten, welche möglichst zerlumpt und für gewöhnlich barfuss gehen und von 2 oder 3 europäischen Unteroffizieren (portugiesische Militair-Sträflinge) dressirt werden. Dieselben sind, so viel ich weiss, in neuerer Zeit mit Snider-Gewehren bewaffnet. Die Chefs der kleineren Städte sind gegen jeden Reisenden sehr freundlich und geben demselben bis zur nächsten Militair-Station freie, militärische Escorte. Der Reisende thut aber besser, ohne eine solche zu reisen, da diese schwarzen Soldaten unterwegs meistens Unfug treiben und bei etwaigen Ueberfällen, wie mir portugiesische Kaufleute versichert haben, die ersten sein sollen, welche davonlaufen. Die Chefs haben die Polizei-Verwaltung und das Gerichtswesen erster Instanz in der Stadt, sowie im ganzen District in einem Umkreise von 3—4 Meilen in der Hand. Die zweite Instanz ist das Gouvernement in Loanda. Früher zahlten die Häuptlinge (Soba's) Tribut an die Regierung, was seit einigen Jahren aufgehört hat. Dagegen haben die Soba's die grosse Landstrasse in Ordnung zu halten, und hat der Chef darauf zu sehen, dass die Wege zweimal im Jahre behackt und von Busch etc. befreit werden. Natürlich hat die Ausführung ihre Schwierigkeiten, so dass die Wege oft von schlechter Beschaffenheit sind. Jeder Ort im District hat einen Soba.

Pungo Andongo hat eine Kapelle, bei welcher ein Neger als Seelsorger fungirt; derselbe hat mir durch seine Intelligenz und sein angenehmes Wesen sehr gefallen. Gleichzeitig ist derselbe auch Lehrer und unterrichtet 30—40 schwarze Kinder in der portugiesischen Sprache, in Religion, im Schreiben und Rechnen. Es sind dies Kinder von getauften Negern, welche als Händler in Pungo Andongo und in der Umgegend ansässig sind, meistens kleine Lehmhäuser mit Gärten bewohnen und etwas Handel und Viehzucht treiben. Sie nennen sich Baptisten und dünken sich hoch erhaben über die ungetauften, meistens noch im Fundo (Bienenkorb ähnliche Hütte) wohnenden Neger. Diese ungetauften Neger, von denen nur wenige portugiesisch sprechen können, benutzt der Händler als Träger (Carregadores). Die meisten von ihnen wohnen im District und stehen unter dem Soba, der seinerseits dem Chef untergeordnet ist. Ein Taufzwang existirt nicht.

Dies Verhältniss zwischen Baptisten und Carregadores tritt erst so recht in Malange hervor. Von hier aus gehen die meisten Carawanen in's Innere. Hier engagirt der Reisende den Baptisten als Führer und Dolmetscher und die Carregadores. Letztere stellen sich, wenn sie besonders Lust haben und ihren Mann kennen, von selbst und bieten ihre Dienste als Träger dem Reisenden an. Für gewöhnlich aber wendet der Reisende sich an einen oder mehrere der im District wohnenden Soba's, welche dem Reisenden die gewünschte Zahl von Trägern engagiren, dafür aber mit kleinen Geschenken belohnt werden müssen. Der Soba ist verantwortlich für das Entlaufen der Leute, d. h. er hat sie im Fall ihres Entweichens zur Verantwortung zu ziehen.

Pungo Andongo ist Poststation. Die Verwaltung derselben hat der Chef; die Ausführung wird durch fest engagirte Carregadores besorgt, welche einzeln mit dem Felleisen von einer Militär-Station zur andern gehen, und dort abgelöst werden. Sie tragen ein Lederkissen oder einen mit Schellen besetzten Riemen um den Leib zur Verscheuchung von wilden Thieren; ausserdem tragen sie ein Seitengewehr als Waffe und befördern im Allgemeinen sehr rasch und sicher die Briefe.

Die meisten Europäer im Innern der Colonie sind nicht verheirathet, wenigstens nicht nach europäischen Begriffen, was wohl seinen Grund darin finden mag, dass die europäischen Damen das Klima des innern Angola im Allgemeinen nicht gut vertragen können. Ich erinnere mich nur einzelne weisse Damen in den Städten des inneren Angola's gesehen zu haben. Der Eingeborene lebt in Polygamie. Er hat einen Anhang von Frauen um sich, deren Kinder nach portugiesischer Bestimmung ihm gehören; auch hat er die Verpflichtung, seine Frauen und Kinder zu bekleiden und verpflegen. Weiber und arme Männer besorgen die Feldwirthschaft und die Bereitung von Speisen. Die Weiber kleiden sich in Callico, welcher nur in schmalen Streifen in den Handel kommt, von ihnen aber derartig zu einem Tuche zusammengenäht wird, dass sie im Stande sind, den ganzen Körper bis über die Brust damit einzuhüllen. Als besonders anständig gilt es, die Länge und Breite des Tuches in dem Maasse auszudehnen, dass dasselbe nicht allein den ganzen Körper bedeckt, sondern noch ein Ende übrig bleibt, welches über die Schulter herabgeschlagen wird. Der arme Mann verhüllt regelmässig nur die Taille und die Lenden. Die Mutter, welche sich von dem jungen Kinde selten trennt, trägt dasselbe auf dem Rücken unter ihrem Tuch und mit demselben festgehalten, so dass nur der Kopf und ein Theil der Schultern heraussieht. Der Baptist, welcher meistens selbst etwas schneidern kann, macht oder lässt sich gern eine Hose und Jacke machen,

geht auch wohl gern in Schuhen. Die vornehmen Damen tragen selten Kleider und Schuhe; besonders lieben die Weiber es aber sich bunte Etiquette von Flaschen oder ein anderes buntes Stück Papier vor die Stirn zu kleben. Im Allgemeinen aber schmückt sich der Küstenneger lange nicht so sehr, als der des Innern. Er ist solider in seinem Geschmack. Die arbeitende Mutter verrichtet die meiste Arbeit mit dem Kinde auf dem Rücken und erfüllt manchmal auch, wie ich gesehen, die mütterlichen Pflichten während der Arbeit. Natürlich gilt dies aber nicht als Regel, da alle Mütter wohl nicht die natürlichen Vorzüge besitzen, sich mit dem Säugling von der Seite aus in Verbindung zu setzen. Uebrigens scheinen sie alle sehr viel von ihren Kindern zu halten, wenigstens lässt die Mutter dem Kinde oft eine äffische, übergrosse Sorgfalt zu Theil werden und misshandelt oder straft das Kind fast niemals. Nur ein einziges Mal habe ich, und zwar in Loanda, eine Mutter ihr Kind auf sehr glimpfliche Weise strafen sehen, obgleich ich unzählige Male Kinder in Situationen gesehen habe, welche auch die zärtlichste europäische Mutter mit dem Stock in's Gleichgewicht gebracht haben würde. Wahrscheinlich ist diese Liebe eine natürliche, wenngleich auch die socialen Verhältnisse etwas Einfluss üben könnten. Nach alten Traditionen nämlich, welche allerdings durch die portugiesische Regierung unterdrückt werden, nach alter Gewohnheit aber noch stellenweise zu Recht bestehen, gehört in Angola (ohne Cassange) gerade so, wie jetzt noch in Songo, Minungo und Kioko*), das Kind dem ältesten Bruder, resp. den Brüdern der Mutter. Stirbt das Kind, selbst ohne Schuld der Eltern, so ist der Vater oder dessen Familie verpflichtet, dem gesetzlichen Eigenthümer den Schaden mit Sclaven oder Vieh zu ersetzen. Bezugnehmend auf die mir aufgefallene, grosse Zärtlichkeit führe ich an, dass viele Negermütter das Kind, sobald es soweit herangewachsen ist, dass es consistentere Speise zu essen vermag, mit Gewalt zwingen, grosse Quantitäten Fuba (Maniok-Polenta) zu sich zu nehmen. Die Mutter hockt dann vor einem mit diesem Lebensmittel gefüllten Topf, nimmt den Säugling zwischen ihre Beine und nudelt das Kind derartig, dass dies Manöver nie ohne Schreien und krampfhaftes Weinen abgeht, und zwar so lange, bis wo möglich die Leckerbissen aus dem Halse wieder herausragen, oder der Topf seines Inhaltes entleert ist. Ein Uneingeweihter könnte wohl glauben, dass das schreiende Kind bei dieser Manipulation ersticken müsste, und ich habe mir oft die Frage vorgelegt, ob diese Abfutterei, welche vielfach im Gange ist, nicht die Ursache der oft so aufgetriebenen Leiber der Kinder sein könnte. Die Mütter betreiben dies Geschäft meistens geheim, so dass dem Reisenden

*) Der Portugiese schreibt: Quimbundo, Quioko.

selten die Gelegenheit geboten wird, den Zuschauer zu spielen. Im Allgemeinen werden die Kinder von den Müttern sehr lange genährt. Man sieht zuweilen schon ziemlich grosse Kinder noch im Stehen die Mutterbrust nehmen.

Die Kinder der Europäer und Negerfrauen, welche sich durch eine hellere Hautfarbe von den Schwarzen unterscheiden, dünken sich bedeutend mehr, als die Baptisten. Sie sind getauft und fast alle sprechen portugiesisch. Die Söhne treiben meistens Handel, während die Töchter mit Nichtsthun ihr Leben verbringen. Sie schmücken sich so gut es geht und verstehen etwas zu nähen. Es ist Thatsache, dass mit wenigen Ausnahmen alle Mulatten, wie sie von den Portugiesen genannt werden, im Falle sie von ihrem Vater mit Geld und anderen Glücksgütern bedacht worden sind, dieselben in kurzer Zeit durchbringen und in das gewöhnliche Negerleben zurückfallen. Was den Charakter des Negers in Angola sowohl, als im übrigen Afrika betrifft, so kann der unparteiische Europäer denselben im Allgemeinen nur tadeln. Der Neger ist feige, faul, unzuverlässig, lügenhaft, liederlich, leichtsinnig, schlau und abergläubisch; er lügt, stiehlt und betrügt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft; er fühlt sich nur da wohl, wo er zu leben hat, kennt keinen Patriotismus, kein Heimweh, obgleich man zugestehen muss, dass die Bande der Verwandtschaft von ihm sehr respectirt werden, und die Verwandten in der Noth fest zu einander halten. Für den Neger spricht ferner eine Art Gastfreundschaft und seine Neigung, Verwandten und Freunden Geschenke zu machen. Der gewöhnliche Träger theilt in Zeiten der Noth gerne seine Maniok-Wurzel mit seinem Patron, steht auch im Falle eines Gefechtes für die Sicherheit seines Patrons, sowie seiner Carawane ein, vorausgesetzt, dass er im Augenblick der Gefahr den Kopf nicht verliert, eine gewisse Macht hinter sich weiss, und nicht die Flucht ergriffen hat. Er ist, wenn er nichts zu leben hat, mässig und zufrieden, ist zäh und widerstandsfähig gegen äussere Eindrücke. Will man dem Neger europäische Medicin mit Erfolg eingeben, so möge man die gewöhnliche Dosis wenigstens verdoppeln, und selbst eine doppelte Portion hat oftmals noch keine Wirkung.

Der Reisende möge sich hüten, dem Träger Versprechungen zu machen, sie haben keinen Werth. Er erreicht nichts weiter, als dass der Träger trotz des Versprechens in seinem alten Schlendrian fortfährt, und der Reisende hat als Geprellter nachher sein Versprechen einzulösen, ohne das Gewünschte erreicht zu haben. Stellt man dem Träger die Alternative, ob er sogleich eine Elle Zeug zum Geschenk haben wolle oder nach 8 Tagen zwei Ellen, so wird derselbe sich stets die eine Elle ausbitten. —



Der Aberglaube ist allen Negern eigen; derselbe hängt eng mit dem Fetischdienst zusammen. Passirt irgend ein Weh einem Menschen oder einem Stück Vieh, so wird es dem Beschädigten niemals einfallen, dies einer natürlichen Ursache zuzuschreiben, sondern es ist stets ein anderer Mensch, welcher mittelst Fetisch die Macht besitzt, ihm ein solches Leid anthun zu können. Es wird dann ein Wahrsager requirirt, den Missethäter auszukundschaften, und letzterer muss eventuell durch eine Giftprobe seine Unschuld oder Schuld beweisen. Ueber das hierbei angewandte Verfahren, welches so ziemlich bei allen Völkerschaften, die ich kenne, dasselbe ist, demnächst das Nähere. In Angola herrscht diese Unsitte ebenso arg und vielleicht noch ärger, als im Innern, obgleich die Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dem Unwesen zu steuern sich bemüht.

Eine gute Eigenschaft des Negers ist Verträglichkeit. Höchst selten wird man Zeuge von Schlägereien sein. Auf allen meinen Reisen mit der grossen Saturnino'schen Carawane sowohl, als mit meiner eignen kleinen, sind Schlägereien unter den Mitgliedern nur sehr selten vorgekommen; etwaige Streitigkeiten endeten meistens mit vielem Lärm, jedoch ohne weitere Folgen oder mit einer Fetisch-Erklärung. Alle Vergehen und Verbrechen, selbst des Todtschlages und Mordes, mit Ausnahme des Fetisch, welcher als gemeingefährlich gilt, werden durch Loskaufen bestraft, indem der Delinquent bei Beschädigungen je nach Umständen den doppelten und vierfachen Werth an Sclaven, Vieh oder den gangbaren Tauschartikeln an die beschädigten Parteien zu zahlen hat. Ein solches Strafgesetz gilt gewohnheitsrechtlich bei allen mir bekannten Völkerschaften. Das Strafmaass ist aber bei verschiedenen Stämmen meistens ein verschiedenes.

Die Neger in Angola begraben ihre Todten in liegender Stellung, und je nach dem Reichthum der Verwandten wird die in eine Strohmatte oder in ein Stück Zeug gehüllte Leiche beerdigt. Sobald ein Neger gestorben ist, versammeln sich seine Verwandte aus dem Orte um die Leiche und singen wechselweise mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag und fast die ganze Nacht ihre Klage- und Wehlieder. Inzwischen werden Boten zu den erreichbaren Verwandten geschickt, welche nach und nach eintreffen, und mit den schon Anwesenden in das Jammergeheul einstimmen. Die meisten Verwandten bringen Lebensmittel, Palmwein oder Hirsebier herbei, bauen für den Fall, dass die Räumlichkeiten nicht ausreichen, Interimswohnungen, schleppen Kochmaterial zusammen und feiern, so gut es gehen will, ihre Orgien. Nach 24 Stunden, unter Umständen auch später, jedoch niemals früher, bringen sie die Leiche zu ihrer Ruhestätte, graben dort

ein flaches Grab, in welches sie die Leiche langgestreckt hineinlegen, bedecken die Grube mit Erde und befestigen dieselbe mit einem Haufen von Steinen oder Stücken von der Erde von Ameisenhaufen. Ausserdem lieben sie es, diese Gräber mit Thierschädeln, alten Töpfen, Glasscherben und anderen Dingen zu schmücken. Nach dem Begräbniss gehen die Leidtragenden nach Hause und pflegen meistens 8 Tage lang an dem Todesorte zu wohnen. Die Trauergesänge hört man dann seltener, namentlich am Tage; hingegen ist der Dreitact ihrer Trommel, wenn es nicht regnet, die ganze Nacht hindurch zu vernehmen. Für gewöhnlich wird ein grosses Feuer angezündet, um welches herum die Gesellschaft ihren, dem Küstenlande eignen Batuk tanzt*). Die Bestattungen sind bei den verschiedenen Völkerstämmen verschieden. Als ich im October 1876 in Malange ankam, starb in einer 100 Schritt von meinem Hause gegenüber liegenden Negeransiedelung der Sohn eines Baptisten. Die Ceremonien und Festlichkeiten waren die beschriebenen. Die Leiche wurde aber erst in ein Tuch und dann nach europäischer Sitte in einen schwarzen Holzkasten gelegt. Die Betheiligten hatten zwei Wachskerzen angezündet und brachten so den Sarg, der von sechs Männern auf langen Stöcken getragen wurde, zu Grabe. In Dondo, Pungo Andongo und Malange haben die Eingeborenen förmlich Kirchhöfe; im Districte selbst lieben sie es aber, ihre Todten vereinzelt beizusetzen, namentlich gern dicht an den Wegen.

Die Neger an der Küste pflanzen hauptsächlich: Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse, Bohnen, Bataten, Zuckerrohr, Ananas, Bananen, Baumwolle, Taback etc. Sie suchen sich für gewöhnlich in der Nähe von Quellen oder Bächen trockne Stellen dazu aus. Sind dieselben mit Holz bewachsen, so hauen die Männer (die Frau führt niemals die Axt) mit der kleinen Axt die Bäume 2—3 Fuss hoch über der Erde ab und legen, unbekümmert um die stehengebliebenen Stämme, die Pflanzung an, indem die meistens dünnen, abgehauenen Bäume einfach abgetragen werden. Zu Anfang der Regenzeit reinigen die Weiber mit einer kleinen Hacke, deren Stiel circa 1½′ lang ist, die betreffende Stelle, nachdem das trockne Gras daselbst vorher abgebrannt ist. Sie legen das Land in schmale, lange, parallellaufende Beete, gerade so, wie in Norddeutschland der Boden zum Rübenbau präparirt wird, und stecken die Reiser des Maniok einfach in den Boden. Diese Reiser schlagen, wenn es nicht zu lange trocken bleibt, sogleich Wurzeln, die schon im ersten Jahre zu ziemlich grossen Knollen

*) Obgleich ich kein Tänzer bin, möchte ich behaupten, dass der Batuktanz eine Art Française ist. In Loanda ist er seiner Indecenz wegen polizeilich verboten.

heranwachsen und dann verwendet werden. Im dritten und vierten Jahre ist die Pflanzung am ergiebigsten; nach dem vierten Jahre aber wird die Wurzel holzig und unbrauchbar. Es muss der Neger also alle 3 bis 4 Jahre eine neue Pflanzung anlegen. Die alte Pflanzung wird dann nicht mehr benutzt, weil der junge Maniok auf solchen ausgebauten Stellen nicht gut wächst. Der Maniok gedeiht zwar auf Sand, wird aber auf Lehmboden grösser. Im Innern findet man, namentlich im Lunda-Lande, Maniokwurzeln, welche $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss lang und so dick, wie eine starke Futterrübe werden. Ich glaube auch, dass auf gutem Boden die Felder sich länger als 4 Jahre halten. Der Maniok wird aus der Pflanzung genommen, indem mit der Hacke die dickeren Knollen, welche sich etwas unter der Erde befinden, hervorgesucht werden. Das dabei verursachte Erdloch wird wieder geebnet, und es wachsen nun die jüngeren Knollen weiter. Die Knolle wird in verschiedenen Formen verwendet: 1) Es wird die braune Rinde abgeschält, welche giftig sein soll, und das weisse Mark roh und geröstet gegessen. 2) Der Maniok wird mit der Schale 2 bis 3 Tage in Wasser gelegt. Sobald die Wurzel ganz vom Wasser durchzogen und etwas in Fäulniss übergegangen ist, wird die lose gewordene Schale abgelöst und die weisse Wurzel in der Sonne getrocknet. Diese so getrocknete Wurzel wird roh und geröstet gegessen. Sie ist sehr wichtig für Carawanen, welche sich damit auf Wochen und Monate verproviantiren können. In dieser Gestalt heisst der Maniok „Bobo.“ 3) Der Bobo wird in hölzernen, grossen Mörsern mit einem rohen Holzstab von den Weibern pulverisirt. Dieses Pulver wird durch einen aus Stroh künstlich geflochtenen Cylinder gesiebt, und das so gesiebte Mehl giebt das Hauptnahrungsmittel der Neger, die „Fuba.“ Dieselbe ist so fein wie das feinste Mehl und sieht ihrer schneeweissen Farbe wegen sehr appetitlich aus, auch wenn sie von Weibern, welche sonst eben keinen appetitlichen Anblick gewähren, präparirt und zum Verkaufe hergestellt wird. Das Mehl wird mit heissem Wasser zu einer Art Polenta angerührt, schmeckt fade und muss ungekaut verschluckt werden; ich wenigstens habe dabei meine Kauwerkzeuge niemals in Thätigkeit gesetzt. Die Polenta ist übrigens sehr gesund. Der Neger sitzt vor einem aus Lehm gebrannten Topfe voll Fuba, formt aus derselben mit den Fingern kleine Stücke oder Kugeln und führt dieselben so zum Munde. Gewöhnlich taucht er die Stücke vorher in eine aus Palmöl bereitete Sauce, welche meistens in kleinen, hölzernen Schüsseln aufbewahrt wird. Hat er kein Palmöl, so benutzt er oftmals die jungen Blätter der Maniokstaude, welche, mit Wasser aufgekocht, das Gemüse vertreten. Erdnüsse roh und geröstet, ferner Fleisch etc

dienen dem Neger ebenfalls als Beilage zu seiner Fuba, ohne die er nicht gut existiren kann, wohl aber ohne Fleisch und andere Delicatessen. — Der Eingeborene isst gern Fleisch, gleichviel ob von den Hausschlachtthieren oder von Wild. Feldratten, Feldmäuse, sowie viele Vögel dienen ihnen gleichfalls zur Nahrung, gleichviel, ob das Thier getödtet oder gefallen, oder ob das Fleisch frisch ist oder einen Hautgout hat. Mir sind keine Wildarten bekannt, welche der Neger von der Küste nicht isst; Hausratten und Hausmäuse aber werden verschmäht. Gegen die Gewohnheiten verschiedener anderer Stämme aber isst der Küsten-Neger für gewöhnlich weder Affen-, noch Hundefleisch. Ratten sind hingegen für den Neger ein Leckerbissen, ebenso Salz, welches er, wie der Europäer den Zucker, isst. Die Mütter schmieren es manchmal den Säuglingen in den Mund, obgleich diese darob schreien und das Gesicht bedenklich verziehen. Honig, aromatischer als unser norddeutscher, kommt zur Regenzeit ziemlich viel vor und wird von den Negern gern genossen. Der Europäer wird aber gut thun ihn abzukochen, da er sonst Fieber verursachen kann. Als ich am Luluafluss 3 bis 4 Wochen lang mein Lager aufgeschlagen hatte, konnten meine Diener es nicht unterlassen, in der Nähe des Lagers alle Mäuselöcher aufzugraben, obgleich wir frisches Wildfleisch in Menge hatten. Ich bezweifle deshalb die Richtigkeit der Ansicht, dass der Neger Ratten nur aus Noth esse. Die Hauptsaison für den edlen Rattensport ist in der trocknen Zeit. Unmittelbar nach dem Abbrennen des Grases pflegten während unseres Aufenthalts in Malange besonders Weiber auf den abgebrannten Stellen Jagd zu machen, wo aus den ziemlich zahlreichen Löchern die halbbetäubten Thiere mit Hacke und Fingern ausgegraben wurden. Es gab Jägerinnen, welche uns eine Beute von 6 bis 12 Thieren vorzeigen konnten, die sie dann, meistens in ihr Gewand eingewickelt, mit sich trugen. — Das Wildfleisch, für die Reise bestimmt, wird in lange Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet, in der Regenzeit unter Umständen auch am Feuer. In der ersten Zeit war das getrocknete Fleisch für mich essbar, später wurde es mir zu hart und holzig, und konnte ich es dann nicht mehr vertragen. Wichtig ist getrocknetes Fleisch jedoch für Carawanen. In wildarmen Gegenden ist es überall ein guter Tauschartikel. Frisches Fleisch röstet der Neger meistens; die Ratten werden ausgenommen, der Länge nach auf einen Stock gesteckt und über Feuer, nachdem die Haare abgesengt worden sind, geröstet. Hühner werden geröstet oder in einem Topfe mit Wasser gekocht; Bohnen werden in einem Topfe mit Fleisch oder Palmöl gekocht, bis sie mürbe sind. Ich habe meine Kost zuletzt nur in den üblichen

Negerapparaten bereiten lassen, da, mit Ausnahme eines eisernen Theekessels, meine anderen europäischen Kochgeschirre sämmtlich unbrauchbar geworden waren.

Die Europäer reiben den rohen Maniok so, wie in Nord-Deutschland die Kartoffeln auf der Reibe gerieben werden, und trocknen diesen Brei über dem Feuer. Dieser giebt, so zubereitet, ein blättriges und körniges Mehl, welches dem Reisenden besonders zu empfehlen ist. In der Regenzeit ist die Fuba meistens überall schlecht, weil sie leicht muchelig wird, während anderes Mehl sich sehr lange hält, schmackhaft bleibt und auch nahrhafter, als die Fuba ist; es hat mir das Brod vollständig ersetzt. Heuschrecken und fliegende Ameisen in einem trockenen Topfe geröstet, werden überall gegessen. Sehr beliebt ist, die Eingeweide soeben geschlachteter Ziegen auszusaugen. Von einer Ziege und einem nicht zu grossen Stück Wild wird Alles gebraucht, mit Ausnahme der stärkeren Knochen und des Schädels; das Fell wird als Schlafdecke benutzt; die Hörner von Antilopen, selbst der grossen Säbelantilope, werden entweder als Mittel gegen Fetisch verwendet, oder verkauft. Auch das Blut der geschlachteten Ziegen und das geronnene Blut des aufgebrochenen Wildes wird nicht unbenutzt gelassen. Mir bereitete mein Koch die Wassersauce zum Fleisch mit dem geronnenen Blut des Wildes, eine Speise, die ganz gut war. Er bewahrte das Blut in Beuteln auf, die aus den Eingeweiden oder Blasen gemacht waren. — An Getränken brauen die Neger ein Bier, Garapa genannt, und den Palmwein. Letzteren habe ich an der Küste nicht genossen. Die Garapa wird bereitet, indem Hirse, wie der Maniok, gestossen, gesiebt und dann mit Wasser vermischt und gegohren wird. Dieselbe schmeckt säuerlich, erinnert etwas an Buttermilch, hat sehr wenig Alkohol und ist, auch in grösseren Quantitäten genossen, durchaus gesund. Der Palmwein, welchen ich kenne, wird aus der Bordonpalme*) gewonnen, indem der Stamm angebohrt, der Saft aufgefangen und gegohren wird. Es giebt zwei verschiedene Arten Weine, nämlich den der hohen Palme und den der Bordonpalme. Ersterer soll berauschender sein, als letzterer. Dieser schmeckt frisch von der Palme süss und angenehm, gegohren aber säuerlich und hat einen fauligen Geruch; er enthält wenig Alkohol und etwas Kohlensäure. Seine Farbe ähnelt derjenigen von mit Wasser verdünnter Milch. Der Europäer soll beim Genuss des Palmweines mässig sein, da derselbe unter Umständen Dysenterie erzeugt. Die Neger lieben, wenn es möglich ist, derartige Quantitäten zu sich zu nehmen, dass sie davon berauscht werden.

*) Der Portugiese schreibt: Bourdão.

Musik ist unter den Negern sehr beliebt, obgleich man ihnen jegliches Gehör absprechen muss. Die Trommel, im Dreitakt mit den Händen geschlagen und meistens von Gesang, einem Schreien im Chor, begleitet, die Neger-Zitter und ein, den Küstenbewohnern eigenthümliches Instrument spielen an der Küste die Hauptrollen. Letzteres besteht aus einem Bogen und einer Kalabasse, die unterhalb der Bogenschnur als Resonanzboden am Bügel angebracht ist. Der Musiker entlockt der mit den Fingern geschwungenen Bogenschnur einzelne leise und melodische Töne, denen einer Aeolsharfe nicht unähnlich. Er singt gern zu diesem Instrument und stösst einzelne, meistens melancholisch klingende, nicht zu laute Töne aus, welche er in kleinen Pausen fortwährend wiederholt. — Fast alle Neger rauchen, Männer sowohl, als Weiber; an der Küste bedienen sie sich eines kleinen, schwarzgebrannten Thonkopfes, in welchem ein dünner Rohrstiel steckt. Diese Pfeifen sind den gewöhnlichen, kleinen, türkischen vergleichbar; der Stiel derselben ist aber nur circa ½ Fuss lang.

Im Allgemeinen geht der Neger gern auf Reisen; er vergisst, so zu sagen, sein Haus und Gut und zieht mit seinen Habseligkeiten ab. Das Reise-Necessaire besteht beim gewöhnlichen Träger aus einer Strohmatte zum Schlafen, einem Kochtopfe, Messer, Beil, Pfeife und je nach seinem Reichthum auch aus einem Gewehr. Ein Musik-Instrument führen viele mit sich und ebenso eine Tasse, oder Kalabasse als Trinkgeräth. Die Männer tragen vielfach einen ledernen, etwa 3″—4″ breiten, selbst gearbeiteten Gürtel, an den sie eine kleine viereckige, lederne Tasche mit Klappe, nicht unähnlich den kleinen europäischen Patronentaschen, befestigen. Namentlich der Träger, welcher Jäger ist und ein Steinschlossgewehr hat, führt gerne diesen Gürtel; in der Tasche birgt er seine Munition. Hat der Träger eine Frau, so begleitet sie ihn*). Die meisten Träger sind freilich zu arm und liegen meistens bei den Verwandten hausein, wo sie gleichsam Sclavendienste verrichten. Ist der Träger indessen so glücklich, eine Frau zu besitzen, so schleppt dieselbe auf der Reise die Habe des Mannes, mit Ausnahme der Flinte, des Beils und der Last (Carga) und bereitet im Lager die Speisen. Der Baptist, welcher luxuriös reist, ist oft von mehreren Damen begleitet, denen ebenfalls dieselben Verpflichtungen obliegen. Wenn vor Aufbruch des Morgens Alles in Ordnung gebracht wird, hilft der Mann seinen Damen den Bündel schnüren. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem, was dabei Alles zum Vorschein kommt: leere Flaschen, musikalische

*) Auf den gewöhnlichen kleinen Touren, z. B. von Dondo bis Sanza u. s. w., pflegt die Frau den Mann nicht zu begleiten, sondern nur bei lange dauernden Reisen.



Instrumente, Pfeifen, Kochtöpfe, Maniokwurzeln, alte Zeuglappen, vor allen Dingen Sterras (Strohmatten), unter Umständen todte Ratten, leere Cigarrenkasten, lebende Hühner, Kalabassen als Wasserbehälter und dergl. mehr. Das Ganze wird regelmässig in einem aus Zweigen geflochtenen Korbe ohne Griffe fest und gut verpackt und mit Band, das der Neger selbst aus Gras oder Schlingpflanzen flechtet, überschnürt. Hat die Frau ein Kind, so wird dasselbe unter das Tuch gesteckt; sodann pflegt sie sich eine Pfeife anzuzünden, der galante Ehemann hilft ihr den Korb auf den Kopf und folgt seinen vorangegangenen Frauen zu Fuss, oder wenn er einen Reitochsen besitzt, auf diesem. Bei schwierigen Flussübergängen helfen die Männer ihren Frauen und tragen das Gepäck hinüber.

Der Träger bindet seine Carga stets zwischen zwei Stöcke, so dass dieselben nach vorn und nach hinten etwa 3 bis 4 Fuss auslaufen, und sich das Gepäck in der Mitte der Stöcke festgebunden befindet. Er nimmt die Last abwechselnd auf Kopf und Schultern und ist im Stande, während des Gehens dieselbe von der Schulter auf den Kopf und zurück auf die Schulter zu befördern. Um den Körper vor Druck zu schützen bedient er sich meistens eines dicken aus Gras oder aus Zeuglappen geflochtenen Kranzes als Unterlage, auf der die Last ruht. Will der Träger das Gepäck absetzen, um auszuruhen, so bückt er sich soweit, bis die vorderen Enden der Stöcke die Erde berühren und die Last stützen, während der Kopf oder die Schulter auf diese Weise von der Last befreit werden. Bei längerer Rast benutzt er einen Baum, an welchen er seine Last derartig ansetzt, dass die oberen Enden der Stöcke am Baume, die unteren an der Erde ihren Stützpunkt finden. So geht er frei unter seinem Gepäck heraus und kann dasselbe leicht wieder aufnehmen. Die Kaufleute belasten den Träger der Küste mit mehr als 100 Pf. und behaupten, dass es ganz gleichgültig sei, ob er wenig oder viel Last trage, sobald es sich um Zurücklegung der gewöhnlichen Carawanendistanzen handelt. Den Trägern sind natürlich bequeme und leichte Lasten lieber. Meine scharfen, viereckigen Blechkoffer*) waren ihnen unbequem und durften deshalb nicht so schwer bepackt sein. Der europäische Kaufmann packt seine Waaren in der Regel in ein korbähnliches Flechtwerk, woran zwei Tragestöcke befestigt sind. Die Träger gehen im Gänsemarsch auf den schmalen Negerfusssteigen. In sicheren Gegenden dehnt sich die Carawane meistens weit, mitunter meilenweit aus; in solchen Fällen erreichen die Leute truppweise oder

*) Die viereckigen Blechkoffer sind für den Träger unbequem. Sie haben für den Reisenden aber grosse Vorzüge.

einzeln das Lager in Zeitabschnitten von Stunden und manchmal von Tagen, so dass die ersten Trupps auf die Nachzügler warten müssen. In unsicheren Gegenden oder bei schweren Passagen hält die Carawane zusammen, und im Gänsemarsche tritt jeder Träger genau in die Fussstapfen seines Vordermannes. Die Führer, die sämmtlich bewaffnet sind, werden nach vorne und hinten vertheilt, womöglich geht aber auch noch einer derselben in der Mitte. Der Träger, welcher ein Gewehr hat, benutzt dasselbe beim Marsch regelmässig, um den Druck der Last dadurch zu verhindern, indem er das Gewehr auf der Schulter trägt und den Lauf unter die Last steckt, während der Arm auf dem Schaft ruht, um diesen so als Hebel zu benutzen. Während des Marsches wird geplaudert, manchmal auch gesungen. Der Carawanengesang besteht darin, dass einer der Träger sehr rasch und unverständlich einige Worte ausstösst, worauf die ganze Trägercolonne im Chor einstimmt. Dieser Gesang hört sich gut an und hat auf mich stets einen besonderen Eindruck gemacht. Sind die Märsche lang, und ist es heiss, so gehen die Leute meistens still dahin.

Der Neger gewöhnt sich auf der Reise leicht und rasch an fremde Verhältnisse; er passt sich diesen gewissermassen an. In fremden Ländern macht er sich rasch mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes vertraut und lebt nach diesen, lernt rasch fremde Sprachen und vertauscht, wenn er längere Zeit in einem Lande bleibt, seine Heimathssprache mit der des neuen Landes. Hat das Land andere Geräthschaften: Pfeifen, Waffen, Musikinstrumente etc., so verdrängen diese neuen oftmals die heimathlichen. Was meine Leute jedoch beibehielten, war ihr Batucktanz. Wenn sie frische Ration bekommen hatten, so war es sicher, dass sie in den ersten Tagen besser lebten als ich. Die besten Ziegen und Hühner wurden erstanden. Hatte ich ihnen ihre Ration auf 14 Tage gegeben, so war es Regel, dass sie dieselbe in den ersten 3 bis 4 Tagen verjubelten, um nachher entweder von der Carga zu stehlen, mich anzubetteln, oder zu hungern. Den Lohn, welcher aus 5 Stücken Fazenda*) à 18 Yards (Elle) — eine aussergewöhnlich hohe Bezahlung — bestand und welchen meine Leute pränumerando in Kimbundo (10° S. B. und 19° 34′ Ö. L. von Greenw.) bekommen hatten, um mich nach Mussumba, der Hauptstadt des Reiches Lunda und Sitz des grossen Häuptlings Muata Jamwo zu begleiten, resp. mein Gepäck dorthin zu schaffen, hatten die meisten von ihnen schon in Kimbundo in den wenigen Tagen unseres Aufenthalts theils an die Schönen Kimbundo's verschenkt,

---

*) Mit Fazenda (Waare) bezeichnet der Portugiesische Kaufmann im Innern der Colonie schlechtweg den Callico.

wozu ein allnächtliches Ballfest ihnen die beste Gelegenheit gab, theils für Vergehen bezahlt, oder zu gut gelebt — mit einem Wort verbraucht. Sie bekamen ausserdem 2 Stück Fazenda à 18 Yards, welche ich jedoch einstweilen zurückbehielt und ihnen erst nach und nach ratenweise zum Einkauf von Lebensmitteln während der Reise ausbezahlte.

Als Winke für Reisende füge ich hier eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Handelsartikel in Malange, sowie einige Andeutungen über den Handel Angola's mit dem Innern ein.

Grobes Schiesspulver in Fässern von 4, 6—8 und 12 Pf. à Pf. 1000 Reisfracos.*). 1 Stück Fazenda à 18 Yards Riscado (bessere Sorte) 4000 Rsfracos. — Fazenda de lei, sehr dünn, ein Stück à 18 Yards 2000 Rsfracos. — Rothe Perlen (missanga Maria segunda) à Pf. 1200 Rsfracos. — Weisse Perlen (missanga branca) à Pf. 600 Rsfracos. — Messingdrath (möglichst dick). — Salz. — Branntwein, blos bis Kimbundo gangbar. — Feuersteinschloss-Gewehre. — Tassen, sehr roh aus Lehm gebrannt und glasirt, haben überall grossen Werth; eine Tasse gilt 4 Yards; dieselben sind aber unbequem wegen ihrer Zerbrechlichkeit. Dies sind die Hauptartikel, welche der Reisende als Tauschartikel haben muss, immerhin gelten sie aber nicht überall. Oestlich von Sanza hat Geld im Verkehr mit dem Neger keinen Werth. Nördlich von Kimbundo, im Luba-Lande**), haben Perlen weniger Werth als in Lunda. Im letzteren Lande gelten hauptsächlich die rothen Perlen (Maria segunda), und zwar möglichst grosse; mit den weissen Perlen muss man vorsichtig sein, da man dieselben oft entweder zu klein oder zu gross mit sich führt, und eine bestimmte Grösse zu bestimmten Zeiten nur gangbar ist, weil ihr Werth einer variirenden Mode unterworfen ist. Im Allgemeinen ist Alles zu gebrauchen, was glänzt und bunt ist, und was sich am Körper als Schmuck befestigen lässt, da der Neger im Innern Alles liebt, womit er sich schmücken kann. Man handelt aber bequem die täglichen Lebensmittel und kleinen Bedürfnisse mit den gangbaren Perlen, Schiesspulver und Fazenda ein, da alle diese Sachen einen bestimmten Cours haben. Mit Callico allein, glaube ich, kann der Reisende ganz Afrika durchziehen. Dieser Artikel bleibt immer die Hauptwaare. Ausserdem ist rother und blauer, grober Flanell (Baeta) ein Handelsartikel,

*) In Loanda wird regelmässig nach Reisfortes, in Malange nach Reisfracos gerechnet. 4500 Reisfortes = £ 1. 30 Reisfortes = 50 Reisfracos. In der Colonie wird im Handelsverkehr mit den Eingebornen regelmässig nur Kupfermünze benutzt. Geld als Zahlung wird ungefähr bis Sanza vom Eingebornen genommen.

**) In Luba haben Kauri-Muscheln, bekannt in Malange unter dem Namen „busas“, mehr Werth als Perlen.

besonders wichtig für den Händler, um Elfenbein zu kaufen; für den Reisenden ist er nicht nöthig.

Der Handel Angola's kann im Allgemeinen nicht als mustergültig betrachtet werden, da das Geschäft vielfach auf Credit betrieben wird*). Der grosse Händler nimmt vielfach auf Credit seine Waaren aus Portugal; der Händler im Innern Angola's nimmt auf Credit vom Grosshändler in Loanda. Der Händler im Innern giebt auf Credit dem Eingebornen, welcher successive seine Schuld durch Ablieferung von Landesproducten tilgt. Letztere sind aber oftmals sehr säumig in Abbezahlung ihrer Schuld, oder zu faul, um die Producte zu gewinnen, wenn sie nicht durch Schulden dazu gezwungen werden. Der Eingeborene würde wenig auf den Gewinn seiner Landesproducte bedacht sein, hätte er nicht vorher sich die Bezahlung geben lassen. Die Kaufleute, namentlich in früheren Jahren, verfuhren gegen ihre Schuldner nothgedrungen meistens sehr summarisch. Wenn diese nicht bezahlten, legten sie die Schuldner oder einen Verwandten als Repressalie in Ketten oder steckten ihn in das Gefängniss, so dass die Angehörigen dann die Pflicht hatten, den Gefangenen durch Deckung der Schulden auszulösen. Dies Verfahren ist theilweise missbraucht worden, und hat Erbitterung unter den Schwarzen hervorgerufen. So hat Cassange, wo im Anfang der sechziger Jahre ziemlich viele Europäer ansässig waren und die portugiesische Regierung eine Militärstation hatte, in Folge zu grosser Willkür der Kaufleute sich empört und sich von portugiesischer Botmässigkeit losgemacht. Der Händler im Innern der Colonie giebt ferner dem Baptisten Waaren und schickt ihn oft auf mehrere Jahre ins tiefere Innere, um dort billiger Wachs, Kautschuk und Elfenbein zu kaufen. Diese Leute können im Innern einige Producte in der Weise kaufen, dass ihnen dieselben von Eingebornen gebracht und nach den üblichen Preisen bezahlt werden. Im Allgemeinen können sie auf diese Weise aber nicht sehr viel Waaren einhandeln, sondern geben den Eingebornen Credit. Da, wo Kautschuk in den Wäldern vorkommt, und wo Elephanten sich vorfinden, giebt der Baptist dem Elephantenjäger im Voraus Bezahlung für so und so viele Zähne, demjenigen, welcher Kautschuk oder Wachs, bringen will, die Bezahlung für so und so viel Pfund Gummi oder Wachs. Diese Leute müssen nun oft Monate und Jahre lang warten, ehe ihre Schuldner sie befriedigen, da ihnen in den meisten Fällen eben kein anderes Mittel zu Gebot steht, als Warten. Wo die Carawanen sich stark genug fühlen, stecken sie die Schuldner auch in

*) Es giebt selbstverständlich viele rühmliche Ausnahmen. Mir sind im Innern der Colonie viele europäische Kaufleute bekannt, welche mehr oder weniger über ein ansehnliches Vermögen verfügen.



Ketten und nehmen sie eventuel als Sclaven mit. Im Allgemeinen aber kann man sagen, dass die Eingebornen besser bezahlen, als man dem Neger zutrauen dürfte. Der Afrikaner im Innern respectirt den Baptisten als Mann von der Küste, welcher mit den Weissen verkehrt, Fazenda bringt, in Hosen und Jacken gekleidet ist, womöglich auf einem Ochsen reitet, zu sehr, um ihn zu betrügen; auch ist er zu abergläubisch, fürchtet Fetisch u. s. w., um sich nicht, wenn irgend möglich, von seiner Schuld zu befreien. Natürlich bezahlen aber einzelne Schuldner nicht, sondern machen sich unsichtbar; grosse Häuptlinge drohen sogar und zwingen den Händler zum Rückzug. Dieser bezahlt aber verhältnissmässig zu geringe Preise, so dass er im Allgemeinen gute Geschäfte macht, vorausgesetzt, dass ein ganzer Stamm die Carawane nicht etwa ausgeplündert hat. Diese Baptisten aber betrügen ihren Gläubiger an der Küste wo und soviel sie nur können. Viele von ihnen kommen überhaupt nicht wieder, sondern siedeln sich im Innern an und gelten an der Küste als verschollen; andere bringen die Waaren nach Cassange, verkaufen sie hier und kommen nur mit der Hälfte zu ihrem Gläubiger zurück, der dann aber meistens doch noch ein gutes Geschäft macht. Die meisten Kaufleute, welche ich gesprochen, versicherten, dass sie niemals mehr Baptisten in's Innere schicken würden, da es zu riskant wäre. Obgleich einige Europäer sich neuerdings in Cassange angesiedelt haben, so kommt es doch vielfach vor, dass Carawanen der Eingeborenen aus dem tiefen Innern durch Cassange gehen, ohne ihre Waare dort zu verhandeln. Der Neger fürchtet keine Distanzen; wegen 1 oder 2 Stücke Zeug mehr zieht er schon 10 und 20 deutsche Meilen weiter, zumal er weiss, dass seine Waaren, je näher der Küste, einen um so höheren Werth erlangen. Ganze Carawanen passiren oft Malange und Pungo Andongo, um nach Dondo zu gehen. Derjenige Kaufmann an der Küste, welcher das Glück hat von einer Carawane mit Elfenbein, Gummi oder Wachs besucht zu werden, macht gute Geschäfte. Es ist dies Glückssache. Die Carawanen fallen in ein beliebiges Handelshaus ein, ziehen auch wohl von einem zum andern, obgleich alle Kaufleute dieselben Preise verabredungsmässig haben, was aber doch auch umgegangen wird. Die Kaufleute womöglich passen aber schon vorher auf, um durch besondere Liebenswürdigkeit die Carawane an sich zu ziehen.

Das Klima von Pungo Andongo gilt für gesund, obgleich es die Europäer gegen Fieber und andere Krankheiten nicht schützt. Die Temperatur ist dort bedeutend niedriger, als in Loanda oder Dondo; immerhin aber bleibt es lästig warm. Ich habe, nachdem ich mit den Herren v. Homeyer und Soyaux in Pungo Andongo angekommen war, einige Tage darauf mein erstes Fieber gehabt, welches

letzterer so freundlich war, mir in wenigen Tagen zu curiren. Es gilt bei den Europäern in Angola die Erfahrung, dass jeder Europäer, welcher nach Angola kommt, gleichviel, ob er schon einmal dort gewesen und akklimatisirt war oder nicht, vom Fieber befallen wird. Besonders günstig mag der Europäer es betrachten, wenn er rasch nach der Ankunft an der Küste oft Fieberanfälle bekommt. Es sind dies dann immer kleine Fieber, welche nach Genuss von Chinin leicht vorübergehen, während er fest darauf rechnen kann, dass die Fieberanfälle, wenn sie nach Monaten vielleicht erst eintreten, meistens heftig und lebensgefährlich auftreten. Kräftige, nicht korpulente Menschen vertragen das Klima im allgemeinen besser als schwächliche oder auch korpulente. Als Hauptmittel gegen Fieber gilt überall Chinin. Die Neger, welche ebenfalls am Fieber leiden, bedienen sich vegetabilischer Mittel aus dem Walde. Bei der Anwendung von Chinin mag jeder Reisende ausprobiren, wie viel davon, mit der Messerspitze genommen, ihm dienlich ist. Ein Abwiegen nach Grammen während der Reise ist unthunlich. Der Reisende, welcher nach den Strapazen der Tagesreise fieberkrank im Lager angekommen ist, ist keineswegs dazu aufgelegt, die Dosen genau zu berechnen, sondern nimmt einfach das Chinin nach Gutdünken. Meine kleinen Diener waren derartig instruirt, dass sie mir ganz richtig, je nach Wunsch, eine grosse oder kleine Portion zu reichen vermochten. Die sogenannten Praevatschen Spritzen, welche uns besonders hier für Einspritzungen empfohlen wurden, um sie bei schweren Fieberanfällen, sobald der Kranke das Chinin nicht bei sich behält, anzuwenden, halte ich für unpractisch, weil ihre Anwendung für den Laien einerseits gefährlich ist, andererseits aber die Instrumente leicht rosten. Die europäischen Kaufleute im Innern der Colonie, welche, da sie auf sich angewiesen sind und weder in Pungo Andongo, noch in Malange sich ein Arzt befindet, das Fieber gut zu heilen verstehen, legen Zugpflaster auf die Waden und in den Nacken und reiben diese Stellen, sobald sie wund sind, mit Chinin ein. Ich habe stets Chinin eingenommen, aber nur dann, wenn ich mich unwohl gefühlt habe. Ein prophylaktisches Einnehmen ist unthunlich; die portugiesischen Kaufleute lachen darüber. Ueberhaupt muss ich bekennen, dass ein Arzt überflüssig ist, sobald er eine Expedition ins Innere nur als solcher begleiten will. Er ist eben so gut, als jeder Andere Krankheiten ausgesetzt und hat namentlich auf der Reise, während welcher man hauptsächlich leidet, das europäische Krankenbett nicht vor sich. Ausser dem Fieber sind Lungenentzündungen und Rheumatismus die häufigsten Krankheiten. Lang anhaltende Fieber haben häufig Leberkrankheiten und Anschwellung der Milz zur Folge. Die Europäer

bringen bei letzterem Leiden Blutentziehungen in Anwendung, entweder durch Schröpfköpfe oder Blutegel. Der afrikanische Blutegel, welcher benutzt wird, ist kleiner, als der norddeutsche, drei afrikanische kann man auf einen deutschen rechnen. Alle Krankheiten, welche meistens rasch ohne besondere Vorboten auftreten, schwächen den Patienten sehr rasch. Ein oder zwei Tage anhaltendes scharfes Fieber kann den Patienten so schwach und matt machen, dass er kaum zum Gehen fähig ist. Als besonders günstig aber mag es betrachtet werden, wenn der Kranke sich eben so rasch wieder erholt. Eine lange Zeit der Reconvalescenz giebt es im Allgemeinen nicht; auch braucht der Patient sich gegen die Witterung während seiner Krankheit nicht so zu schützen, wie in Europa. Sobald die Krankheit vorüber ist, stellt sich meistens ein starker Appetit ein, und die verursachte Schwäche ist leicht überstanden. Ich habe in Pungo Andongo einen portugiesischen Kaufmann gesehen, welcher an der Lungenentzündung auf den Tod lag und nach drei Tagen bereits mit der Cigarre im Munde spazieren ging. Die Neger sind aber ebenso Krankheiten unterworfen, als der Europäer, obgleich sie sowohl, als die Mulatten, bedeutend widerstandsfähiger gegen Klima und namentlich gegen Strapazen sind. Gegen die Sonne z. B. schützen sie sich gar nicht, und nur der Baptist bedeckt sich, weil er es liebt, sich europäisch zu kleiden, mit Mütze oder Hut. Die vornehme Frau bindet sich einen Turban von Fazenda derartig um den Kopf, dass der Schädel meistens oben frei ist. Dies Alles wird aber nur als Zierrath betrachtet; sie vermögen ebensogut, wie der gemeine Neger, welcher stets barhaupt geht, den Sonnenstrahlen ohne Kopfbedeckung sich auszusetzen. Die Neger haben ihre eigenen Doctoren, welche meistens mit guten vegetabilischen Mitteln und mit Blutentziehungen kuriren. Wenn ein Neger schwer erkrankt, so rufen die Verwandten den Arzt. Die Verwandten stecken vor allen Dingen Antilopenhörner (manchmal auch bunte Lappen, Tigerklauen etc.) vor den Eingang der Hütte oder auf das Dach derselben als Mittel gegen Fetisch. Der Arzt besieht den Kranken, fühlt aber nicht den Puls. Es werden nun die Verwandten und guten Freunde (oder wenigstens die Träger auf der Reise) zusammenberufen. Der Arzt, womöglich mit Hörnern decorirt, kauert in ihrer Mitte, in den Händen entweder ein Strohgeflecht (nicht unähnlich einer europäischen Kinderschlüsselbüchse) oder auch einen hölzernen Becher mit Holzstücken oder kleinen Steinen haltend, und ruft die Namen der verschiedenen Krankheiten einzeln auf, welche die betheiligten Anwesenden laut schreiend im Chor wiederholen. Dieses Concert macht auf den Europäer den Eindruck einer Kinderschule; bei jedem Ausruf

schüttelt der Arzt entweder die Schlüsselbüchse, oder würfelt mit dem Würfelbecher. Dieses Verfahren dauert etwa 10 Minuten, und nun wird die Diagnose gestellt und die Wahl des Mittels getroffen. Der Kranke, selbst der Schwerkranke, liebt es, des Tags über, wenn es nicht regnet, auf einer Strohmatte nackt im Schatten, des Abends aber, oder wenn es regnet, im Fundo bei einem Feuer, umgeben von seinen Nächsten, zu liegen. Stirbt der Kranke, so ist es Fetisch.

Es giebt unter den Baptisten aber Aerzte, welche diesen Hokuspokus verschmähen und gute Mittel zur Kur besitzen. Mir haben einzelne portugiesische Kaufleute versichert, dass sie sich bei diesen Leuten mit Erfolg Rath geholt hätten. Ich meines Theils hatte in meinem Gefolge einen Baptisten, dem ich mich unbedingt zur Kur anvertraut haben würde, wenn ich selbst keine Mittel gehabt hätte. Die afrikanische Medicin ist frisch und unverdorben, weil der Arzt bei jedem speciellen Fall sie aus dem Walde holt. Die Medicamente des Reisenden dagegen, wenn sie nicht gut verpackt sind, verderben oder verlieren die Kraft.

Meine Träger zogen den Fetisch-Doctor einem Arzte vor. Dem kranken Küsten-Neger wird regelmässig eine runde Stelle, so gross wie ein Zweithalerstück, auf dem Kopfe geschoren und ihm dann meistens ein Tuch stirnbandartig um den Kopf gebunden.

Am 11. Juni brachen Lieutenant Lux und ich (Lt. Lux war am 9. Juni in Pungo Andongo angekommen) in Begleitung des portugiesischen Kaufmanns Senhor Leite in einer Hängematte (Tipoya) nach Malange auf.

Am 13. Juni Mittags trafen wir in Malange ein, wo wir vom Chef in dem grossen, geräumigen Chef-Hause sehr freundlich aufgenommen wurden. Der Weg war gut, die Brücken aber waren miserabel. Wir passirten die beiden kleinen Flüsse Lutete und Lombe. In dem Orte Lombe am Flusse gleichen Namens fanden wir eine freundliche Aufnahme bei einem portugiesischen Händler und Farmer. Letzterer hatte früher in Cassangė gewohnt und dort Livingstone auf seiner Reise nach Loanda beherbergt.

Die Touren von Dondo bis Malange gingen sehr bequem von statten. Wir wurden von 2 Negern in der Tipoya getragen, in der wir vor den Sonnenstrahlen geschützt waren, da über der Matte ein Schirm zum Schutz gegen die Sonne sich befand, von welchem nach beiden Seiten zu Gardinen herunterhingen. Wir lagen ausgestreckt mit einem Kopfkissen unter dem Nacken und konnten uns in dieser Stellung nach Belieben beschäftigen. Der Reisende

hat, je nach seinem Körpergewicht, 4, 6 oder mehr Reserveträger, so dass diese Leute sich abwechseln können. Das Tempo einer Tipoya auf der Reise ist sehr rasch; die Träger legen ¾ bis 1 deutsche Meile in der Stunde zurück. Der Tipoya-Träger hält sich für besser, als ein gewöhnlicher Waarenträger, wird auch etwas höher bezahlt. Sie tragen den Apparat meistens auf den Schultern, halten nach 10 Minuten gewöhnlich für einen Augenblick an, um die Last von der Schulter auf den Kopf zu befördern. Ein leichter Reisender wird natürlich viel angenehmer und rascher befördert, als ein schwererer. Bei einem sehr schweren Reisenden kommt es vor, dass die Träger rundweg erklären, die Last nicht tragen zu können, und höheren Lohn verlangen. Die Träger lieben auf der Reise zu singen, oder begnügen sich damit, unarticulirte, bestialische Töne auszustossen, oder aber sie gehen still ihres Weges. Als ich zuerst von Dondo nach Malange reiste, habe ich allerdings viel Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich als Neuling mit den Leuten nicht umzugehen wusste. Sie haben einen solchen Neuling förmlich zum Besten, um ihn gleichsam erst auszuprobiren und zu prellen. Bei jedem kleinen Graben liessen mich die Träger aussteigen, und ebenso bei jeder kleinen Anhöhe; manchmal verweigerten sie sogar ganz den Dienst, indem sie mir mit Geberden zu verstehen gaben, dass ich ihnen zu schwer sei. Auf der Rückreise von Malange nach Dondo reiste ich hingegen, obgleich ich in ersterem Orte mir unbekannte Träger für die Tipoya engagirte, ebenso bequem, wie im Postwagen; nur unpassirbare Stellen, Gräben mit hohen Uferrändern, steile Anhöhen u. s. w. vermochten meine Träger zu der motivirten Bitte, einen Augenblick auszusteigen. Ich hatte eben gelernt, mit den Leuten umzugehen.

Da sich keine bestimmte Regeln für die Behandlung der Träger aufstellen lassen, so will ich bei dieser Gelegenheit dem Reisenden den Rath geben, den Negern möglichst schroff entgegenzutreten, und ich spreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, dass ich sehr schlecht von meinen Leuten so lange behandelt worden bin, als ich sie nicht den Stock fühlen liess, sondern mit Ermahnungen oder gar Geschenken etwas erreichen wollte. Der Reisende darf nicht viel reden, sondern er muss entschlossen handeln. Er muss seine Leute streng behandeln, aber er soll auch dafür sorgen, dass sie reichlich zu leben haben. Namentlich soll er im Innern stets das Interesse seiner Leute wahren, und in kleinen Streitigkeiten mit den Eingebornen, welche sehr häufig sind, mag er ein Auge zudrücken, sobald es sich um den Vortheil seiner Leute handelt. Der Patron der Carawane muss bei vielen Stämmen für die Vergehen seiner Leute haften und soll dann tolerant sein

und nicht viel schelten, sondern einfach bezahlen. Ich habe meistens Partei für meine Leute genommen, auch wenn ich wusste, dass sie der schuldige Theil waren.

Nachdem am 14. Juni Lieutenant Lux und ich mit Saturnino de Sousa Machado, an den wir empfohlen worden waren, um mit seiner Carawane nach Kimbundo zu gehen, bekannt geworden waren, nahmen wir die freundliche Einladung Saturnino's an, welcher uns ein eigenes Haus zur Verfügung stellte und uns, im Verein mit seinem Bruder Costodio de Sousa Machado, die grösste Gastfreundschaft zu Theil werden liess.

Malange liegt an einem Bache gleichen Namens in einer Ebene, umgeben von Wald, hinter dem sich circa eine deutsche Meile nördlicher eine ansehnliche Hügelkette erhebt. Gleich hinter dem Bache östlich beginnt die Stadt, etwa 1200 bis 1500 Schritte lang mit einer etwa 50 bis 80 Schritte breiten Lehmstrasse, zu deren Seiten die Häuser der Kaufleute, ähnlich denen von Pungo Andongo, ziemlich zusammenhängend liegen. Das Chef-Haus befindet sich an der linken Seite inmitten eines grossen, freien Platzes, der ziemlich in der Mitte der Stadt liegt und von allen Seiten von Gebäuden umgeben ist. Diesen benutzen die Negerweiber als Marktplatz, um hier jeden Morgen, etwa von 8 Uhr bis Mittag und oft länger, Fuba und andere Lebensmittel zu verkaufen. In einem Umkreise von vielleicht 400—600 Schritt sind die hohen Bäume weggehauen. Dieselben waren aber jetzt wieder in Buschform ausgeschlagen. Die Ost- und Südseite ist von einem Wall und hinter demselben von einem c. 20 Fuss breiten und c. 15 Fuss tiefen Festungsgraben umgeben; ebenso ist das Chef-Haus von einem Wall und Graben eingefasst und hat sogar eine Kanone, da Malange Festung ist. Die Garnison besteht für gewöhnlich aus 60 bis 100 schwarzen Soldaten und 4 bis 6 Unteroffizieren (portugiesische Militair-Sträflinge). Bei meiner Rückreise führten zwei junge portugiesische Offizier-Aspiranten und der Chef das Commando. Vor den Chef-Häusern steht ein schwarzer Posten und die Herren Chefs promeniren selten ohne ihre schwarzen Ordonnanzen hinter sich. Vor ihrer Wohnung ist ein Flaggenstock aufgestellt, woran die portugiesische Flagge bei Festtagen und andern feierlichen Gelegenheiten aufgehisst wird.

Die Gegend von Malange ist sehr fruchtbar und stark bevölkert. Saturnino hat etwa eine deutsche Meile in west-südwestlicher Richtung eine recht einträgliche Zuckerrohr-Plantage nebst Farm, sowie eine Zuckerquetschmaschine, welche durch Göpelwerk mit Ochsen getrieben wird und das Rohr zu Branntwein verarbeitet. Eine Viertelmeile östlich von Malange am Wege nach Sanza liegt Katepa, gleichfalls eine sehr schöne Zuckerrohr-Plantage. — Das

Wasser von Malange ist gut, das Klima sehr warm, aber luftiger, als in Pungo Andongo. Die Bewohner treiben grossartige Viehzucht. Etwa 1500 bis 2000 Ochsen weiden in der Umgegend, in kleine Heerden vertheilt. Ebenso findet man hier Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Tauben und Truthühner. Der Boden liefert Kartoffeln und andere europäische Gemüse, ferner Orangen, Ananas, Bananen, Mango, Guyaven u. s. w. Das Melken der Kühe ist nirgends Sitte; will der Europäer Milch haben, so muss er Ziegenmilch nehmen, doch soll der Genuss zu grosser Quantitäten von Milch für ihn nachtheilig sein. Der Neger verschmäht Milch ganz und gar. — In Malange und Umgegend mögen 50 bis 60 Europäer wohnen, von denen die meisten in der Stadt selbst, wenige aber nur in der Umgegend als Kaufleute sesshaft sind. Ein europäischer, katholischer Geistlicher hält den Gottesdienst ab und unterrichtet die Jugend. Eine Capelle ist in Malange nicht vorhanden. — Der Regen, welcher in Pungo Andongo und Dondo oft auf sich warten lässt und dadurch Dürre verursacht, fehlt hier auch mitunter, fällt aber regelmässig früher als dort.

Der Reisende kann in Malange von allen Kaufleuten, ebenso wie in Pungo Andongo, alle zur Ausrüstung nöthigen Gegenstände bekommen. Ich glaube, dass derselbe besser thut, sich in Malange auszurüsten, als in Pungo Andongo, da die Händler daselbst im Allgemeinen die für das Innere nöthigen Tauschartikel besser kennen, als in Pungo Andongo. In Malange findet der Reisende alte, vielgereiste Baptisten, die ihn gern in's Innere begleiten. Die Träger aus dieser Stadt und ihrem Distrikt kennen die Wege nach Cassange, nach Songo und nach Kimbundo. Der Carregador von Dondo geht höchstens bis Sanza, ebenso der Träger von Pungo Andongo. Der Malange-Träger geht aber bis Cassange und Kimbundo.

Will der Reisende über Cassange oder Kimbundo hinausgehen, so rathe ich, 6, 8 bis 10 gute Träger durch hohen Lohn zu bewegen, mit ihm zu gehen. Mit den übrigen Trägern geht er nur bis Cassange, um hier Sklaven zu kaufen, welche dann nolens volens als Träger Dienste leisten müssen. Diese Sklaven haben anfangs, namentlich wenn man mit ihnen bekannte Gegenden oder gar ihr Heimathsland durchzieht, Neigung, sich durch die Flucht der Carawane zu entziehen; ausserdem können sie auch nicht so grosse Lasten tragen, sind nicht gewandt genug, um schwierige Passagen mit der Last zu bewerkstelligen. Im ersteren Falle heisst es scharf achtgeben, event. sie in Ketten legen und gut beköstigen, im andern Fall muss der Patron dafür sorgen, dass ihnen nicht zu grosse Lasten und keine schweren, unbequemen Koffer aufgepackt werden. Bei schwierigen Passagen hilft der

alte Träger dem Neuling, nimmt ihm unter Umständen das Gepäck ab und lässt ihn ohne dasselbe passiren. Diese Leute gewöhnen sich bei richtiger Behandlung an ihren Patron, lernen mit der Zeit auch Lasten tragen, so dass sie sogar dem besten Träger nicht nachstehen. Unter solchen Umständen ist der Sklave besser, als der Corregador. Er verlangt keinen höheren Lohn, schliesst sich seinem Herrn inniger an und wird niemals Bedenken tragen, mit seinem Herrn, wohin es auch sei, zu gehen. Passirt man sein Heimathsland, so ist jedoch wieder Vorsicht anzuwenden.

Der Carregador von der Küste ist intelligenter und fragt sich, ob die Gegenden sicher oder unsicher zu passiren sind, und ob das zu bereisende Land reichlich Lebensmittel bietet oder nicht. Er hat als freier Neger das Recht, von dem Carawanenführer oder dem Patron, wie der weisse Chef genannt wird, zu verlangen, die verabredete Route innezuhalten. Würde der Patron den freien Träger zwingen, eine andere Route zu nehmen, so steht es ihm nach seinen gewohnheitsrechtlichen Negergesetzen frei, den Contract zu lösen, das Gepäck, wenn er will, im Stiche zu lassen, und, sei es wo es sei, selbst mitten im Walde, die Carawane zu verlassen und den praenumerando erhaltenen Lohn zu behalten. Die Träger nennen es Betrug, wenn der Carawanenführer die Leute zwingen will, eine Route gegen die Verabredung zu machen.*) Zieht der Reisende es vor, mit freien Trägern von der Küste zu gehen, da eine solche Carawane im Allgemeinen gegen Ueberfälle mehr Sicherheit bietet, als eine Sklaven-Carawane, so gebe ich dem Reisenden nach meiner Erfahrung den Rath, die Leute förmlich von einer Station zur andern zu ködern, bis sie sich ausser dem Bereich ihnen bekannter Landstriche befinden. Hier schliesst der Träger sich seinem Herrn unbedingt an, da er zu sehr von ihm abhängig ist, indem die Carawane sich in unbekannten Ländern zu unsicher fühlt und sich gleichsam um den Patron als ihren Führer schaart.

Der Reisende soll die Träger von Malange bis Cassange engagiren. In Cassange sagt er den Trägern, er gehe jetzt nach Kimbundo und schliesst eventuell einen neuen Contract. In Mulemba endlich erneuert er den Contract bis Mussumba. Hier mag der Reisende überzeugt sein, dass die Träger mit ihm gehen, wohin es auch sei, vorausgesetzt, dass der Patron seine Leute angemessen behandelt hat und sie ihn als Führer respectiren. Die Träger lernen mit der Zeit ihren Herrn kennen und vertrauen

---

*) Selbstverständlich sind unter verschiedenen Routen verschiedene Gegenden zu verstehen, und nicht etwa verschiedene, einige oder viele Meilen abweichende Wege, welche zu demselben Ziele führen.

ihm. Niemals darf der Reisende Furcht zeigen, damit seine Leute nicht das Vertrauen verlieren. Die freien Träger von der Küste verstehen besser mit Feuerwaffen umzugehen, verstehen auch besser mit den verschiedenen eingeborenen Stämmen zu verkehren, als der Sklave, da sie ja, wie ich schon sagte, intelligenter als jene sind. Passirt die Carawane unsichere Gegenden, so respectirt der Eingeborene eine solche von der Küste viel mehr, als wenn sie nur aus Sklaventrägern bestehen würde. Die bewaffneten Träger von der Küste ferner wissen, dass sie, so lange sie zusammenhalten, eine Macht bilden, und werden lange nicht so leicht die Flucht ergreifen, als die Sklaven. — Ich glaube nicht, dass ein unbekannter Reisender von Malange direct Träger nach Kimbundo engagiren kann ohne Hülfe eines den Trägern bekannten Europäers. Die Leute wollen ihren Patron erst kennen.

Des innere Territorium, welches unmittelbar unter portugiesischer Botmässigkeit steht, erstreckt sich östlich bis nach Sanza, der letzten Poststation, südlich bis zum Quanza, nördlich bis Dugue de Braganza. Letzteres ist Militairstation. Das Land östlich von Sanza ist das Songo-Territorium mit den Einwohnern Masongo. Es ist dies ein unabhängiger Negerstaat, eine Conföderation verschiedener Häuptlinge (Soba's). Das Songo-Land erstreckt sich nicht ganz bis zum Quango östlich, sondern etwa 3 Tagereisen vor dem Quango beginnt das Land des Minungo-Stammes. Im Norden wird es begrenzt von Cassange. Das Land der Songo wird von den Carawanen gefürchtet. Der Patron haftet hier für das Vergehen des einzelnen Trägers. Jeder Portugiese, gleichgültig, ob schwarz oder weiss, haftet für den andern. Würde ein weisser Reisender irgend ein Verbrechen ungesühnt lassen, so würde der nächste Reisende, ohne etwas zu ahnen, zur Rechenschaft gezogen werden. Es geht so weit, dass die Neger Entschädigung verlangen, wenn ein Träger oder ein Ochs vielleicht ein Stück ihrer Pflanzung beschädigt hätte. Sie legen Gegenstände in den Weg; werden dieselben aufgenommen, so belangen sie den Finder als Dieb und verlangen doppelte und vierfache Entschädigung. Wenn der Carawanenführer, der Prellereien müde, in irgend einem Dorfe eine ihm ungerecht erscheinende Forderung versagt, so kann er erwarten, auf der nächsten Tour schon angegriffen zu werden, namentlich um die Zeit, wenn das Gras hoch ist. Es rotten sich dann ganze Dörfer zusammen, um die Carawane womöglich auszuplündern. Scheint ihnen die Macht der Carawane zu gross, so lassen sie wohl dieselbe ziehen, revanchiren sich aber an einer andern.

Oestlich c. 3 Tagesreisen von Sanza beginnt die Talla-Mongongo, welche nach Süden das Land Cassange begrenzt. Die

Einwohner heissen Bangela. Cassange, ganz von Bergen begrenzt (im Osten hinter dem Quango vom Mozamba-Gebirge), wird von den Portugiesen als besonders fruchtbar bezeichnet. Ich kann aber diese Ansicht nicht theilen und halte Songo für fruchtbarer, obgleich in Cassange, namentlich zu Füssen der steil abfallenden Gebirgsplateaus, sehr viele Schluchten und feuchte Marschbodenthäler sich befinden, welche mit Zuckerrohr, Bananen und Tabak u. s. w. bebaut sind. Die Einwohner bauen vielen Tabak und gewinnen viel Salz, zwei Artikel, welche als Handelswaare in das Innere gehen. In weiterer Entfernung vom Gebirge wird die Ebene fast baumlos und ist an vielen Stellen mit Sand und Steingeröll bedeckt. Auch ist das Wasser meistens schlecht und stellenweise brakig. Die Ebene hat viele Bäche, von denen die meisten aber in der trocknen Zeit austrocknen. Obgleich Cassange selbstständig ist, betrachten sich die Bangela noch immer gleichsam als Unterthanen der portugiesischen Regierung. Bei Streitfragen unter den zwei grossen Häuptlingen werden Deputationen nach Loanda geschickt, um die portugiesische Regierung um Rath zu fragen; ferner werden wahrscheinlich noch alljährlich Tributsendungen nach Loanda gesandt, — ein allerdings lohnendes Geschäft, da diese Leute meistens reich beschenkt wieder in die Heimath zurückkehren. In Cassange leben zwei Häuptlinge, welche schon jahrelang während der trockenen Zeit, also etwa im Mai, Juni, Juli, August und September, in steter Fehde leben. Der mächtigere von ihnen wohnt in dem grossen Marktplatze, von den Portugiesen Feira (Markt) genannt, welcher da liegt, wo man auf der Karte Cassange verzeichnet findet. Den Reisenden lassen die feindlichen Parteien ruhig ziehen. Derselbe reist überhaupt sicherer in Cassange als in Songo.

Die Bangela haben mildere Gesetze für den Fremden, als die Masongo. In Cassange haftet der Patron nicht unbedingt für das Vergehen des einzelnen Carawanen-Mitgliedes. Wenn die portugiesische Regierung Lust hätte, so würde es ihr ein Leichtes sein, Cassange wieder zu erobern. Von Sanza in gerader, östlicher Richtung führt der Weg über ein fruchtbares, sehr bewohntes, mit Busch und etwas Wald bestandenes Plateau. Diese dünnen Wälder enthalten sehr viele wilde Obstbäume, welche zu Anfang und Mitte der Regenzeit dem Wanderer herrliche Früchte bieten. Einige Stunden, ehe das Plateau zu Ende ist, passirt man dichte Wälder, welche eventuell den Songo-Negern zu Angriffspunkten auf die Carawanen dienen. Der Weg führt dann vielleicht 3000 Fuss hoch oder mehr, ziemlich schroff in die Niederung von Cassange. Schon gleich am Fusse des Gebirges stehen Hütten, welche zu Cassange gehören. Dies Gebirge schliesst das

Thal von Cassange im Westen und Süden ein. Es besteht stellenweise, namentlich im Süden, aus schroff aus der Ebene emporsteigenden, rothen Felsen, welche oben fruchtbare Plateaus bilden und durch malerisch schön bewachsene Schluchten von einander getrennt sind. Nach Osten und Norden dehnt sich eine unabsehbare, fast gar nicht oder nur dünn mit Campinenwald bewachsene Ebene aus.

Was den Culturzustand Angola's betrifft, so scheint es wohl ausser allem Zweifel zu sein, dass derselbe in früheren Zeiten ein blühender gewesen sein muss. Wilde Kaffeebüsche wachsen in Cassange und in Songo in den Wäldern, welche die Bäche umsäumen oder in den Schluchten wuchern. Ich habe in einem Walde am Tschikapa-Flusse, eine Tagereise östlich von Kimbundo, Kaffeebohnen angetroffen. Die Kaufleute in Angola machen der portugiesischen Colonial-Regierung oft Vorwürfe, dass sie nicht genug für das Land thue. Mich will bedünken, dass die Angola-Europäer zur Abnahme des Culturzustandes das Ihrige beigetragen haben. Hätten die Europäer die Sklavenkräfte, welche ihnen vor der Aufhebung der Sklaverei in Angola (dieselbe wurde im April 1875 abgeschafft) in grossen Massen aus dem Innern zugeführt wurden, dazu verwandt, den fruchtbaren Boden, welcher Kaffee, Zuckerrohr, Erdnüsse, Palmöl u. s. w. in Menge liefert, nur etwas zu cultiviren, so würden sie heute noch im Stande sein, aus eigenen Mitteln sich Kulis oder Chinesen zur Cultivirung ihrer Pflanzungen kommen zu lassen und reiche Erträge erzielen. Anstatt dessen aber haben sie meistens nur Handel getrieben. Der Handel mit dem Innern wird von Jahr zu Jahr schlechter. Der Afrikaner, wo er den Werth des Elfenbeins und Kautschuks kennt, rottet Alles aus; denn es kommt ihm nur darauf an, Alles möglichst bequem zu gewinnen, und er denkt nicht an die Zukunft. Der Kautschukbaum, welcher früher viel in den dichten Wäldern in Songo und Kioko als hohe, etwa armdicke und stärkere Liane vorkam, geht jetzt seinem Untergange entgegen. Würden die Leute das Verfahren des Aderlassens beim Gummibaum mit Maass betreiben, so würden ihnen die Bäume nicht ausgehen. Sie begnügen sich aber nicht damit, den Saft dem Stamme zu entziehen, sondern greifen, wenn letzterer nichts mehr hergeben will, auch die Wurzel mit der Axt an, was regelmässig das Ausgehen der Bäume zur Folge hat. In Songo und Kioko gewinnen die Eingebornen den Kautschuk, indem sie mit der Axt quer in den Baum Einschnitte hauen. Alsbald quillt eine milchartige Flüssigkeit aus der Wunde, welche mit den Fingern oder einem Messer aufgefangen wird, und welche bald zu einer dicken Masse gerinnt. Mit dem ersten, so gewonnenen Stück Kautschuk wird der aus-

fliessende Saft aufgetupft. Sobald der Schnitt nicht mehr blutet, wird ein neuer Einschnitt in den Baum gemacht und damit fortgefahren. Der frische Kautschuk wird über Feuer getrocknet und kommt in runden Knäueln für gewöhnlich in den Handel, von denen 3, 4, 5 oder mehr auf ein Pfund gehen mögen. Die Masongo lieben den Gummi mit Sand oder mit andern Harzen zu mischen, um den Händler zu betrügen, da der Kautschuk in der Regel nach Gewicht bezahlt wird.

Dem Elephanten ergeht es nicht besser, als dem Gummibaum. In bewohnten Gegenden ist er total ausgerottet. Er befindet sich nur noch im tiefen Innern, wo er noch nicht die Bekanntschaft mit dem Schiessgewehr gemacht hat. Es ist deshalb kein Wunder, wenn das Elfenbein von Jahr zu Jahr seltener wird. Kautschuk und Elfenbein gewähren dem europäischen Händler den grössten Vortheil. Kommen beide Artikel weniger auf den Markt oder vielleicht gar nicht mehr, so wird der Europäer sich in seinem Verdienste sehr beeinträchtigt sehen und mit der Zeit gezwungen sein, nach Europa zurückzukehren.

Die Arbeitskraft des Negers bei Anlagen und Cultivirung von Pflanzungen dauernd vortheilhaft auszunutzen, wird freilich dem Europäer in der Kolonie Schwierigkeiten bereiten. Nachdem die Sklaverei in Angola gesetzlich aufgehoben ist, sind dem Neger von der Regierung mehr oder weniger dieselben Rechte eingeräumt, welche die Europäer geniessen, und der Neger wird schwerlich bei seiner Arbeitsscheu und dem Hang zum Nichtsthun sich dauernd als Arbeiter anwerben lassen.

Am 14. Juli 1875 verliessen Lieutenant Lux und ich Malange, um mit Saturnino und seiner Carawane nach Kimbundo zu gehen. Unsere Carawane bestand aus 74 Lastträgern, dem Baptisten Ebo als Dolmetscher, verschiedenen kleinen Dienern und 8 Reitochsen, während die Carawane des Herrn Saturnino 80 bis 100 und mehr Träger zählen mochte, welche für die Factorei in Kimbundo mit Fazenda, Pulver und Perlen befrachtet waren. Die üblichen Preise für die Lastträger waren im Jahre 1875 in Malange: von Malange nach Dondo 1 Stück Fazenda (Riscado) à 18 Yards und 8 Yards Fazenda de lei als Ration. Von Malange nach Cassange 1 Stück Riscado à 18 Yards und 8 Yards Fazenda de lei als Ration. Von Malange nach Kimbundo 2 Stück Riscado à 18 Yards und 16 Yards Fazenda de lei als Ration. Im Innern wird ein Stück Fazenda zu 8 Yards gerechnet. (Die Länge der Yards beträgt dort so viel, als die Entfernung der Brusthöhle bis zu den äussersten Fingerspitzen des ausgestreckten Armes bei einem erwachsenen Manne.) Pulver wird gemessen nach Ladungen (cargas). Bei meiner Karawane hat als eine

carga die halb durchgeschnittene Patrone Cal. 12 voll bis zum Rande gegolten. Die Eingeborenen, welche Jäger sind, bieten dem Reisenden meistens ihr kleines als Pulverhorn benutztes Antilopenhorn zum Pulvermaass an. Perlen, welche in grossen Bündeln an der Küste verkauft werden, kommen nach Schnüren (fitas) zu 20 Stück in den Tauschhandel. Messingdraht wird gemessen nach der Spanne der Hand eines erwachsenen Menschen, welche von der Daumenspitze der ausgestreckten Hand bis zu dem Ende des kleinen Fingers reichen muss. Je nach den verschiedenen Gegenden sind auch die Preise verschieden. Im Allgemeinen gilt eine Ziege 4 Yards Fazenda oder 8 Yards Fazenda de lei, 1 Huhn 1 Yard u. s. w. Eine Spange Messingdraht bildet ein Aequivalent für 4 Yards Riscado u. s. w.

Wenn eine Carawane in einem Dorfe ihr Lager aufgeschlagen hat, so pflegen, bei normalen Zuständen, die Weiber des Orts vegetabilische Lebensmittel und Hühner zum Verkauf ins Lager zu bringen, während Ziegen, Schweine und Schafe für gewöhnlich nur von Männern verkauft werden. Ein Handel kann sich zerschlagen wegen einiger Zoll Fazenda oder einiger Perlen zu viel oder zu wenig. Die Eingebornen desselben Ortes pflegen so ziemlich gleiche Preise zu fordern, verlangen aber oftmals verschiedene Waaren, so z. B. fordert die eine Frau für ihren Korb voll Mehl 1 Yard Fazenda, die andere aber als Aequivalent Pulver, Perlen etc.

Das Rindvieh, welches in der Kolonie gezogen wird, hat meistens einen kleinen Höcker auf der Schulter; derselbe fehlt jedoch bei einzelnen Thieren gänzlich oder ist, so zu sagen, nur angedeutet. Die Hörner sind im Allgemeinen dicker und länger als die der gewöhnlichen norddeutschen Rinder, sind aber nicht besonders auffallend stark. Die Viehheerden werden in den Grasebenen geweidet, ohne dass die Besitzer sich besonders um die Züchtung kümmern. Die Kälber bleiben bei der Heerde. Als Reitochsen werden in der Regel Bullen benutzt, die dann einen gewöhnlichen, englischen Sattel tragen. Durch die Nase ist ein Strick gezogen, welcher im Nacken hinter den Hörnern zusammengeschnürt ist, und an welchen der Zaum befestigt wird. Die Thiere werden in ihrer Jugend dressirt. Ein langer Strick wird zu dem Zwecke an einem der Hinterläufe unten befestigt und von einigen Negern derartig gehandhabt, dass dem jungen Ochsen, sobald er mit dem auf ihm sitzenden Reiter wild wird, das eine Bein in die Höhe gerissen wird, was ihn vollständig wehrlos macht. Der Ochse zeigt sich oftmals störrisch bei der Dressur und wirft sich zu Boden; die Neger verstehen es aber mit Geduld und Prügel dahin zu bringen, dass das widerspänstigste Thier

nach einigen Tagen oder Wochen vollständig reitbar geworden ist. Die Preise der Reitochsen an der Küste variiren zwischen 10- und 50,000 Reisfortes (c. 15 bis 75 Thaler), je nachdem die Thiere schlecht oder gut, stark oder schwach, bequem oder unbequem, rasch oder langsam in ihren Bewegungen sind. Die Europäer in den Städten des inneren Angola benutzen ihre Reitochsen wie in Europa das Reitpferd. Ein guter Reitochse ist einem Reitpferde vorzuziehen. Er hat ein ruhigeres Temperament, geht sicherer, nimmt mit dem Futter, welches die Weide ihm liefert, fürlieb und überwindet afrikanische Hindernisse. Einzelne Thiere traben sogar vielleicht rascher und bequemer unter ihrem Reiter, als ein europäischer Harttraber und würden ebenfalls mit einem nicht raschen Reitpferde um die Wette galoppiren können.

Als in Mussumba meine Ochsen schlecht frassen, allmählig sehr abmagerten und drei hintereinander crepirten, meinten meine Leute, die Thiere seien, abgesehen vom Fetisch, lungenkrank geworden, in Folge der grossen Strapazen, denen sie, namentlich zwischen Kimbundo und dem Kassai-Strom, der schwer zu passirenden Wiesensümpfe wegen ausgesetzt gewesen waren. Ich schreibe die Krankheit dem Futter zu. Zu Anfang meines Aufenthaltes, als das Gras der Ebene ungefähr halb hoch war, befanden sich alle wohl und frassen gut. Nachdem das Gras aber höher gewachsen, frassen sie schlecht und wurden sehr mager. Drei meiner Ochsen, welche in Mussumba an Krankheit starben, waren schon bejahrt, während die drei übrig gebliebenen erst c. 3 Jahre zählten. Ich möchte dem Reisenden den Rath geben, bei langen Reisen ins Innere junge Ochsen mitzunehmen. Ein Reitochse ist von unberechenbarem Werth für den Reisenden. Er birgt für den Europäer das beste Präservativmittel gegen Krankheit in sich. Bekanntlich leidet der Europäer am meisten am Fieber in Folge von Strapazen. Eine Hängematte im tiefen Innern ist unpraktisch des ungünstigen Terrains wegen; ausserdem verstehen die Lastträger schlecht die Tipoya zu tragen. Schon bei kleinen Hindernissen, dichten Wäldern, Bächen etc., wo der Reiter noch gar nicht daran denken würde, den Sattel zu verlassen, müsste der in der Hängematte Getragene sein Heil zu Fuss versuchen, und im Innern würde das fortwährende Aus- und Einsteigen aus und in die Tipoya ihn wesentlich in seiner schnelleren Fortbewegung hemmen. Der Reiter hingegen beherrscht mit dem Auge seine Carawane und die Gegend, sogar auch in den meisten Fällen beim Reiten im hohen Grase, während der Reisende in der Hängematte sich für gewönlich damit begnügen muss, die Leinwand oder den Schirm seiner Tipoya zu begaffen.

Am 15. Juli Ankunft in Sanza. Unterwegs mussten wir

einen Ochsen zurücklassen, weil er den Quige-Fluss nicht passiren konnte. Der Quige ist verrufen seiner Krokodile wegen, welche uns indessen nicht belästigt haben. Wir blieben am 16. und 17. im Hause der Gebrüder Machado, welche uns sehr freundlich aufnahmen. (Dieselben sind nicht verwandt mit Machado in Malange). Sanza liegt unmittelbar am Quige in einer vollständig flachen und baumlosen Ebene, umgeben von Wald. Viele Vögel beleben die wenigen Bäume am Flusse. Drosseln, Reiher und Schlangenhalsvögel konnte ich beobachten. Die Reiher, von der Grösse des gemeinen deutschen Reihers, waren grau mit braunem Halse und schrieen wie die europäische Ente. Ich hörte auch den Pirol, sah den blauen kleinen Eisvogel und ziemlich viele Milane.

Eine grosse, einem Kaufmann in Cassange gehörende Carawane, mit Gummi und Elfenbein beladen und nach Dondo bestimmt, lagerte gleichfalls in Sanza.

Am 18. Juli Weitermarsch. Der Weg führte über einen Nebenarm des Quige, welcher über ein Steinbett wegfliesst und nur 1½ bis 2 Fuss Wasser hatte. Man passirte gleich darauf einen Campinenwald, dann eine flache, baumlose, grüne Ebene, welche nach Norden von einem grossen Walde umgeben zu sein schien. Es war aber nur der bewachsene Rand des Hauptarmes des Quige. Nachdem in einer halben Stunde diese Ebene (Thal des Quige) passirt war, führte der Weg etwa 40 bis 50 Fuss allmählich auf ein dünn mit Bäumen bestandenes Plateau, wo an einem Bache Halt gemacht wurde. Es war dies unser erstes Lager im Freien. Weder Saturnino noch Lux und ich hatten ein Zelt. Es wurde für Jeden eine Hütte hergerichtet, eine Pflicht, die der Träger seinem Patron gegenüber, sobald er im Lager angekommen, stets zu erfüllen hat. Das Holz zu diesen Hütten (fundos) fehlt sehr selten, da eine Carawane fast niemals in baumlosen Sand- oder Sumpfebenen Halt macht. Im Allgemeinen befindet man sich immer auf einem Boden, welcher mit Campinenwald, wenn auch meistens nur dünn, bewachsen ist. Wo der Boden fruchtbarer ist, wachsen andere Bäume, welche dick und hoch sind und dann oft stundenlang einen dichten, geschlossenen Wald bilden. In der Regenzeit erscheinen dem Beobachter die meisten Campinenwälder ungleich dichter als in der trocknen Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist und die Büsche und niedrigen Zweige der Bäume ihre Blätter verloren haben, und er hat demgemäss eine bedeutend weitere Fernsicht. Viele Bäume des Campinenwaldes sind akazienartig. Auch befinden sich viele Fruchtbäume in diesen Wäldern, welche, je nach der Gegend, zu Anfang oder Mitte der Regenzeit schöne, essbare Früchte liefern. Wenn das hohe Gras

der Campine ausgewachsen ist, verdorrt es nach einigen Wochen und wird jetzt überall, sobald es trocken ist, von den Eingeborenen und Reisenden angezündet. Ist das Gras, sobald es angezündet wird, noch nicht ganz trocken, so bleiben regelmässig grosse Stoppeln stehen, und es werden einzelne Stellen mitten im Feuer oft nicht angegriffen. Ist das Gras aber sehr trocken, so brennt es rascher, der Brand dehnt sich sehr weit aus und geht dann mit dem Winde bis an den nächsten Sumpf, Bach oder Urwald, wo das kurze, grüne Gras, die dichtbestandenen Bäume oder das Wasser dem Feuer Einhalt gebieten. Jetzt sind die Stoppeln kurz, die Büsche sind abgebrannt. Man geht bequem in diesen vom hohen Gras befreiten Gegenden. Solche Brände sind weniger gefährlich, als man glauben sollte. Es kommt allerdings vor, dass Negerhütten oder Dörfer durch Grasbrände eingeäschert werden, aber immer nur in Folge der Unvorsichtigkeit der Bewohner. Sehen die Leute das Feuer mit dem Winde kommen, so haben sie überhaupt nur nöthig, das Gras um ihre Hütten abzuschneiden oder niederzutreten und das Feuer mit Büschen auszuschlagen. Ein gewöhnlicher Negerfusssteig kann das Feuer schon in etwas hindern, zumal da es langsam fortschreitet. Der Reisende kann unbekümmert das Feuer hinter sich brennen lassen, selbst wenn es mit dem Winde hinter ihm herzieht. Eine Carawane vermag ohne Störung einen Präriebrand zu passiren. Das Gras brennt eben nur in einer Breite von vielleicht 2 bis 6 Fuss, und während vorn die Flamme weiter frisst, ist sie hinten schon wieder erloschen. Man findet höchstens noch einige brennende, trockene Bäume oder einige glühende Grasstellen. Der Maler, welcher einen afrikanischen Präriebrand hiesiger Gegend derartig abbilden würde, dass Trupps von Büffeln und Löwen vom Feuer verfolgt, dem Brande voran eilen, würde sich von seiner Phantasie wohl zu weit hinreissen lassen. Steckt Jemand ein trockenes Grasfeld an, so zieht sich der Brand mit dem Luftzuge unter einem furchtbaren Geprassel und mit aufwirbelnden Rauchsäulen oft meilenweit in Länge und Breite. Dieses Gras wächst hauptsächlich auf solchen mit Busch und Bäumen dünn bestandenen Ebenen, den Campinen. Dicht geschlossene Wälder haben nur kurzes Gras und wo sie sehr dicht sind, gar keines; die Wiesen haben meistens nur ganz kurzes, immergrünes Gras. In der trockenen Zeit hört und sieht man in bewohnten Gegenden fast den ganzen Tag und die ganze Nacht über die Feuer. Eine abgebrannte Gegend gewährt einen traurigen Anblick. Nach 8 oder 14 Tagen schlägt aber auf dem abgebrannten Boden schon wieder etwas junges Gras aus, welches, obgleich es nachher sehr langsam wächst und quient, doch schon wieder den Ochsen und dem Wilde Nahrung giebt. Mit dem Beginne des ersten Regens wächst es

unglaublich rasch, so dass nach einigen Regentagen die Landschaft den lieblichsten Anblick darbietet. Nach einigen Monaten vor Ende der Regenzeit ist das Gras ausgewachsen. Es blüht dann und hält sich meistens grün, bis der Regen aufgehört hat. Das Gras ist bis zur ersten Hälfte der Regenzeit weich, wird vom Vieh und Wild gerne genommen und ist sehr nahrhaft. Wenn es aber allmählig höher gewachsen ist, beginnt es hart und scharf zu werden und giebt eine mässige Weide. Mit Ende der Regenzeit, wenn es ausgewachsen ist und blüht und etwa 5 bis 6 Fuss hoch sein mag, hat es gar keinen Futterwerth.

Für den Reisenden ist es sehr lästig, wenn er kein Zelt mit sich führt, da die Träger mit dem Bauen der Hütte (Fundo) sehr säumig sind. Einige Träger suchen in der Nähe des Lagers die für den Fundo passenden Bäume (armdick 8 bis 10 Fuss Länge). Diese Bäume werden oben zeltartig spitz und unten breit auseinander sehr fest zusammengesteckt und bilden den Rumpf der Hütte, welcher in der trockenen Zeit mit Busch bedeckt wird, in der Regenzeit ausserdem noch mit langem Gras. Eine Oeffnung, etwa 4 Fuss hoch, bildet den Eingang; die Thür besteht aus zusammengebundenem Buschwerk oder Gras. Je nachdem die Thür geschlossen oder offen sein soll, wird das Flechtwerk vor die Oeffnung oder bei Seite gesetzt. Im Fundo werden als Bettgestell zwei etwa 6 Fuss lange, armesdicke Bäume, etwa 8 Fuss von einander parallel laufend gelegt, quer über dieselben sodann einige Stäbe von der Stärke einer Leitersprosse; darüber werden langes Gras oder dünnes Reisig und schliesslich eine Strohmatte oder Antilopenhaut ausgebreitet. Wollene Decken dienen als Bezug und zum Zudecken, der Reitsattel oder Mantelsack als Kopfunterlage. Die Träger bauen für sich in der Regenzeit auch Hütten, meistens sehr klein, so dass sie sich kaum darin ausstrecken können, und übernachten in denselben, während meistens ein Feuer neben ihnen lodert. In der trocknen Zeit schliessen sie regelmässig einen grossen Raum mit Buschverhauen ein und lagern, an mehreren grossen Feuern nebeneinander gekauert, im Freien.

Am 19. Juli Weitermarsch. Wir passirten mit einigen Schwierigkeiten zwei Sümpfe. Die ganze Gegend ist bebuscht und waldig. Die Neger haben hier keine Rinder, obgleich die Weide überall gut ist, sondern nur Ziegen, Schafe, Hühner, Schweine und Hunde. Die Einwohner sind räuberisch und gehören schon zu Songo. Wir hatten Abends immer die geladenen Pistolen neben uns zu liegen.

Am 20. Juli Ruhetag, weil zwei Träger krank waren. Ein Soba besuchte und beschenkte uns mit einer Ziege; er empfing als Gegengeschenk 6 Yards Zeug und etwas Branntwein mit

Wasser. Ein Träger schoss eine Antilope (Viado), braun mit weissen Streifen querlaufend, so gross wie ein starkes Schaf. Sobald ein Reisender in dem Lande der Songo-Neger in einem grösseren Dorfe angelangt ist, erscheint nach einiger Zeit regelmässig der Häuptling, um den Reisenden zu bewillkommnen resp. ihm Geschenke zu bringen. Diese Leute kommen meistens erst, wenn der Fundo für den Reisenden fertig ist, während die Weiber regelmässig schon früher da sind, um ihre Lebensmittel zu verkaufen. Es spielt dann immer dasselbe Stück. Voran schreitend kommt der Sklave mit der Ziege, hinterher der Soba nebst Gefolge, für gewöhnlich aus 6 bis 8 oder mehr Negern bestehend, welche seine Rathgeber oder Sklaven sind. Der Reisende hat sodann dem Soba eine Strohmatte oder etwas Aehnliches vor der Oeffnung seines Fundo auszubreiten, worauf der Häuptling nach türkischer Manier niederhockt, während seine Umgebung die blosse Erde zu benutzen pflegt. Einige der Besucher führen auch selbst eine Esteira (Strohmatte) oder ein Thierfell mit sich, um sich darauf zu setzen. Will man dem Soba etwas Besonderes zu Gute thun, so möge man ihn in die Hütte hinein nöthigen. Bei solchen Gelegenheiten drängt sich aber meistens seine ganze Umgebung mit hinein, welche sich dann kaum mit Gutem wieder hinausbringen lässt. Den Geruchsnerven eines Neulings wird ein solcher en Masse-Besuch geradezu gefährlich. Ich rathe daher dem frisch angekommenen Europäer, wohlriechende Wasser mitzubringen, um sie hier, wie bei Ohnmachten in Europa, zu benutzen. Menschen mit schwachen Nerven können hier ohnmächtig werden. Ich sprach den portugiesischen Kaufleuten zu Anfang unserer Reise vollständig den Sinn des Geruchs ab, da dieselben sich unbekümmert um alle Ausdünstungen in den dichtesten Negerhaufen bewegen. Mit der Zeit aber wird der Reisende gegen derlei Eindrücke auch abgestumpft und gewöhnt sich daran.

Die Unterhaltung mit dem Patron der Carawane wird durch den Dolmetscher vermittelt, indem der Häuptling den Reisenden willkommen heisst und ihm die Geschenke überreicht. Es gehört zum guten Ton in Songo, nicht unmittelbar darauf die Gegengeschenke zu erwiedern. Für gewönlich sitzt der Besuch draussen, während im Fundo Branntwein mit Wasser vermischt wird, ehe er dem Häuptlinge überreicht wird. Es ist Sitte, seinem Besuch beim Credenzen von Getränken vorzutrinken, welcher Brauch für gewöhnlich vom Dolmetscher executirt wird, und erst nachdem dies geschehen ist, wird die Flasche nebst einem beliebigen, kleinen Trinkgefäss einem Begleiter des Soba übergeben, welcher das Amt des Mundschenks verwaltet. Der Häuptling bekommt den ersten Trunk, worauf der Becher unter der ganzen

Gesellschaft des Besuchs zu kreisen pflegt. Inzwischen wird dem Häuptling selbst das Gegengeschenk überreicht, resp. vor die Füsse gelegt, welches, je nachdem der Häuptling mächtig oder weniger mächtig ist, mehr oder weniger werthvoll sein muss. Da Songo sehr fruchtbar und der Songo-Stamm verhältnissmässig arbeitsam ist, so bekommt man meistens ausser einer Ziege oder einem Schwein Körbe mit Maniokmehl, Bohnen, Bananen etc. Man erwiedert die Geschenke derartig, dass ihr Werth durch die Gegengabe um etwas überschritten wird, indem für eine Ziege etwa 6 Yards, für ein Schwein je nachdem 8, 12 oder 16 Yards gegeben werden, und ausserdem vielleicht noch 6—8 Cargas Pulver. Die Häuptlinge sind meistens vollständig in Fazenda gehüllt und tragen auf dem Kopfe als Bedeckung entweder einen Turban von Fazenda geflochten, oder eine baumwollene, gestrickte Schlafmütze. Der Regenschirm fehlt fast nie. Er ist ein vorzugsweiser Zierrath der Grossen und Reichen und gilt als besonderer Reichthum. Die Soba's gehen fast stets, wenn sie Gallabesuche machen, unter dem Regenschirm; und, während sie sitzen, hält ein Sklave den Schirm über seinen Herrn. Da dem Träger des Schirms die Unterhaltung mit den seltenen Gästen meistens interessant ist, so vernachlässigt er oft seine Pflicht und hält den Schirm, wer weiss wo, ohne an sein Amt zu denken. Wir sind manchmal spät im Lager angekommen, so dass beim Mondschein diese Besuche abgehalten worden sind; niemals aber hat der Regenschirm gefehlt, der Häuptling hat vielmehr stets unter aufgespanntem Schirm gesessen.

Die Eingebornen von Songo kleiden sich im Allgemeinen, wenn auch sehr bescheiden, mit Fazenda, da im Lande mit Ausnahme von Strohmatten wenig oder gar keine Flechtstoffe hergestellt werden, und auch wilde Thiere, namentlich Affen, deren Fell als Kleidung benutzt werden könnte, nur wenig und selten vorkommen. Die Neger befestigen ihre Kleidung mit einem dünnen Bande aus Schlinggewächsen oder Leder verfertigt, welches regelmässig dem Kinde schon nach der Geburt umgebunden wird Dem kleinen Mädchen wird ein zweites Band über die Brust gebunden, dazu bestimmt, ihm als Frau die natürlichen Hängebrüste niederzuhalten, damit dieselben ihr bei Bewegungen nicht lästig werden. Die meisten Kinder tragen diese Bänder, um sich von Kindheit an daran zu gewöhnen. Diese Sitte herrscht in allen Neger-Ländern, die ich bereist habe. Fehlt es ihnen an Fazenda und einheimischen Flechtstoffen, so bekleiden sich die Einwohner mit kleinen Thierfellen oder auch mit grünem Buschwerk. Die Fazenda wird meistens um die Hüften herum befestigt und zwar so, dass sie nicht ganz bis zum Knie reicht. Kleiden sie sich mit Fellen oder mit grünem Buschwerk, so befestigen sie am Taillenband vorne

und hinten eine Thierhaut oder die grüne Bekleidung. Die Männer in Songo tragen vielfach den Ledergurt der Küsten-Neger. Die Weiber behängen sich mit Perlen und bemalen sich gern das Gesicht mit rothem Thon oder einer rothen Holzfarbe. Ihre Haare halten sie meistens kurz und lieben es besonders, sie mit Fett und Thon einzuschmieren, so dass der Kopfputz mehr einem Klumpen Schmutz als Haaren ähnlich sieht. Vielfach herrscht bei den Songo-Negern die Sitte, die oberen Schneidezähne spitz zu feilen. Als Waffe dient in Songo vornehmlich die Muskete, seltener sieht man Speere oder Bogen und Pfeil.

Ihre Hütten sind einem Bienenkorb ähnlich, etwa 8 Fuss hoch und vollständig schmucklos im Innern. Das Gerüst wird aus Bambusstäben oder aus ziemlich langen, dünnen und biegsamen Bäumen hergestellt, die gebogen und mit beiden Enden in die Erde gesteckt werden. Dieselben werden auswendig rings herum wiederum in parallelen Lagen mit Bambusstäben oder dünnen Bäumen umwunden, und schliesslich wird das ganze Gerüst mit trockenem, langem Campinenstroh derartig bedeckt, dass das Dach selbst noch die Erde erreicht und durch dasselbe kein Licht in die Wohnung zu dringen vermag. Der c. 4 Fuss hohe Eingang ist oben etwas gewölbt und etwa 3 Fuss breit, und nur durch ihn dringt das Licht in die Hütte. Die Thür besteht meistens aus einem Flechtwerk von Rohr und Stroh und wird vor die Thüröffnung gestellt. Ihre Vorräthe werden für gewöhnlich in kleinen Hütten aufbewahrt, welche auf Pfählen gebaut sind. Diese Pfähle sind stellenweise mit Flechtwerk eingeschlossen oder dicht nebeneinander in die Erde gerammt; der untere Raum dient als Viehstall, während oberhalb der Pfähle auf einem Lehmboden die Lebensmittel aufgespeichert werden. Die Songo-Wohnungen liegen für gewöhnlich ziemlich dicht nebeneinander und bilden das Dorf. Bei Anlage von Dörfern vermeidet der Einwohner von Songo im Allgemeinen den Wald. Liegt das Dorf im Walde, so werden die hohen Bäume in der Nähe des Dorfes stets gefällt.

Die Verwandten einer Familie halten enge zusammen. Hat ein Mitglied der Verwandtschaft von Jemandem etwas zu fordern, so hat Jeder der ganzen Familie das Recht und die Pflicht, sich an dem Eigenthum des Schuldners oder an dem seiner Verwandtschaft schadlos zu halten und Selbsthülfe zu üben. Todtschlag wird durch Bezahlung von Sklaven und Vieh gesühnt; wo nicht, so gilt Blutrache. Kleine Processe um das Mein und Dein werden vor den Soba gebracht und von diesem entschieden, jedoch nur dann endgültig, sobald beide Parteien mit seiner Entscheidung einverstanden sind. Im andern Falle wird eine Giftprobe angestellt, und dieselbe meistens von Kindern oder Hunden ausgefochten. Die

verschiedenen Parteien versammeln sich; ein unparteiischer Fetisch-Doctor giebt einem jeden der Duellanten die gleiche Dosis eines nicht zu starken Bambu-Thees.*) Nachdem die Betheiligten sich in zwei Parteien gesondert, treten die Kämpfer in die Mitte den Parteien gegenüber; der Gifttrank wird ihnen gereicht und von Unparteiischen denselben, wenn nöthig, mit Gewalt eingegeben. Jetzt schreien die beiden Parteien im Chor etwa: „Mein Hund soll leben, deiner soll sterben", oder: „Dein Kind stirbt, das meinige lebt". Dies Concert, welches furchtbaren Lärm macht, dauert nun so lange, bis das Gift zu wirken anfängt. Für den Fall, dass die erste Dosis nicht wirkt, giebt man eine zweite oder dritte Auflage ein; und derjenige, welcher die Medicin zuerst von sich giebt, hat gewonnen. Sollte vorher einer der Kämpfer in Krämpfe fallen, so hat dieser verloren. Leichen bleiben hier fast niemals auf dem Wahlplatze, weil die Medicin zu schwach gemacht ist. Die siegende Partei pflegt ihren Sieg meistens durch ein solennes Nachfest mit Tanz und Garapa zu feiern.

Der Songo-Neger ist wie alle seine Verwandten abergläubisch; passirt einer Familie Unglück, Todesfälle an Menschen sowohl, als an Vieh, deren Ursachen er sich nicht erklären kann, da es keinem Neger klar ist, dass Jemand natürlichen Todes sterben kann, so wird der Wahrsager requirirt. Letzterer geht beim Neumond, wenn es irgend möglich ist, an ein fliessendes Gewässer, an einen Bach oder Fluss, in Begleitung der Consultieren. Das Verfahren dabei muss ein verschiedenes sein und kann von mir nicht positiv festgestellt werden. Am Lulua gingen meine Träger mit dem Wahrsager des Ortes nach dem Flusse, um unter sich den Fetischeur**) herauszubringen. Für gewöhnlich verfährt der Wahrsager folgendermassen: Er nimmt in Gegenwart Aller etwa eine Pfeife oder irgend einen anderen Gegenstand, welcher vorher mit weissem, schwarzem oder rothem Thon bemalt ist. Unter Chorgesang der Anwesenden reibt er das Ding hin und her, indem er fragt: „Ist es Fetisch?" Wenn der Gegenstand nach der Meinung des Wahrsagers alsdann stehen bleibt und nicht mehr gehen will, so ist es Fetisch. Der Wahrsager ruft nun die Namen ihm verdächtiger Individuen auf, welche im Chorgesang immer wiederholt werden, bespuckt den Gegenstand vorher, da er Kraftmedicin im Munde führt, und bewegt ihn reibend weiter. Derjenige, bei dessen Namensaufruf der Kraftgegenstand stille steht, ist der Fetischeur. Es giebt unter den Wahrsagern gescheidte und

*) Dieser Gifttrank besteht aus einer Mischung pulverisirter, giftiger Baumrinde mit Wasser.

**) Der Portugiese spricht und schreibt „Feticeiro", gleichbedeutend mit Zauberer.

weniger gescheidte Leute, welche ihre Kunst auf Schüler, die sich diesem Fache widmen, wieder übertragen. Der Arzt ist verschieden vom Wahrsager. Eine andere Art zu wahrsagen besteht darin: Der Wahrsager nimmt einen aus Thon gebrannten Kochtopf; derselbe wird bespuckt und mit weissem oder rothem Thon bemalt, dann mit Wasser gefüllt, in welches einzelne kleine, grüne Zweige geworfen werden. Auf diese Art macht der Wahrsager es meistens ausfindig, ob die Lebenden von den Geistern ihrer verstorbenen Verwandten geplagt werden. Die Neger fürchten die Geister ihrer Verstorbenen; diese haben sogar die Macht, in einen Menschen oder in ein Hausthier überzugehen und es zu tödten oder krank zu machen. Es ist deshalb nöthig, ab und zu den Geistern Feste zu geben, welche mit Tanz und Speisung gefeiert werden. Die Lebenden essen dabei Ziegen oder Hühner und trinken dazu Wein für die Todten. Wenn man Ursache hat, wegen irgend eines Leidwesens den Verdacht zu schöpfen, dass die Seelen der Verstorbenen nicht zufrieden und vielleicht hungrig sind, so wird der Wahrsager geholt. Derselbe setzt sich mit seinem oben beschriebenen Topf, auch wohl noch mit andern Fetischsachen, als geschnitzten Köpfen etc., in die Mitte der Anwesenden. Während er sich mit dem Wasser aus dem Topfe wäscht, treibt er allerlei Hokuspokus, indem er bald kriecht, bald die Glieder verrenkt. Plötzlich springt er auf und stösst zum Zeichen, dass die Seele des Verstorbenen in ihn übergegangen ist, unarticulirte, bestialische Töne aus. Jetzt beginnt einer aus dem Kreise der Anwesenden die in den Wahrsager übergegangene Seele zu fragen, was sie wünsche, ob sie hungrig sei u. s. w. Die Anwesenden wiederholen dieselbe Frage, indem sie im Chor schreien und der Wahrsager antwortet darauf, dass die Seele ein Fest oder Aehnliches verlange. Jene Töpfe werden in der Familie oft im Freien, vor den Häusern oder an den Wegen aufgestellt oder auch auf die Gräber der Verstorbenen gelegt. Das Wasser wird von der Familie aufbewahrt und besitzt Heilkraft. Für den Jäger giebt es auch Geheimmittel, welche, wenn sie wirksam sein sollen, von einem Fetischmann abstammen müssen. Hörner, rothe Lappen, Klauen und Zähne der wilden Thiere werden da meist unter einer kleinen Strohhütte vor dem Hause aufgesteckt, wo der Jäger zu längeren Jagdexcursionen, fern von seinem Heimathsorte, in einer jagdreichen Gegend sich angesiedelt hat, oder wenn die Männer in der Trockenzeit das Gras anstecken und einen grossen Ort umzingeln und sich so das Wild zutreiben. Vor den Hütten der Jäger in ihrem Dorfe, namentlich in Lunda, sieht man oft auf trocknen Bäumen oder auf Pfählen die Schädel des erlegten Wildes aufgesteckt. Sie bringen diese Trophäen ihrem Gott, dem

Geist, welcher ihnen Gutes zuführt. — Wenn der Wahrsager einen Fetischeur festgestellt hat, so kann der Beschädigte verlangen, dass die bezeichnete Person Gift trinke, zum Beweise, ob sie schuldig oder nicht schuldig ist. Die Zeit wird meistens von dem Angeschuldigten bestimmt; übrigens sind die meisten Neger zum Gifttrinken sofort bereit, und selten kommt es vor, dass der Betreffende sich durch Flucht dem Zwange des Gifttrinkens entzieht. Die Leute fürchten sich im Bewusstsein ihrer Unschuld nicht vor der Giftprobe. Es stellen sich meistens die Verwandten des Klägers und Beklagten ein, welche sich in verschiedenen Gruppen aufstellen. Der angeklagte Fetischeur in der Mitte der Parteïen nimmt das Gift in verschiedenen Dosen unter der Aufsicht des Fetisch-Doctors. Das Verfahren bei diesem Process ist wohl in allen Ländern, die ich bereist habe, so ziemlich dasselbe. An der Küste lassen sie den Fetischeur natürlichen Todes sterben. Er kann also, vielleicht auch wenn er in Krämpfen liegt, sich erholen, während im Innern derselbe bei Körperzuckungen, Krämpfen oder andern Schuldanzeichen sofort niedergestochen wird. (So wenigstens in Lunda). Der Beklagte gilt nur dann als unschuldig, wenn er die Medicin alsbald wieder von sich giebt. Für den Fall, dass er die Giftprobe besteht, ist der Kläger oder dessen Familie verpflichtet, demselben eine Entschädigung an Sklaven oder Vieh zu zahlen, was sich regelmässig nach dem Wohlstande der beiderseitigen Parteien richtet. Diese Entschädigung besteht meistens aus einem oder zwei Sklaven oder den betreffenden Aequivalenten an Vieh etc. Ist der Fetischeur schuldig, so wird die ganze Familie desselben ausgerottet, indem die Mitglieder als Sklaven unter den Häuptling des Orts und die Beschädigten vertheilt werden, ebenso das Vieh. Ihr Haus und ihre Pflanzungen werden, wenn sie im Dorfe neben Hütten Anderer sich befinden, stets demolirt. Im Allgemeinen kommt die Anklage wegen Fetisch im Innern in den gewöhnlichen kleinen Dörfern nur sehr selten vor. Sonst besteht keine Todesstrafe, weil sich der Delinquent von allen Verbrechen loskaufen kann.

Die Beschneidung, welche an der Küste, soviel ich weiss, nicht üblich ist (?), findet in Songo statt. Die zu Beschneidenden, Knaben von 8 bis 10 Jahren, ziehen gemeinsam mit dem Arzte und seinen Assistenten an einen fern vom Dorfe gelegenen Ort, bauen sich hier Hütten und friedigen dieselben mit einem hohen Zaun aus Flechtwerk ein. Sie verbringen hier meistens viele Wochen und beschäftigen sich während dieser Zeit hauptsächlich mit ceremoniellen Gesängen. Niemand hat Zutritt zu diesem heiligen Ort. Die Mütter bringen Lebensmittel, jedoch kein Fleisch, weil der Genuss desselben in diesem Fall verboten ist, und dürfen auch

nicht in den geheiligten Raum eintreten, um ihre Söhne zu sehen. Sobald die Operation vollendet ist, zieht der Arzt mit seinen Pflegebefohlenen auf die Jagd; nach Erlegung eines Stück Wildes geniesst die Gesellschaft das Fleisch desselben und zieht sodann mit dem Operateur in's Elternhaus zurück. Zum Zeichen, dass sie entlassen sind und Fleisch wieder essen dürfen, überbringen die Knaben den Eltern ein Stück Fleisch des genossenen Wildes. Die Angehörigen geben ihren Söhnen darauf meistens ein Fest, bestehend in Tanz und fröhlicher Bewirthung mit Speise und Trank; ausserdem empfangen sie meistens ein neues Kostüm. Die Eltern bezahlen den Arzt, je nach Umständen mit einer Ziege, 4 Yards Zeug oder anderen Gegenständen. Stirbt dem Arzt im Exil einer seiner Schützlinge, so hat er durch Zahlung Ersatz zu leisten, der entweder in einem Sklaven oder in Vieh besteht. — Die Kinder gehören in Songo, ebenso wie in Minungo und Kioko, dem ältesten Bruder der Mutter, dieser letzteren jedoch erst dann, sobald sie keine Brüder hat; stirbt das Kind, so hat der Vater den Bruder schadlos zu halten und bezahlt dessen Werth mit einem Sklaven oder mit Vieh oder Fazenda. Der Mann wirbt beim ältesten Bruder um die Frau und giebt hierfür kleine Geschenke; die Frau ist aber frei und hält neben der Wirthschaft ihres Mannes eine eigene.

Am 21. und 22. Juli Ruhetage.

Am 23. Juli Weitermarsch. Wir passiren ein und denselben Bach dreimal unter sehr grossen Schwierigkeiten. Stellenweise giebt es sehr schöne bewachsene Schluchten; meistens ist die Gegend dünn mit Campinen-Wald bestanden.

Am 24. Juli Weitermarsch. In den Sümpfen und Wiesen der Bäche sieht man viele grosse, weisse Reiher. Alle Häuptlinge sind sehr freundlich und immer zufrieden mit den Gegengeschenken.

Am 26. Juli Ruhetag, weil mehrere Träger krank sind; ich selbst habe Fieber.

Am 27. Juli Weitermarsch. Wir passiren zwei Bäche. Diese Bäche haben meistens sehr steile, 15 bis 20 Fuss hohe Uferränder, welche von den Trägern mit ihrem Gepäck nur schwer passirt werden können. Wenn wir ein Dorf passiren, so sammeln sich namentlich Weiber und Kinder und verfolgen uns oft 10 Minuten weit mit Geschrei. Ich habe Fieber. Lux sowol, als ich sind an die Strapazen der Reise noch nicht gewöhnt, was der Grund sein mag, dass wir uns gleichsam das Fieber umgehen lassen. Bin ich krank, so ist Lux gesund, und so umgekehrt. Saturnino ist fast immer wohl. Hinter Sanza habe ich kein Rindvieh mehr gesehen.

Am 28. Juli Weitermarsch. Wir passiren ziemlich viele Negerdörfer und werden von den Weibern immer schreiend empfangen und ein Stück weiter begleitet.

Am 29. und 30. Juli Ruhe. An quelligen Schluchten, welche mit hohen Bäumen und Schlinggewächsen bewachsen sind, sieht man viele Glanzstaare.

Am 31. Juli ziehen wir durch eine malerische, sehr bergige Landschaft, das Ende der Talla-Mongongo, und rasten am Quell des Luari-Baches. Ich sehe heute eine schlanke Weinpalme, aber sehr verkümmert. Von Malange an kommt die hohe, schlanke Palme sehr selten vor, so dass man sie fast gar nicht zu Gesicht bekommt; dafür wächst hier aber die Bordão-Palme, und zwar vorzugsweise in sumpfigen Wiesen und in Urwäldern auf sumpfigem Boden. Von ihrem niedrigen Stamme ragen lange, dicke Zweige in die Höhe, deren Blätter denen der Weinpalme ähnlich sind. Der Baum gleicht mehr einem hohen Busch, als einer hohen, schlanken Palme (*Raphia vinifera*).

Am 1. August Rasttag. Heute sehe ich einen Pirol, welcher dem norddeutschen vollständig ähnlich sieht.

Am 2. August Weitermarsch. Wir gehen bis zum Lui-Fluss. Saturnino hat Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, welche die Carawane nicht durchziehen lassen wollen, da angeblich der Führer einer früheren Carawane von Kimbundo von den Eingeborenen ein Gewehr gekauft und dasselbe nicht bezahlt haben soll. Saturnino legt die Sache durch Geschenke bei, nachdem wir unfreiwillig ein Lager haben aufschlagen müssen. Unser Dolmetscher Ebo ist krank. Hier sollen vor einigen Wochen zwei Löwen geschossen sein (?). Ich erblicke, auf dem Anstand stehend, die erste lebendige Antilope; ferner einen Pirol (Bauch gelb, Flügel und Oberkörper graugrün, Schwanz und Hals gelb, Kopf schwarz), einen kleinen Nashornvogel (braun mit langem, schwarzem Schwanz), sowie eine Anzahl anderer Vögel.

Am 3. August Weitermarsch. Wir passiren zu Fuss den Lui, 20 Fuss breit, mit 2 Fuss Wassertiefe. Man sieht an den Ufern, dass der Fluss bei Regenzeiten an 6 bis 10 Fuss steigen kann. Er fliesst mit starkem Gefäll nach Norden. Das Flussbett zeigt Felsen, die Ufer Felsen und Lehmboden, welche am Rande des Wassers mit ziemlich dickem Busch und einzelnen, hohen Bäumen bewachsen sind. Wir passiren ausserdem zwei Bäche mit 20 Fuss hohen, steil abfallenden Ufern und machen Halt im Dorfe Umballa. Der Häuptling, der mit seinem Dorfe denselben Namen trägt, ist einer der einflussreichsten und mächtigsten Häuptlinge im Songo-Lande und sein Dorf bildet von hier in östlicher Richtung nach dem Quango-Fluss zu die letzte Ortschaft zum Songo-

Gebiete. Saturnino, Lux und ich quartierten uns für die Nacht in ein verlassenes Lehmhaus ein, wo früher der Saturnino'sche Empregado (Beamter) Germano (mein nachheriger Dolmetscher) vier Jahre lang gewohnt hatte, um hier für Saturnino Gummi einzukaufen. Umballa machte uns, wie üblich, seine Aufwartung. In seiner Begleitung befand sich ein Grosser aus Cassange, welcher, da in Cassange Krieg ausgebrochen war, bei Umballa Schutz suchte. Da Saturnino bisher seinen Weg von Malange nach Kimbundo nicht durch Cassange, sondern durch Songo genommen hatte, so war es nöthig, dass er sich den Häuptling Umballa besonders zum Freunde hielt. Umballa empfing deshalb von uns als Gegengeschenke ein Feuerschlossgewehr, ein Fass mit 4 Pfund Pulver und 8 Yards Fazenda; ausserdem sprach Umballa mit seiner Umgebung besonders dem Branntwein zu. Der Reisende muss bei Verabreichung von Branntwein vorsichtig sein, da er bei eventuellem Katzenjammer der betheiligten Trinker zur Rechenschaft gezogen werden kann. Der Cassange-Prinz, welcher des Guten zu viel gethan und sich betrunken hatte, legte sich alsbald zum Schlafen in seine Hütte. Derselbe hatte Feuer in der Hütte angezündet, welche in Folge dessen, während er schlief, niederbrannte. Glücklicherweise retteten ihn die Träger, welche ihr Lager in dem Dorfe dicht neben seiner Hütte aufgeschlagen hatten, von dem Flammentode. Eine Quantität Gummi aber, welche er bei sich führte, war verbrannt. Wir haben aber keine Unannehmlichkeiten davon gehabt. Ich wurde in der Nacht von einem wanzenartigen Ungeziefer derartig zerstochen, dass ich todtkrank erwachte und unter Ohnmachten den Rest der Nacht im Freien zubringen musste. Meine Reisegefährten, Lux und Saturnino, hatten fast gar nichts zu leiden gehabt, während ich noch Tage hindurch Nachwehen davon verspürte und am andern Tage meine ganze Dienerschaft damit beschäftigen musste, das Ungeziefer derselben Gattung, welches sich während der Nacht in meinen Decken und Kleidungsstücken verborgen hatte, wieder abzusuchen. Alle Sachen wurden mit Insectenpulver eingepudert, was guten Erfolg hatte. Die Gegend ist bergig, hat viele Schluchten mit nicht zu hohem Urwald bestanden und besteht aus einzelnen Ebenen, welche entweder dünn mit Campinen-Bäumen und Büschen bewachsen, oft aber auch ganz baumleer sind.

Am 5. August Weitermarsch. Wir machen Halt in einem Negerdorfe, dem Minungo-Stamme gehörig. Der Minungo- unterscheidet sich vom Songo-Stamme durch eine verschiedene Sprache, durch eine andere Bauart der Hütten und durch weniger strenge Strafgesetze; ausserdem sind die Minungo-Neger weniger räuberisch, so dass der Reisende von ihnen nichts zu befürchten hat.

Der Minungo-Stamm ist ziemlich zahlreich, wohnt aber nicht zusammen. Es finden sich mitten im Kioko-Lande Minungo-Dörfer. In seinen Sitten und Gebräuchen gleicht er seinem östlichen Nachbar, dem Kioko, obgleich er nicht so viel Handel treibt, wie jener.

Am 6. August Weitermarsch. Schlechter Weg, viele Bäche mit hohen, steilen Ufern. Bei der Passage solcher Stellen muss man die Geschicklichkeit der Ochsen bewundern; die Thiere legen sich oft auf die Knie und rutschen gleichsam die steilen Wände hinunter und klimmen dieselben jenseits ebenso geschickt wieder hinauf; einer folgt immer dem andern. Junge Ochsen refüsiren oft solche Passagen, wenn sie allein sind. Für gewöhnlich gehen die alten, an Strapazen gewöhnten Thiere voran, und die jungen folgen meistens ohne Zögern. Es erschien gestern in unserm Lager ein Negertänzer in einem Maskenanzuge, das Gesicht mit einer den europäischen Ballmasken nicht unähnlichen Maske verkappt, und producirte sich uns und den Trägern in bizarrster Weise, gegen ein kleines Douceur, welches aus etwas Pulver und Fazenda bestand.

Am 7. August Weitermarsch. Die Gegend wird gebirgiger.

Am 8. August Weitermarsch. Lager in Karimba. Die Gegend ist hier recht romantisch. Die schlanke Palme wird seit einigen Tagen häufiger, ist aber immer nur niedrig und verkümmert. Viele schöne Vögel, namentlich Pirole, Tauben und den grünen Helmvogel, giebt es zu beobachten. In den Wäldern der Schluchten ertönt des Morgens mit Sonnenaufgang und des Abends vor Sonnenuntergang ein schönes Vogel-Concert. Von allen Seiten hört man die wilden Tauben girren.

Am 9. August Rasttag.

Am 10. August passiren wir eine unfruchtbare und steinige, fast gar nicht bewachsene, mit ausgetrockneten Bachbetten durchzogene Hochebene, bis wir an den Thalrand des Quango-Flusses gelangen, dessen Thalsohle mit dünnen Bäumen bewachsen ist. Man steigt jetzt beträchtlich hinunter bis unmittelbar an den Quango. Sein Ostufer ist hingegen flacher und steigt erst allmählig nach einigen Stunden Distanz wieder zu der Höhe des Westufers. Der Quango hat hier keine Wiesenränder, sondern wird unmittelbar von einem spärlich mit Bäumen und Büschen bewachsenen Lehmufer begrenzt. Der Fluss zeigt hier stellenweise an beiden Seiten Steinufer, welche etwa von 2 bis 3 Fuss Wasser bespült werden und 10 bis 15 Fuss breit sein mögen. Zwischen diesen Steinbetten fliesst der Strom 50 bis 60 Fuss breit und c. 20 Fuss tief nach Norden. Nach Süden zu ist die Gegend am Flusse waldiger und gebirgiger, ebenso nach Norden, so dass

hier das Ostufer am flachsten ist. Der Fluss steigt in der Regenzeit ganz beträchtlich, etwa um 6 bis 8 Fuss. Schon bei Cassange, einige Tagereisen nördlich von hier, soll der Quango ein bedeutend breiterer Fluss sein und wird mittelst Canoe dort passirt; an der Stelle, an welcher wir den Fluss überschritten, geschah es mittelst einer Brücke. Wir haben am Flusse warten müssen, bis die Träger in Gemeinschaft die Brücke gebaut hatten. Es wurden zu dem Zwecke lange, armdicke Bäume gefällt und von einigen Trägern schwimmend mit Schlingpflanzen zusammengebunden, bis die so zusammengebundenen Bäume von einem Ufer zum andern hinüber reichen. Meistens werden, wie hier, 3 und 4 Bäume nebeneinander zusammengebunden, so dass dadurch eine ziemlich breite und feste Brücke gebildet wird. Das Geländer wird dadurch hergestellt, dass dünne Bäume etwa 4 bis 6 Fuss tief senkrecht ins Wasser gesenkt werden, sodann an der schwimmenden Brücke befestigt und an ihren aus dem Wasser hervorragenden Enden durch Schlingpflanzen miteinander verbunden werden. Da die reissende Strömung die im Wasser steckenden Theile jener Stämme stark an die Brücke drängt, so steht das Geländer ziemlich fest. Jetzt beginnt die Passage. Der Reisende muss vorsichtig sein, und der Empregado, gewöhnlich mit der Peitsche (Chicote) in der Hand, giebt darauf Acht, dass nicht zu viele Menschen auf einmal die Brücke benutzen, da die grossen Carawanen die Mode haben, sich wie eine Heerde Schafe unter Geplapper und Lärm zu der Brücke heranzudrängen. Schwache Träger, Weiber und Kinder werden von den geschickteren Trägern hinübergeführt, ebenso der Reisende. Für letzteren ist die Passage nicht leicht, da die Brücke sich unter der Last derartig biegt, dass er knietief und darüber ins Wasser sinkt und dieses mit einer so grossen Vehemenz über die Brücke strömt, dass er sich auf derselben kaum zu halten vermag. Die Ochsen schwimmen hinüber, doch muss man passende Stellen aussuchen, damit die Thiere an Stellen, wo die Ufer nicht zu steil sind und sie nicht vom Strudel weggerissen werden, landen können. Der Ochsenhirt steht am andern Ufer und ruft die Thiere mit dem Rufe: „Ma, ma!“ zu sich herüber. Die klugen Thiere folgen diesem Rufe und erreichen so das andere Ufer oftmals nicht ohne Gefahr. Ziegen müssen hinübergetragen werden. 500 Schritt südlich von der Brücke bildet der Fluss einige kleine Stromschnellen. Das Wasser des Quango ist schmackhaft. Wir passiren den Fluss und machen, nach ¼ Stunde Marsch, Halt. — Lager im Walde.

Am 12. und 13. August Weitermarsch. Die Gegend bildet eine Gebirgslandschaft mit plateauartigen Gipfeln, welche meistens

mit dichten, zusammenhängenden Wäldern besetzt sind. Auf dem Boden dieser Wälder wächst vielfach kurzes Moos, als Zeichen des nassen Untergrundes; der Boden ist meistens grauer humushaltiger Sandboden.

Am 14. August Weitermarsch. Wir gelangen zum ersten Kioko-Dorfe. Da wir unterwegs Büffelspuren angetroffen hatten, so ritt ich, nachdem wir im Lager angekommen waren und gegessen hatten, mit einem Träger eine Meile zurück, um mich an einer Waldwiese auf den Anstand zu stellen. Ich musste indessen unverrichteter Sache wieder zurückkehren, ohne etwas gesehen zu haben. Inzwischen war die Nacht schon hereingebrochen, und so wurde es uns sehr schwer, den Weg im dichten Walde zum Lager zurück zu finden, bis eine Anzahl Träger, welche mir Saturnino nachgeschickt hatte, uns endlich fand und nach Hause führte.

Der Kioko-Stamm hat dieselben Sitten, wie der der Minungo. Beide Stämme sprechen verschiedene Sprachen, die sich aber einander sehr ähnlich sind. Beide Stämme haben gleichgebaute Hütten und scheinen sich überhaupt sehr untereinander vermischt zu haben. Der Kioko ist ein tüchtiger Jäger, beutet seine Wälder nach Gummi aus und betreibt viel künstliche Bienenzucht, um Wachs zu gewinnen. Diese Artikel tauscht er an der Küste gegen Waaren aus, mit welchen er darauf tief ins Innere zieht, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen. Die Kioko, sowohl Männer als Weiber, lieben es, die Haare wachsen zu lassen und dieselben in viele kleine Strähnen, so dick wie eine Bleifeder, zu flechten, welche dann lockenartig oft bis zur Schulter herunterhängen. Die Weiber bedienen sich als Transportmittel eines cylinderartig geformten geflochtenen Korbes, welchen sie auf dem Rücken tragen. An demselben ist ein lederner Riemen befestigt, den sie vor die Stirn legen, wodurch der Korb festgehalten wird. Zum Tragen der Kinder bedienen sich die meisten Frauen eines Riemens, welchen sie ähnlich dem, an welchen unsere Tambours ihre Trommel tragen, umgürten; in diesen Riemen wird das Kind hineingesetzt und hält sich am Leibe der Mutter fest. Sie bemalen sich nicht in dem Maasse, wie die Songo-Weiber, mit Thon. Die Kinder gehören in Kioko, ebenso wie in Songo und Minungo, dem ältesten Bruder der Frau; der Mann wirbt um die Frau beim ältesten Bruder derselben.

Das Kioko-Land gehört zu Lunda und ist dem Muata Jamwo tributair. In Folge dessen ziehen die Kioko-Carawanen meistens westlich vom Kassai-Fluss nach Norden. Das Elfenbein, welches sie eintauschen, verhandeln sie, während sie die erworbenen Sklaven ihrem Haushalt einverleiben. Die Kioko schätzen vor Allem den Sklaven als Besitzthum. Sie behandeln die Sklaven-

weiber als ihre Frauen, die Männer als Familienmitglieder und trennen sich sehr ungern von ihnen, so dass im Kioko-Lande dem Reisenden nur ausnahmsweise Sklaven zum Verkaufe angeboten werden. Den Honig gewinnen sie, wie die Songo und Minungo, auf folgende Weise: Sie lösen die Rinde von einem mannsdicken Baume in einer Länge von etwa 2—3 Fuss ab, ähnlich wie man bei uns im Frühling die Rinde von einem Weidenzweige ablöst. Diese Rinde wird nachher zusammengerollt, und durch den so entstandenen Cylinder werden einige Stäbe quer durchgesteckt. Dieses Geräth wird sodann in der Krone eines hohen Baumes aufgestellt und in demselben pflegen die Bienen zu bauen, indem sie an den erwähnten Querstäben ihre Honigzellen befestigen. Die Erntezeit des Honigs beginnt nach Anfang der Regenzeit und dauert so lange, bis das Gras ausgewachsen ist. Es ist mir aber auch in der Mitte der trocknen Zeit Honig zum Kauf angeboten worden. Das Wachs wird an die Händler verhandelt. Die Kioko begehren vorzugsweise als Tauschartikel Pulver, da sie sich im Allgemeinen mehr mit Thierfellen bekleiden und weniger mit Fazenda als ihre westlichen Nachbarn. Man findet im Kioko-Lande viele Schiessgewehre, welche der Kioko-Jäger gut zu handhaben versteht. Die Jagd ist aber, trotz der grossen Wälder und fruchtbaren Gegend, so gut wie ausgerottet; ebenso sind die Gummibäume wegen zu grosser Ausnutzung und unterlassener Anpflanzung grösstentheils verschwunden. Der Kioko liebt es, seine Dörfer im Walde, und zwar die Wohnungen nicht weit von einander getrennt anzulegen, und lässt den Wald in unmittelbarer Umgebung seiner Dörfer stehen. Obgleich das Kioko-Land lange nicht so bevölkert ist, wie in Songo, so sieht man doch bei der Durchreise solcher grossen, dichten Wälder viele viereckige, grosse Lichtungen, mit niedrigem Busch bewachsen. Es sind dies die Stellen verlassener Negerdörfer. Bei der Anlage neuer Dörfer und Plantagen fällen die Eingebornen die starken Bäume 2 bis 3 Fuss über dem Boden an der Stelle, an der sie sich ansiedeln wollen. Die gefällten Bäume, welche im Chaos auf- und durcheinander liegen, lassen sie so lange unangetastet, bis dieselben trocken sind, was Monate in Anspruch nimmt, und brennen sie alsdann nieder. Diese Procedur mag ein Jahr dauern, da die Bäume nicht nach dem ersten Feuer vollständig verbrennen. Dem Reisenden wird ein solches von Wald gesäubertes Feld imponiren, indem es ihm den Beweis einer verwendeten, grossen Arbeitskraft liefert.

An Hausthieren finden sich: Ziegen, Hühner, Hunde, seltener Schweine und Schafe. Katzen mögen vorkommen, doch habe ich keine gesehen. Im Allgemeinen verstehen die Kioko-Neger weniger gut zu pflanzen, als die Songo-Neger. Zuckerrohr bauen



sie nicht, auch wenig Tabak und nur selten Bananen; hauptsächlich pflanzen sie Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse und Bohnen. Ihr Korn speichern sie auf, wie in Songo. Die Hütten der Minungo und Kioko unterscheiden sich von denen der Songo dadurch, dass das Dach nicht bis zum Erdboden reicht, sondern nur bis zu den 4 bis 6 Fuss hohen Wänden, so dass es, wie das europäische Dach, etwas über die Wände hinüberragt. Die Wände der Hütte sind regelmässig aus Stroh geflochten. Die Hütten sind entweder rund und haben dann ein trichterförmiges Dach oder viereckig und tragen dann ein Pultdach. Der etwa 3 Fuss breite Eingang reicht bis an das Dach und wird durch eine davor gestellte Thür geschlossen. In Minungo und Kioko wird es dem Reisenden bedeutend schwerer, so reichlich Lebensmittel einzuhandeln, als in Songo. Die Kioko sind zwar geschickte Schmiede, verstehen aber nur wenig von der Kunst, Gewebe aus vegetabilischen Stoffen herzustellen. — Der Besuch der Häuptlinge in Minungo und Kioko wird viel seltener, als in Songo.

Das Kioko-Land ist eingetheilt in Districte, von denen jeder unter einem grossen Häuptling mit Namen Mona (in der Lundasprache) steht. Jedes der einzelnen Dörfer hat seinen kleinen Häuptling, welcher seinerseits an den Mona Tribut bezahlen muss. Letzterer aber pflegt alljährig oder alle 2 bis 3 Jahre Tribut an den Muata Jamwo zu entrichten, indem er eine Carawane ausrüstet und sie in die Hauptstadt dieses grossen Häuptlings schickt. Manchmal erreicht jedoch diese ihr Ziel nicht, denn die leichtsinnigen Neger vergeuden unterwegs oft den ihnen übergebenen Tribut und kommen unverrichteter Sache wieder nach Hause. Man sagt, dass solche Carawanen oft 4 bis 5 Jahre von Kimbundo nach Mussumba und zurück unterwegs gewesen sein sollen. Die kleinen Häuptlinge sind meistens einfache Söhne der Wildniss; ihnen fehlt das grosse Fazenda-Tuch und der Regenschirm in der Regel; ihre Kleidung besteht für gewöhnlich aus Thierfellen. — Die Kioko-Dörfer hier stehen unter der Botmässigkeit des Mona Kimbundo in Kimbundo.*)

Am 15. August Weitermarsch. Nachts sowohl, als auch des Morgens, wenn die Sonne noch nicht recht hoch steht, ist es in dem Maasse kalt, dass ich des Nachts auf dem Lager kaum warm werde und meinen norddeutschen dicken Winterüberzieher recht sehr vermisse. Lieutenant Lux erscheint des Morgens regelmässig in seinem dicken Offiziermantel. An diesem Tage führte uns der Wind einen Prairiebrand zu, gerade als wir unser Lager aufgeschlagen hatten. In Folge dessen brachten die Träger das Gepäck

*) In Songo und Lunda sind viele Dörfer nach dem Häuptling benannt.

eine kleine Strecke weiter nördlich, wo bereits das Gras abgebrannt war, so dass das Feuer uns nicht fassen konnte. Um sich gegen solche Prairiebrände zu schützen, soll man, ehe man ein Lager aufschlägt, in der Trockenzeit immer das Gras an der betreffenden Stelle vorher abbrennen.

Am 16. August Ruhetag.

Am 17. Aufbruch und dann Lager im Walde. Die Träger verlangten grössere Rationen, eine Forderung, welche ihnen von Saturnino abgeschlagen wurde. In Folge dessen strikte ein Theil von ihnen, welcher sich dann etwa 200 Schritt von uns und abgesondert von der übrigen Carawane lagerte. Da sie Pulver gestohlen hatten und damit schossen, so tobten sie fast die ganze Nacht hindurch. Der Dolmetscher Ebo, welcher schon in Malange für mich bis nach Mussumba engagirt war, erschien betrunken vor mir in meiner Hütte, um mir zu erklären, dass er nur bis Kimbundo mitgehen werde, weil ihn Saturnino so schlecht behandelt hätte. In Folge dieser Ereignisse war Saturnino sehr verdriesslich und die ganze Nacht über ausserhalb seines Lagers, vertheilte aber am andern Morgen 2 Yards Ration an die aufsässigen Träger. Ebo erschien vor ihm als reuiger Sünder, und Alles war wieder ausgeglichen. Darauf wurde die Reise fortgesetzt.

Am 18. August Weitermarsch. Wir passiren den Kakumbi. Der Fluss ist etwa 40 bis 50 Fuss breit und 20 Fuss tief. Es ist hier ein starker, alter Baum über den Fluss gelegt, so dass das Stammende auf dem Westufer liegt, während die trocknen Zweige der Krone kaum das Ostufer berühren; er dient als Brücke und muss von den Trägern sowohl, als von den Reisenden, so zu sagen, auf Knieen und Ellenbogen passirt werden. Nach dem Uebergang über diesen Fluss lagerten wir einige 100 oder an 1000 Schritt vom Flusse entfernt am jenseitigen Ufer. In der Nähe dieser Brücke muss sich ein Dorf befinden, da hier wenigstens ein Häuptling, von zwei Jägern begleitet, vor uns erschien und für Benutzung der Brücke zwei Gewehre verlangte. Obgleich Herrn Saturnino diese Forderung zu hoch erschien und er mit dem Mann zu parlamentiren anfing, so hatte dies dennoch keinen weiteren Erfolg, vielmehr wurden ihm in der That zwei Gewehre ausgehändigt. Der Kakumbi ist sehr reissend und mündet in den Quango. Man passirt meistens Wälder, so dass man selten Fernsichten hat.

Am 19., 20. und 21. August Weitermarsch. Am letzten Tage wird die Gegend flach; wir passiren eine sandige, baumlose Ebene, welche von einem Bache durchschnitten wird, dessen Ufer mit einigen Urwalddschungeln bewachen sind. Hier sahen die vordersten Träger zum ersten Male während dieser Reise eine starke Heerde

Antilopen, welche vor ihnen eiligst die Flucht ergriff. Wir bereiteten unser Lager an einem Bache, welcher nordöstlich in den Quilu-Fluss geht.

Am 22. August kommen wir durch eine grosse Schlucht, welche zwei Plateaus von einander trennt und in welcher der kleine Bach Kavenda fliesst, der sich später in nordöstlicher Richtung in den Quilu ergiesst. Am Tage vorher habe ich in der baumlosen Sandebene einige grosse Raben gesehen, die sich von unseren Kolk-Raben nur durch eine etwas kleinere Figur unterschieden, während sie an Farbe, Flug und Stimme denselben sehr ähnlich waren. Die Vögel waren sehr scheu, so dass ich nicht zum Schuss kommen konnte. Die Klapperlerche von der Küste kommt hier überall vor. Dieselbe pflegt während ihres steigenden Lerchenfluges in Pausen drei Mal mit den Flügeln zu schlagen, wodurch ein Geräusch verursacht wird, was sich wie ein Geklapper anhört. An Grösse und Farbe gleicht sie der europäischen Haubenlerche. Der grün und rothe Helmvogel kommt überall vor, wo Urwald sich in den Schluchten befindet. Derselbe schreit täuschend ähnlich, wie der weisse und schwarze Adler des Quanza-Flusses. Er macht viel Lärm in den Urwäldern; der Uneingeweihte täuscht sich oft und glaubt, er habe es mit wilden Tauben zu thun.

Wir gingen am 23. August weiter auf ebenem, sandigem, meistens bebuschtem und dünn mit Campinenwald bestandenem Terrain bis an den Quilu-Fluss. Der Quilu ist hier 45 Fuss breit und c. 3 bis 4 Fuss tief, hat ein steiniges Bett und seine Ufer sind nur schwach mit Busch und Bäumen bewachsen; er fliesst nach Norden. Derselbe wurde von der Carawane durchwatet.

Am 24. August Weitermarsch. Wir passiren eine dünn bewaldete Ebene, dann den Loange, einen 30 Fuss breiten Fluss mit ziemlich breiten Sumpfufern.

Am 25. August überschreiten wir auf unserm Weitermarsch den Luchinga-Bach. Derselbe geht in den Loange. Obgleich der Luschinga nur schmale, sumpfige Uferränder hat, so wurde es uns doch so schwer, die Ochsen durchzubringen, dass wir genöthigt waren, den Reitochsen des Lieutenant Lux im Sumpfe stecken zu lassen, wo derselbe verendete.

Der Marsch am 26. August bringt uns bis Kimbundo. Herr Saturnino war schon am 25., begleitet von seinem Dolmetscher, nach Kimbundo geritten, während Lieutenant Lux und ich mit der Carawane liegen blieben und ihm erst am nächsten Tage folgten. Inzwischen schickte Saturnino Leute von Kimbundo, um den todten Ochsen zu zerlegen und sein Fleisch und Fell nach Kimbundo zu bringen. Das Fell benutzen die Eingebornen und

Träger zu Gürteln, und so kommt es, dass dasselbe für den Händler grossen Werth hat. Im Kimbundo angelangt, wurden wir von Saturnino in ein ziemlich grosses Lehmhaus gebracht, welches etwa 800 Schritt südlich von der Saturnino'schen Faktorei liegt und früher als Wohnung und Waarenlager eines im vorigen Jahre gestorbenen weissen Händlers gedient hatte. Ich konnte mich damals nicht enthalten, Herrn Saturnino zu bemerken, dass Kimbundo mir wie ein afrikanisches Paris erschiene. Nachdem wir wochenlang nur die elendesten Negerdörfer gesehen hatten, war es uns natürlich angenehm, hier einmal wieder Lehmhäuser vorzufinden. Vor 10 Jahren sollen hier 8 Europäer ansässig gewesen sein. Augenblicklich befindet sich Saturnino nur allein in Kimbundo, aber da hier ausser demselben noch einige Baptisten von der Küste ansässig sind, so macht der Ort doch noch immer den Eindruck einer europäischen Ansiedlung. Die einzelnen Ansiedlungen, bestehend aus Lehmhäusern und kleinen Lehmhütten, umgeben von kleineren Fundos für die Dienerschaft, liegen meist zerstreut, so dass Kimbundo 1000 Schritt lang und einige 100 Schritt breit sein mag. Die Stadt liegt an dem Bach Luve und und ist mit gutem Trinkwasser versehen. Die Ufer des Bachs sind mit 40 bis 50 Fuss hohen Laubholz-Bäumen bewachsen, welche mit ihrem Unterholz und Schlinggewächsen einen dichten Urwald bilden. Derselbe mag an jeder Seite des Baches etwa 30 bis 40 Schritt breit sein. Diese Bäume sind gleichmässig hoch gewachsen, so dass sie sich wie eine einzige lange, grüne Mauer am Bache längs ziehen würden, wenn nicht einige Stellen des Baches gar nicht bewachsen wären. Sie sind im Allgemeinen nicht stark, sondern haben am Stamm nur einen Durchmesser von 1 bis 2 Fuss. Besonders in der Regenzeit blühen viele der Bäume und Sträucher mit rothen, weissen und anders gefärbten Blüthen und geben dem Walde ein blumenartiges Ansehen.

Kimbundo ist im Westen von einem ziemlich dichten und schattigen Walde begrenzt, im Osten von einer unfruchtbaren, baumlosen Sandebene. Einige 100 Schritt weiter östlich wachsen in der Sandebene schon wieder niedrige, verkümmerte Bäume, welche die Aussicht nach Osten hemmen. Das eigentliche Negerdorf Kimbundo liegt 10 Minuten nördlich, isolirt von der portugiesischen Niederlassung, im Walde. Der Häuptling (Mona) Kimbundo ist ein steinalter Mann mit grauen Haaren, von dem man sagt, dass er schon drei Muata Jamwo's überlebt habe. Er wird von den Händlern gelobt, gilt allgemein als friedliebend und ist nicht unverschämt in seinen Forderungen.

Kimbundo gilt als äusserster Punkt für die Handelsexpeditionen der Europäer und ist für den Handel nach der Küste wich-

tig, da sich die Carawanen hier, so zu sagen, concentriren. Von hier aus gehen südlich Carawanenstrassen nach Bihé in Benguela und nach dem südlichen Lunda, nördlich nach Maiu und Luba, östlich nach Mussumba. In Kimbundo kann der Reisende unter Umständen freie Kioko-Leute, ebenso wie in Songo, als Träger engagiren. Ein solches Engagement ist aber bedenklich, da diese Leute einerseits leicht mit der Carga entwischen können und dem Reisenden dann meistens nichts Anderes als das Nachsehen übrig bleibt, andrerseits hat er, sobald Todesfälle vorkommen, die Verwandten dieser gestorbenen Leute bei der eventuellen Rückkehr zu entschädigen. Der portugiesische Kaufmann bringt seine Waaren hierher und handelt mit den Eingebornen hauptsächlich um Gummi, Wachs und Elfenbein. Da die Eingebornen in der unmittelbaren Umgebung von Kimbundo und in der nächsten Nachbarschaft die Gummibäume mehr oder weniger zerstört haben, so holen sie regelmässig den Gummi aus den Wäldern des Tschikapa-Flusses nördlich von Kimbundo. Cassange-Carawanen machen hier vielfach Station. Letztere besonders gehen nach Mussumba, kaufen dort Sklaven, bringen diese nördlich von Kimbundo und vertauschen sie gegen Elfenbein und Gummi an die Kioko's. Das eingetauschte Elfenbein verkaufen sie entweder in Kimbundo oder in Cassange oder an der Küste. Der Kioko, welcher als Unterthan Muata Jamwo's nicht nach Mussumba zu reisen liebt, geht, zu grossen Carawanen vereinigt, nach Luba und noch weiter nach Norden, um dort Elfenbein einzuhandeln und dasselbe demnächst in seiner Heimath gegen Sklaven einzutauschen. Die Preise der Sklaven in Kimbundo sind etwa folgende. Ein ausgewachsener, männlicher Sklave hat in Kioko sehr geringen Werth. Der Kioko pater familias nimmt ihn nicht gerne in seinen Familienkreis auf, da er, von Eifersucht geplagt, in den Freuden seines Harems gestört zu werden fürchtet. Ein fremder Nebenbuhler ist ihm willkommener, als sein Sklave, weil jener jeden Verstoss gegen die gute Sitte bezahlen muss, welcher Gebrauch, geschickt benutzt, unter Umständen zu einem einträglichen Geschäft führen kann. Besonders begehrt sind Mädchen, deren Preis natürlich ebenso unterschiedlich sein kann, wie ihr Exterieur. Der Neger liebt die Corpulenz. Schöne Formen und Gesichter, weibliche Tugenden und Talente werden von ihnen nicht gewürdigt. Eine corpulente Dame im besten Alter wird mit 100 Pfund Gummi (32 Pfund gleich einer Arroba) oder auch mit einem starken Elephantenzahn bezahlt. Kinder, Mädchen und Knaben, sind billiger und werden je nachdem mit einer Arroba Gummi oder 4 bis 6 von ihnen mit einem Elfenbeinzahn bezahlt. Als ich bei meiner Rückkehr von der Reise in Kimbundo die Führer einer Sklaven-

Carawane, welche vom südlichen Lunda kam, zur Rede stellte, weshalb sie ihre Sklaven so sehr hätten aushungern lassen, meinten sie: das thäte nichts, sie gingen nördlich nach dem Tschikapafluss; dort wäre viel und billig Fuba zu haben, und würden sie die Leute dort bald wieder herausfüttern, um sie gut zu vertauschen.

Die Sklaven führen während des Transports ein beklagenswerthes Leben. Sie werden gewöhnlich in Trupps von 4 bis 8 Mann mit Ketten zusammengekoppelt, und zwar so, dass die Ketten um die Handgelenke mit Schellen befestigt werden. Hat der Führer Verdacht, dass sie entspringen können, so legt er ihnen während der Nacht womöglich noch Ketten um die Fussgelenke. Dennoch passirt es, dass ein zusammengekoppelter Trupp entwischt, und zwar hauptsächlich, wenn die Leute hungern müssen. Sie laufen dann meistens, eine passende Gelegenheit wahrnehmend, in den Wald und verstecken sich bis zur Nacht, um irgendwo in einem Negerdorfe demnächst Aufnahme zu finden. Hier werden sie stets willkommen geheissen, und der Sklavenhändler fängt seine Sklaven, mag er sie auch wie ein Spürhund wiedersuchen, im Kioko-Lande meistens nicht wieder ein. Der Kioko giebt sie entweder nicht heraus oder fordert eine derartig hohe Abfindungssumme, dass der Händler dafür dankt, den Sklaven noch zum zweiten Mal zu kaufen. — Die Führer strafen den Sklaven im Allgemeinen nicht häufig; indessen sind die Lebensmittel während der Reise oft so knapp, dass sie nicht im Stande sind, den Leuten die nöthigen Rationen zu geben. Die Carawanen sind einestheils sehr gross, anderntheils bleiben gewöhnlich den Führern in Folge ihres Handelns nur wenige Tauschartikel für die Rückreise übrig. Bekleidet sind die Sklaven sehr dürftig. Ein Stück Thierfell oder etwas Buschwerk dient ihnen, wie ich es oben beschrieben habe, als Kleidung. Die Leute finden sich aber leicht in ihr Schicksal, namentlich, wenn sie reichlich zu leben haben, da sie wirklich einem Stück Vieh vergleichbar sind. Von demjenigen Sklaven, welcher sich derartig an seinen Herrn gewöhnt hat, dass er nicht mehr befürchtet, von demselben aufgegessen zu werden*), kann man annehmen, dass er nur ungern die ihm angebotene Freiheit annimmt, sobald damit zugleich die moralischen Verpflichtungen seines Herrn erlöschen sollten, ihn zu ernähren, oder gar mit Fazenda zu kleiden. Herr Saturnino hält seine Sklaven in Kimbundo derartig, dass er ihnen Essen und Kleidung giebt, wenn

*) In Mussumba geht im Allgemeinen unter den von Händlern aufgekauften Sklaven das Gerücht, sie würden zu den weissen Menschen gebracht, damit diese aus ihren Knochen Pulver fabriciren könnten.



sie nach seinen Anweisungen kleine und leichte Arbeiten verrichten. Seine Sklaven führen ein vollständig freies Leben, machen sogar auf eigene Hand Geschäfte mit den Eingeborenen und verheirathen sich untereinander; auch lassen sie unter sich die dem betreffenden Lande eigenen Strafgesetze stillschweigend gelten, so dass sie untereinander Versehen aller Art sühnen. Sie ziehen in der Umgegend mit ihrem Lohne, meistens in Fazenda bestehend, Handel treibend umher. Da sie nun so viel Freiheiten geniessen, so sind diese Leute sehr zuverlässig und werden als Boten mit Briefen selbst nach Malange geschickt. Es kommt sogar vor, dass die Leute sich auf Monate entfernen, und von ihnen angenommen werden muss, dass sie entflohen seien; sobald sie aber keine Fazenda mehr haben, kehren sie oft ganz gemüthlich mit leeren Entschuldigungen zurück. Die Sklaverei ist dem Neger in Fleisch und Blut übergegangen; mit dem Aufhören derselben würde das ganze Negerleben in seiner jetzigen Form nicht bestehen können. Den Missionären, welche östlich vom Quango-Fluss den Versuch machen wollten, die Sklaverei aufzuheben, stelle ich ein ungünstiges Prognostikon. Will das civilisirte Europa im Innern von Afrika die Sklaverei ausrotten, so muss es den Neger selbst ausrotten oder sein originelles Blut mit anderem vermischen.

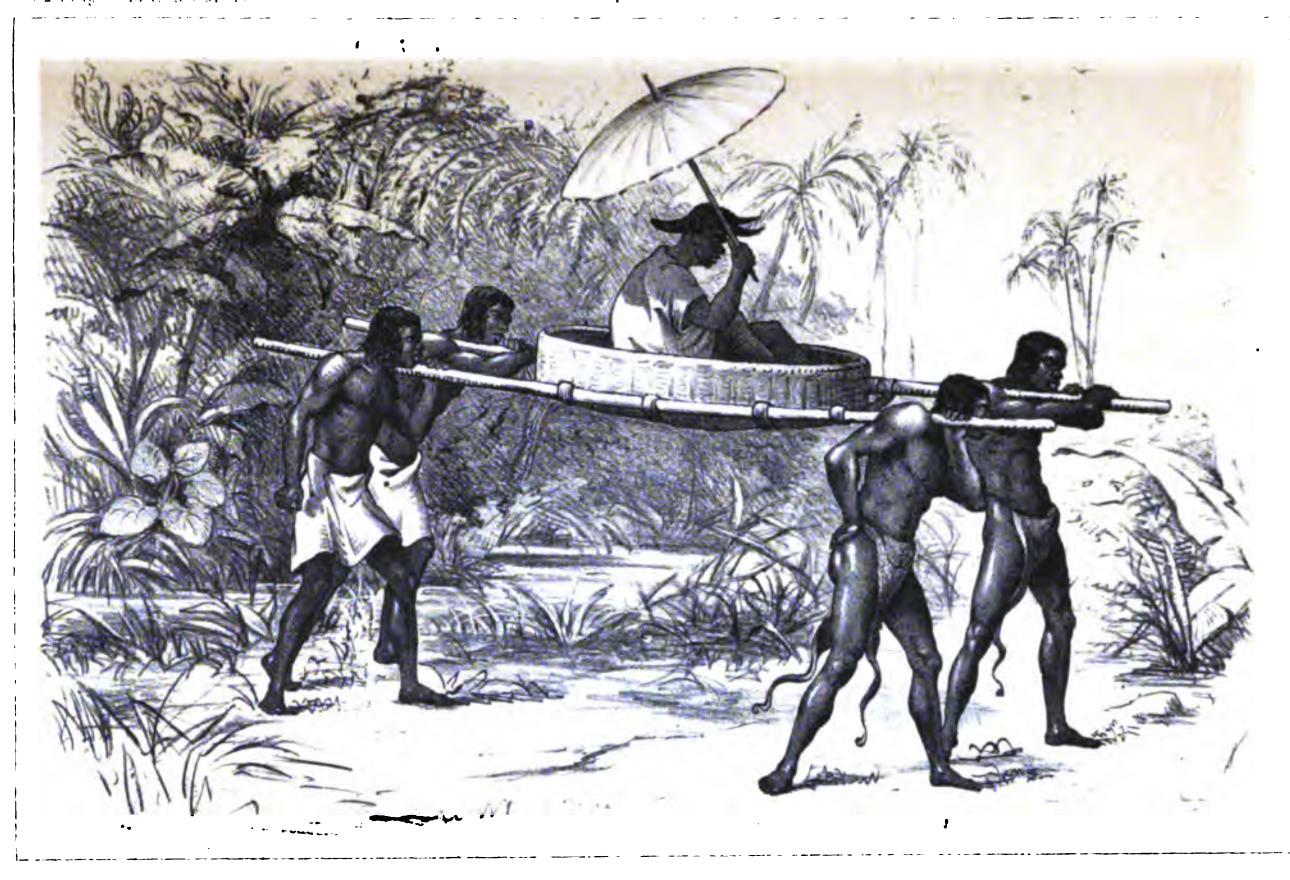
Der Elfenbeinhändler verkauft an der Küste das Elfenbein nach Gewicht, während er im Innern den einzelnen Zahn nach Gutdünken eintauscht. Die Qualität und somit auch der Werth des Elfenbeins sind variabel. Dasjenige, welches von Kimbundo kommt, hat regelmässig eine gelbliche oder vielmehr bräunliche Farbe, während die Zähne, welche vom Norden kommen, vielfach schwärzlich gefärbt sind. Der Farbe wegen, sowie deshalb, weil das Elfenbein vom Osten weicher ist, als das vom Norden, ist ersteres im Allgemeinen mehr geschätzt. Den höchsten Werth haben starke Zähne, welche in der Colonie unter dem Namen „pontas de lei“ bekannt sind. Ihr Gewicht beträgt von c. 50 bis über 100 Pfund. Der Werth eines solchen starken Zahns wird wieder bedingt durch die Dichtigkeit seines Gewebes. Zähne, welche bis weit nach unten hohl sind, sind weniger werthvoll, als diejenigen, welche, wie der Portugiese sagt, wenig Oco haben, d. h. nur ein kurzes Stück hohl sind. Der stärkste Zahn, welchen ich gesehen habe, befand sich in der Saturnino'schen Factorei in Kimbundo. Derselbe wog 115 Pfund, hatte aber viel Oco und war an der Wurzel besonders umfangreich und volle 8 Fuss lang. Der stärkste der Zähne, welche ich von Mussumba mitbrachte, wog 72 Pfund und war 5¾ Fuss lang. Die meisten und stärksten Zähne kommen von Norden. Unter solchen Kolossen giebt es einige, welche von zwei Trägern getragen

werden müssen. Jener hundert und funfzehn Pfund wiegende Zahn, welcher sich in Kimbundo befand, wurde jedoch später von einem einzigen Träger bis nach Malange getragen.

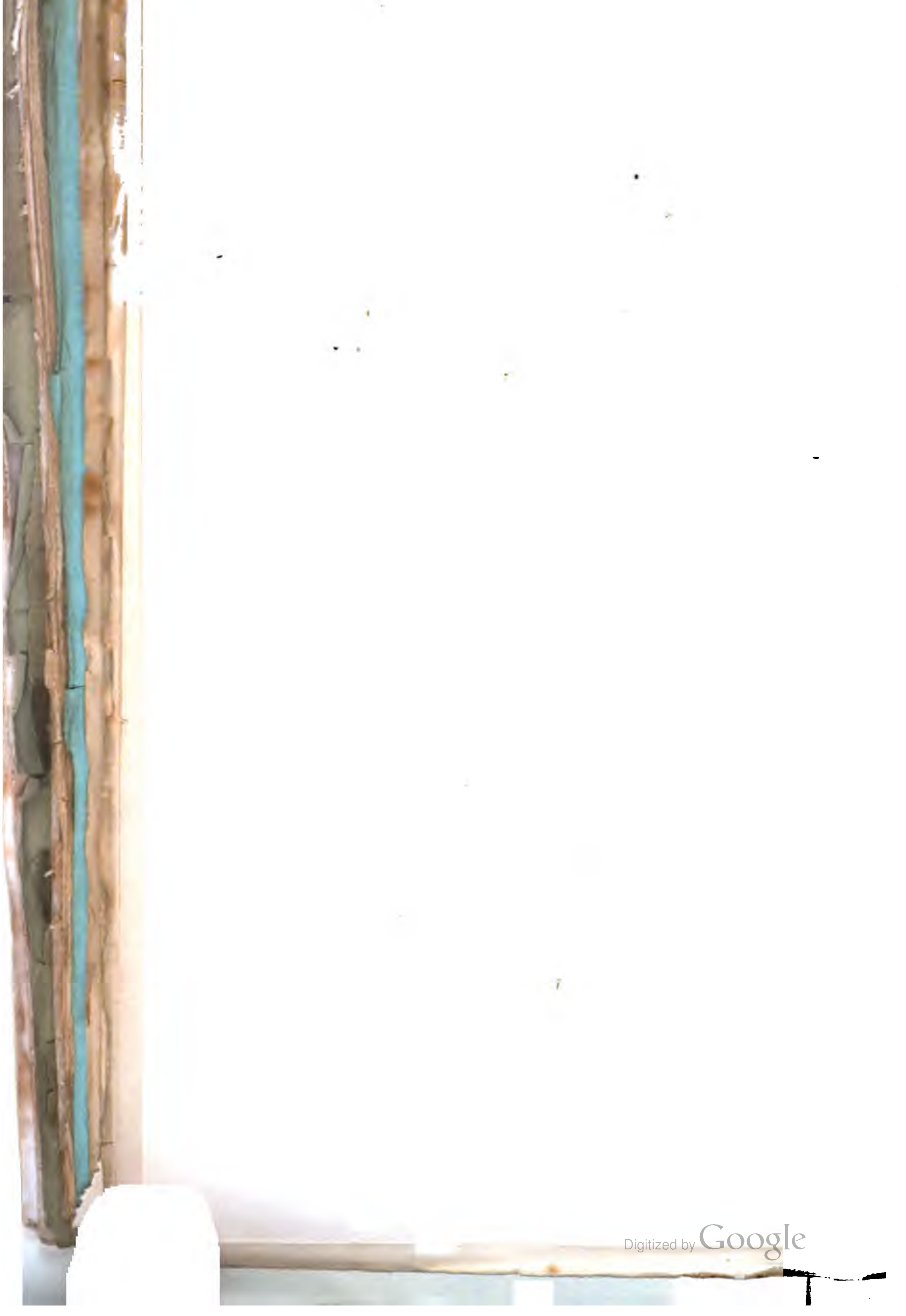
In Kimbundo kostet ein Huhn 1 Yard, eine Ziege 4 Yards, vier Eier eine Ladung (carga) Pulver. Als Hausthiere finden sich vor: Ziegen, Schweine, Hühner und Hunde. Die Baptisten besitzen einige Tauben.

Da wir unsere Träger nur bis Kimbundo gemiethet hatten, so übergaben sie uns heute, am 27. August, das Gepäck. Wir waren nicht im Besitze einer Waage und empfingen das Gepäck. ohne dasselbe nachzuwiegen. Man konnte es übrigens den einzelnen Ballen ansehen, dass die Leute uns nicht bestohlen hatten. Herr Saturnino aber, welcher in seinem Hause eine Waage besass, hatte seine Ballen nachwägen lassen, und in Folge dessen stellte sich bei ihm ein ziemliches Deficit an Pulver heraus. Er hielt sich aber an dem betreffenden Träger schadlos, indem er ihm ein Aequivalent des gestohlenen Gutes von seinem Lohne für die Rückreise nach Malange abzog.

Am 28. August erschien der Mona Kimbundo in der Behausung Saturnino's, um uns seine Aufwartung zu machen. Vorher hatten wir uns schon mit Saturnino in Betreff der Geschenke, welche wir dem Mona Kimbundo machen wollten, besprochen und schickten ihm eine Muskete, ein Stück Zeug und eine grosse Flasche Branntwein, die dem Inhalte von 6 Weinflaschen gleichkam. Ich verfügte mich selbst dorthin, während Lux durch Unwohlsein verhindert war, uns zu begleiten. Der alte Kimbundo sass in einer Lehmhütte auf einem Tigerfell im Vollgenusse eines Regenschirms, umgeben von etwa 20 seiner Grossen. Er hatte ein Tuch um seinen ganzen Körper geschlagen, und einige kleine Antilopenhörner, an einer Schnur befestigt, dienten ihm als Halsband. Ausserdem hatte er seinen Kopf mit einer Perrücke geschmückt, welche nach hinten in Form eines dicken Horns auslief und ebenfalls nach vorn zu beiden Seiten des Gesichts in Gestalt von Hörnern weit hervorragte. Ich gab dem alten Herrn, welcher sichtlich erfreut war, meine Hand, zog mich dann zurück und setzte mich auf einen Schemel an die Seite Saturnino's, den ich unter den im Kreise sitzenden Negern erblickte. Für mich ist dies Zusammentreffen insofern interessant gewesen, als Mona Kimbundo der erste grosse Kioko-Häuptling ist und seine Haarfrisur, wie man mir sagte, ein Geschenk Muata Jamwo's war. Nachdem mein Dolmetscher, wie üblich, den ersten Schnaps getrunken, übergab er die Flasche nebst einer kleinen Tasse einem der Grossen, welcher wiederum seinerseits, wie überall, dem Häuptling das Glas zum Trinken gab, ehe es zu kreisen anfing.



Ein Häuptling in der Tipoya.



Die Branntweinflasche brachte unter dem Gefolge des Mona eine so grosse Aufregung hervor, dass es in ein allgemeines Gezänk und Tumult ausartete, während der alte Häuptling sich vollständig ruhig und neutral verhielt. Es war nämlich einer der Grossen beim Credenzen des edlen europäischen Getränks übergangen worden; nachdem derselbe aber zu seinem Recht gekommen, beruhigte sich die Stimmung. Nachdem der Branntwein ausgetrunken war, entfernte sich der Mona mit seiner Umgebung. Der Häuptling selbst setzte sich in eine auf der Erde stehende Tipoya, die dann von 4 Negern auf ihre Schultern gehoben und weggetragen wurde. Diese Tipoya besteht aus einem runden, aus Baumzweigen geflochtenen Korbe, welcher zwischen zwei parallel laufenden, langen Tragestangen festgebunden ist. Eine solche Tragbahre wird entweder von 4, 8 oder von noch mehr Leuten auf der Schulter getragen, indem vorne und hinten unter jeder Stange einer oder mehr Träger sich befinden. Der Getragene sitzt im Korbe und ragt über die Köpfe der Träger hervor. Es sind dies dieselben Tipoya's, welche in Mussumba gebräuchlich sind. Am andern Tage schickte uns Mona Kimbundo gnädigst eine Ziege, ein Geschenk, welches wir uns als besondere Auszeichnung anrechnen konnten, da der alte Mona im Allgemeinen die Gewohnheit hat, Geschenke nicht zu erwiedern.

Am 29. August. Obgleich das Klima von Kimbundo im Allgemeinen nicht ungesund ist, so befanden sich Lieutenant Lux und ich fast immer unwohl. Wir beide hatten viel vom Fieber zu leiden. Die Ursache schreibe ich dem Umstande zu, dass unsere Wohnung östlich dicht am Bach im schrecklichsten Sande lag und fortwährend ohne allen Schatten den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, so dass in unserer Wohnung eine unerträgliche Hitze herrschte. Darum mag der Reisende, welcher in Kimbundo Station macht, sich westlich von der Stadt im Walde einen gewöhnlichen Fundo bauen lassen. Ist ein solcher Fundo reichlich mit Buschwerk bedeckt, so ist es darin kühler als in den alten, halbverwitterten und mit Zusammenbrechen drohenden Häusern. — Ueberhaupt war Lieutenant Lux derartig schwach, dass an ein Weiterreisen seinerseits nicht zu denken war, zumal da das Reisen von Kimbundo nach Osten der Sümpfe und dichten Wälder wegen schwieriger wird und der Reisende die Tipoya mehr oder weniger nicht benutzen kann. Unter diesen Umständen hielten Lieut. Lux, Saturnino und ich es für besser, wenn ersterer umkehrte, während ich mich entschlossen hatte, mit der Ausrüstung allein weiter zu gehen. Wie schon gesagt, kränkelte Lux ebenso wie ich in Kimbundo fortwährend, und dazu gesellten sich bei mir noch gleichzeitig Dysenterie und Scorbut, welche beiden Krankheiten mich

sehr schwach machten. Wir beide waren, so zu sagen, nicht im Stande, uns um die Trägerfrage weiter zu kümmern. Saturnino engagirte deshalb für Lux eine ganz kleine Carawane mit Tipoya, welche am 14. September Kimbundo verliess, um über Cassange nach Malange heimzukehren, während für mich die noch übrig gebliebenen 6 Reitochsen für die Reise nach Mussumba reservirt wurden.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, in Kimbundo zu dieser Reise Sklaven zu kaufen. Da aber hier keine Sklaven zu kaufen waren, weil zur Zeit keine Sklaven-Carawanen dort lagen, so hatten meine früheren Träger sich bei Saturnino gemeldet, um für einen Lohn von drei Stück Fazenda nach Mussumba zu gehen, und dieser hatte die Leute angenommen und bestimmt, dass sie am nächsten Tage kommen sollten, um, wie es hier Sitte ist, pränumerando ihren Lohn zu holen. Am andern Tage aber erklärten die Träger dem Herrn Saturnino, dass sie für drei Stück Fazenda nicht gehen könnten; sie hätten gehört, dass Mussumba sehr weit und unsicher sein sollte, und verlangten mindestens vier Stück Zeug. Einzelne standen sogar ganz davon ab, mich auf der Weiterreise zu begleiten. Saturnino rieth mir, ruhig zu warten, da er meinte, dass die Leute sich besinnen und das Engagement für drei Stück Zeug annehmen würden. Dies war aber in Folge meiner verkehrten Handlungsweise nicht der Fall, vielmehr steigerten sie ihre Forderungen so weit, dass sie schliesslich von Saturnino, der während meiner Krankheit statt meiner mit ihnen verhandelte, fünf Stücke Zeug verlangten und ausserdem noch zwei Stück, die als Ration für die Reise gelten sollten. Ich entbehrte diesen Forderungen gegenüber jeglicher Erfahrung und fürchtete mich besonders vor der Regenzeit, indem ich trotz der entgegengesetzten Behauptung Saturnino's wähnte, dass ein Reisen in der grossen Regenzeit nicht stattfinden könnte. Die Regenzeit sollte Anfang November beginnen, und da wir vermutheten, dass Massumba von Kimbundo in 30 bis 40 Tagen zu erreichen sei, so glaubte ich unter jeder Bedingung sobald als möglich Kimbundo verlassen und deshalb die Forderungen der Träger annehmen zu müssen. — Am 7. September bezahlte Saturnino in meinem Auftrage die Träger, welche somit unlöslich an mich für die Reise gebunden waren und mir zur Disposition standen. Da ich auf einen so hohen Lohn in Malange nicht eingerichtet war, so überliess mir Herr Saturnino in Kimbundo noch eine Partie Fazenda, damit ich mit diesem Tauschartikel auf der Reise nicht zu kurz käme.

Am 30. August erschien bei uns ein Neger aus Mussumba mit seinem Weibe, einem Kinde und zwei männlichen Begleitern

und bat mich, sich meiner Carawane nach Mussumba anschliessen zu dürfen. Dieser Mann war als Carawanenführer (Kaquata) vor Jahren von dem früheren Muata Jamwo mit Elfenbein und Sklaven nach Kimbundo geschickt worden, um dort europäische Waaren einzutauschen und dieselben nach Mussumba zurückzubringen. Derselbe hatte aber die eingetauschten Waaren in Kimbundo veruntreut und wollte jetzt die Gelegenheit benutzen, um sich durch mich beim jetzigen Muata Jamwo wieder einzuführen, resp. sich als einen meiner Leute auszugeben, um so unter meinem Schutz einer eventuellen Todesstrafe zu entgehen. Dies Alles erfuhr ich erst auf der Reise, da er es mir wohlweislich verheimlicht hatte. Unter den gedachten Umständen gewährte ich ihm seine Bitte. — Wir leben sehr einförmig.

Am 30. und 31. August und während des 1. bis 4. September nichts Neues. Die Leute tanzen allabendlich beim Feuer unter den Klängen der Trommel, da es des Nachts nicht mehr kühl ist. — In Kimbundo sind wenig Vögel. Das Wild ist fast gänzlich ausgerottet, obgleich hier vor 20 Jahren noch Elephanten vorgekommen sein sollen.

Am 5. September starkes Gewitter mit strömendem Regen, welcher beim Beginn mit etwas feinem Hagel untermischt war. Das Gewitter dauerte von 6 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens (erster Regen). Bananen giebt es in Kimbundo ziemlich viel; auch bauen die Bapstisten etwas Kohl und ziemlich viel Tabak.

Am 6. September. Gegen Abend war halb Kimbundo auf den Beinen, um in der Sandebene hinter unserm Hause fliegende Ameisen zu fangen. Dieselben waren nach dem Regen flügge geworden und schwärmten in grossen Zügen. Sie erinnern an die gewöhnlichen norddeutschen Motten, sind aber grösser und haben einen gelblich braunen dicken Leib und weisse Flügel. Die letzteren werden abgerissen und der Rumpf des Körpers wird in einem Thontopfe über Feuer geröstet und als Leckerbissen gespeist. Bei dieser Jagd sah ich, wie die Neger einen Hasen aufjagten, welcher dem Anscheine nach dem norddeutschen wilden Kaninchen sehr ähnlich war. Die ganze Gesellschaft verfolgte schreiend den Hasen und schnitt ihm bei seiner Flucht den Weg ab, doch gelang es demselben, seinen Verfolgern zu entkommen.

Am 7. September. Ich leide noch unausgesetzt an Dysenterie und bekomme nach dem Einnehmen von Calomel Scorbut.

Vom 8. bis 12. September war ich krank. Am 13. hörte die Dysenterie auf. Da ich mit meinem Dolmetscher Ebo mich nicht gut verständigen konnte, so nahm ich das Anerbieten Saturnino's an, noch einen zweiten Dolmetscher Namens Germano José Maria für einen Lohn von 400,000 Reis-Fracos zu engagiren,

um mich nach Mussumba und wohin ich sonst wollte, zu begleiten. Derselbe war ohne Anhang, während Ebo von zwei Frauen und einem Freunde Namens Mattheu begleitet war. Germano, ein Neger aus Mozambique, war als Sklave und Diener eines portugiesischen Marine-Offiziers schon in Lissabon gewesen. Nachdem er dort die Freiheit erhalten hatte, war er nach Angola gegangen, wo er als Baptist Handel getrieben hatte; derselbe war bereits 4 Jahre in Umballa in Songo und 2 Jahre in Cassange gewesen, um für Rechnung Saturnino's zu handeln. Er befand sich momentan in Kimbundo. Für mich war es sehr angenehm, ihn zu engagiren, da derselbe im Vergleich zu seinen Landsleuten ein hochcivilisirter Neger war, mit dem ich mich einigermassen in portugiesischer Sprache unterhalten konnte. Uebrigens sprach derselbe fertig die Songo- und Cassange-Sprache.

Am 14. September Abreise des Lieutenant Lux. Herr Saturnino hatte eine besondere Vorliebe für die Route durch Songo und rieth dem Lieut. Lux, den alten Weg durch Songo nach Malange zurückzugehen, indem er besonders hervorhob, dass der Weg über Cassange wegen der dort unter zwei Häuptlingen ausgebrochenen Feindseligkeiten unsicher sei. Lieut. Lux indessen zog es vor, über Cassange zu gehen. Saturnino hatte sofort nach seiner Ankunft in Kimbundo eine Carawane, bestehend aus 82 Trägern mit Gummi (100 Pfd. Carga pr. Kopf) durch Songo nach Malange geschickt. Als die Carawane Umballa erreichte, wurde dieselbe vollständig vom Häuptling Umballa ausgeplündert. Da nehmlich eine portugiesische Negerin in Sanza zwei Songo-Neger internirt hatte, welche die ihnen vorgeschossenen Waaren nicht in Landesproducten bezahlt hatten, so rächte sich nun der Songo-Häuptling für das Verbrechen der Negerin an der Carawane Saturnino's. Hätte Lieut. Lux den Weg über Songo eingeschlagen, so würde seine Carawane wahrscheinlich gleichfalls ausgeplündert, und er selber möglicherweise gefangen genommen worden sein.

Am 15. September. Es erschienen bei mir zwei Kioko-Leute, um mich zu bitten, mit meiner Carawane nach Mussumba gehen zu dürfen, um dem Muata Jamwo den ihnen von Mona Kimbundo übergebenen Tribut zu bringen. Ich gestattete ihnen ihre Bitte, zumal sie mir gesagt hatten, dass sie den Weg bis zum Kassai-Fluss genau wüssten, und ich ausserdem glaubte, dass ich im Kioko-Lande in Begleitung zweier Abgesandten des Mona Kimbundo besonders gut reisen würde. Am Nachmittage wurde den Trägern ihr Gepäck übergeben. Abends Gewitter mit starkem Regen.

Ehe das Gepäck officiell den zu einer bestimmten Stunde bestellten Trägern übergeben wurde, kamen schon einige Träger ein-

zeln, um sich ihr Gepäck auszubitten, um sich wo möglich eine bequeme Carga jetzt noch auszusuchen. Die Leute prüften so ziemlich das umherliegende zur Reise fertige Gepäck, indem sie es umkehrten oder aufhoben, um sich das Leichteste herauszusuchen. Sobald aber die Träger alle versammelt sind, ruft man sie einzeln beim Namen auf und übergiebt einem Jeden das für ihn bestimmte Gepäck, wobei darauf Rücksicht genommen wird, dem grösseren und stärkeren Träger ein schwereres oder unbequemeres Gepäck, dem kleineren ein leichtes zu übergeben. — Der letzte Abend vor dem Aufbruch zu einer langen Reise wird von den Trägern regelmässig noch ganz besonders mit Tanzen und Trinken gefeiert, und am andern Morgen, meistens mit Sonnenaufgang, erfolgt dann der Aufbruch.

II. Theil.

Von Kimbundo nach Mussumba.

Am 16. September 1875. Die Träger waren Morgens mit dem zweiten Dolmetscher Ebo und 4 Ochsen aufgebrochen, ferner die Tribut-Carawane des Häuptlings Kimbundo, bestehend aus 2 Grossen aus Kimbundo, 6 Trägern (freien Negern aus Kimbundo und Familienmitgliedern der erstgenannten) und 4 Weibern; ausserdem hatte sich der Kaquata mit Weib, Kind und Gefolge der Carawane angeschlossen. Am Nachmittage gegen 2 Uhr folgte ich mit meinem ersten Dolmetscher Germano und den Dienern. Meine Dienerschaft bestand aus Sim, einem etwa zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben, welchen Lieutenant Lux an der Küste von einem portugiesischen Major zum Geschenk erhalten hatte, ferner Juan, einem etwa ebenso alten Knaben, welchen ich von Saturnino in Malange für c. 30 Thaler gekauft hatte, endlich aus den beiden Knaben Emanuello und Elunga, welche als Sklavenkinder aus Mataba nach Malange gebracht und dort ebenfalls von mir für 30 und 18 Thaler eingekauft waren. Als ich um die Mittagszeit von Saturnino Abschied nahm, machte derselbe mich noch mit einem Neger von der Küste, Namens Chico, bekannt, welcher unter den Eingebornen in Mulemba am Kassai-Fluss wohnt, um dort Gummi und Elfenbein zu erhandeln. Sa-

turnino empfahl mir denselben als Wegweiser zur Reise bis nach Mulemba, so dass ich Chico engagirte, und ihm als Belohnung freie Beköstigung, sowie ein Vestido (Kleid), bestehend aus 4 Yards Riscado, versprach. Meine Leute hatten Befehl erhalten, vor dem Tschikapa-Flusse das Lager aufzuschlagen und auf mich zu warten. Saturnino wollte am andern Tage selbst nachkommen, um die Carawane über den Fluss zu bringen, da der Fährmann und Häuptling des Dorfes gleichen Namens, welches ¼ Meile östlich vom Flusse liegt, seiner Prellereien wegen ihm wohl bekannt war.

Als die beiden zurückgebliebenen Reitochsen, welche in Kimbundo frei umhergelaufen und in Folge dessen sehr wild geworden, mit Mühe eingefangen und gesattelt waren, wurde es mir sehr schwer, meinen Reitochsen zu besteigen. Das Thier war so widerspänstig geworden, dass ich nicht in den Sattel kommen konnte, und ausserdem war ich in Folge meiner vorangegangenen Krankheit so schwach, dass ich ohne Hülfe mich nicht in den Sattel schwingen konnte. Mein Reitochse, ein ziemlich bejahrter, nicht zu grosser, schwarzer Bulle, hatte den Fehler, dass er ohne Widerstreben den Reiter nicht in den Sattel nahm. Sass aber der Reiter erst einmal fest auf ihm, so war er lammfromm, trabte, galoppirte wie ein Pferd, und das beste englische Jagdpferd würde gegen ihn auf dem afrikanischen Terrain, durch welches er mich Monate lang getragen, wohl bald die Segel haben streichen müssen. Da das Thier in in Folge zu langer Ferien zu muthig geworden war, so ging es, als ich im Sattel sass, mit mir durch, folgte den Fussspuren der voraufgegangenen Ochsen und streifte mich im nächsten, dichten Walde ab, um nun reiterlos den Fusssteig zu verfolgen. Ich war also genöthigt, etwa ½ Stunde im Walde zu warten, bis mein Dolmetscher mir nachkam, um dann dessen Ochsen benutzen zu können.

Von Kimbundo führt der Weg nordöstlich einige 100 Schritt durch Sand, dann 10 Minuten lang durch dünn bestandenen, verkümmerten Campinenwald, und 1½ Stunden durch dicken, fast undurchdringlichen Wald. Solche Wälder, obgleich ein schmaler Fusssteig durch sie führt, sind für den Reiter sowohl, als für den Träger mit Gepäck schwierig zu passiren. Der Fusssteig, welcher hindurch führt, mag 1 bis 1½ Fuss breit sein. Bäume an seinen beiden Seiten, über ihm hängende Schlinggewächse und alte, über demselben liegende vermoderte Stämme versperren den Weg. Die Mehrzahl der grösseren Bäume mag 2 bis 3 Fuss im Durchmesser am Stammende haben und erinnert vielfach an die deutschen Eichen, welche im Stamm 30 bis 40 Fuss hoch sind und dann in eine runde üppige Krone endigen. Solche grosse, nach allen Richtungen hin weit ausgedehnte, dichte Waldungen wachsen regel-

mässig auf feuchtem, fruchtbarem Boden. Sie sind sehr wohl zu unterscheiden von den dichten Uferwäldern, welche sich in nur geringer Breite mauerartig an den Ufern der Bäche und Flüsse dahinziehen, sowie von den gigantischen Urwäldern des tiefen Innern, welche am Rande der Gewässer, in Schluchten oder auf kleinen Quellstellen als Dschungeln wachsen. Die meisten Bäume dieser Wälder liefern ein sehr hartes Holz, welches in Europa als Nutz- und Luxusholz einen hohen Werth haben würde, zumal das meiste eine wunderschöne Färbung zeigt. Revolverkugeln, auf kurze Distanz auf einen Baum abgeschossen, prallen oft ab oder dringen plattgedrückt nur um ein Geringes in das harte Holz. Es giebt aber auch Weichhölzer in diesen Wäldern, deren Artenreichthum überhaupt so gross ist, dass sich hier dem Botaniker ein reiches Feld für seine Thätigkeit eröffnen dürfte. Solche Waldcomplexe wachsen, aber weniger dicht, auch westlich von Kimbundo.

Das Terrain von Kimbundo bis zu Ende des dichten Waldes ist vollständig eben. Sodann senkt sich der Weg über eine sehr beträchtliche, mit Campinenwald bestandene Absenkung allmälig herab. — Man passirt einige, oft steinige Betten ausgetrockneter Waldbäche, welche östlich nach dem Tschikapa zu auslaufen und macht nach einiger Zeit Halt im dünnen Walde am Rande des Tschikapa-Thales. In solchen Campinenwäldern wächst der Mimbulla-Baum oftmals in grosser Zahl nebeneinander. Derselbe trägt in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten, für gewöhnlich mit Anfang oder einen bis zwei Monate nach Anfang der Regenzeit sehr schöne, essbare Früchte. Dieselben sind so gross wie eine kleine Kartoffel und haben 4 ziemlich grosse Steine im Innern, welche von einem braunen, süssen, aromatischen Fleisch eingeschlossen sind. Sobald die Frucht reif ist, bekommt ihre Schale eine braune Farbe und ist nicht dicker als feines Leder. Ferner kommt in diesen Wäldern eine Frucht vor, welche in reifem Zustande einer reifen Orange gleicht; ihre Schale ist aber fest und muss aufgeschlagen werden. Dieselbe enthält grosse Kerne mit wenig Fleisch, aber ziemlich vielem Saft, welcher etwas säuerlich, aber sehr erfrischend schmeckt. Eine Frucht, welche dieser letzteren vollkommen gleicht, so dass der Uneingeweihte sich sehr leicht irren und mit der ersteren verwechseln kann, ist sehr giftig.*) Dieselbe wächst ebenfalls in der Campine. In den dichteren Wäldern, d. h. da, wo letztere nicht zu dicht, der Boden aber fruchtbarer ist, wächst der Mafun-

---

*) Vielleicht *Strychnos*. (P. Ascherson.)

gia-Baum, welcher eine Frucht trägt, die, wenn sie reif ist, der norddeutschen, blauen Pflaume ähnlich sieht, aber kleiner ist und einen länglichen Stein enthält. Ihr Fleisch ist sehr adstringirend, schmeckt aber angenehm. Ebenfalls tritt in diesen Waldungen ein Strauch auf, der ganz kleine Früchte liefert, die zur Zeit der Reife gelb mit rothen Punkten gefärbt und von aromatischem und angenehmem Geschmack sind. Ausserdem wächst in eben solchen Wäldern, namentlich westlich von Kimbundo, ein eichenartiger Baum mit schöner Krone, dessen Frucht die Grösse einer kleinen Wallnuss hat. Dieselbe hat einen Stein, sieht, wenn sie reif ist, gelb aus und schmeckt sehr süss und angenehm. Ein anderer, gleichfalls der Eiche ähnlicher Baum liefert eine Frucht, welche an eine kleine Kastanie erinnert. Zur Zeit der Reife, welche in den Anfang bis in die Mitte der trocknen Zeit fällt, befindet sich unter der Schale ein dunkelbraunes, trocknes Mark, welches an Geschmack der Chocolade gleicht. In der Gegend von Mulemba findet sich vereinzelt stehend dieser Baum ziemlich häufig. In der Campine zwischen dem hohen Gras wächst ein c. 3 bis 4 Fuss hohes Krautgewächs, dessen Blätter an die des norddeutschen Waldschneeglöckchens erinnern, aber mit dem Unterschiede, dass sie bedeutend länger sind. Die Zeit der Reife ihrer Frucht, welche in der Oberfläche des Erdbodens sich befindet, fällt in den Anfang bis in die Mitte der trocknen Zeit. Die Farbe der Schale ist zur Zeit der Reife roth. Unter der Schale befindet sich ein schwammiges, weisses, sehr saftiges Mark, mit vielen kleinen, schwarzen Kernen angefüllt. Die Grösse dieser zwiebelartigen Frucht ist zu vergleichen mit der einer Kastanie. Ihr Geschmack ist citronenartig und sehr erfrischend. (Ein *Amomum* nach P. Ascherson.)

Als wir im Lager angekommen waren, fand ich den von meinen vorausgegangenen Leuten aufgerichteten Fundo bereits fertig. Der Koch sucht drei Steine oder schlägt mit der Axt drei Stücke eines Ameisenhaufens los, welche als Dreifuss benutzt werden, während ein Anderer Wasser aus dem nächsten Fluss oder Bach, und ein Dritter trocknes Reisig holt; nach 10 Minuten oder einer Viertelstunde brennt schon das Feuer, und nach einer weiteren halben Stunde steht das Mittagsmahl auf dem Tisch, oder vielmehr auf dem Blechkoffer, welcher mir stets als Tisch gedient hat und an welchem ich von jetzt ab stets mit meinem Dolmetscher Germano gemeinschaftlich die Mahlzeiten eingenommen habe.

Am 17. September Rasttag. Es waren einige von meinen Leuten zum Vergnügen an den Tschikapa-Fluss gegangen, welcher 10 Minuten östlich vom Lager fliesst. Dieselben kehrten aber bald mit der Mittheilung zurück, dass auf einer Sandbank im Flusse drei Krokodile sich sonnten. Ich war indessen noch

immer nicht recht wohl und verspürte keine Lust, ihrer Aufforderung zur Jagd auf diese Thiere zu folgen. Von der Dysenterie war ich befreit, litt aber noch fortwährend am Scorbut, so dass ich nur Suppen essen, nicht rauchen und ausserdem Nachts nicht schlafen konnte. Als gutes Mittel gegen den Scorbut führe ich Kampherspiritus mit, von dem man einige Tropfen mit Wasser vermischt, und damit gurgelt: ein Mittel, welches Saturnino mir gegeben und empfohlen hat. Essig mit Wasser vermischt thut auch gute Dienste, desgleichen Citronensäure oder Cognac.

Das Westufer besteht da, wo ich den Tschikapa-Fluss überschritten habe, aus festem, gut zu passirendem, sandigem Wiesengrund, welcher 10 Minuten breit und nach Norden zu etwa eine Viertelmeile weit unbebuscht ist, während er im Süden mit Campinenwald bestanden ist. Das Ostufer steigt unmittelbar hinter dem Fluss an und ist mit Savannenwald bestanden. Nach Süden zu östlich finden sich Fluss-Lagunen; seine südlichen Ufer sind bedeutend bergig. Der Fluss selbst hat Sandufer, einzelne Büsche und einzelne Bäume stehen an seinen Seiten. Er fliesst rasch, aber nicht reissend. Wir überschreiten ihn auf Kanoes. Die Ochsen passirten ihn sehr leicht. Gegen 2 Uhr Nachmittags desselben Tages erschien Saturnino auf seinem Ochsen, begleitet von einem Dolmetscher und einigen Sklaven. Nachdem wir zusammen zu Mittag gegessen hatten, schickte Saturnino einige Leute zum Häuptling Tschikapa, um mit demselben zum Zweck der Ueberführung der Carawane über den Fluss zu unterhandeln. Gegen 5 Uhr kam der Häuptling in Begleitung von 4 Negern im Lager an. Er war mit etwas Fazenda um die Lenden bekleidet, hatte eine rothe, baumwollene Schlafmütze auf dem Kopfe und führte den beliebten roth, blau und gelb gestreiften Regenschirm; ferner war er geziert mit einem Fliegenwedel, den er unterm Arm trug. Er nahm vor meiner Hütte auf einer für ihn hingelegten Strohmatte Platz. Da ich auf Saturnino's Rath keinen Branntwein mit mir führte, weil derselbe nur bis Kimbundo den Eingeborenen bekannt ist, so waren wir nicht im Stande, dem Wunsche des Häuptlings nachzukommen und ihm Branntwein anzubieten. Saturnino unterhandelte hierauf mit Hülfe der Dolmetscher mit dem Häuptling, einem sehr alten, mageren Manne mit weissen Haaren. Saturnino legte ihm erst einige Sachen vor die Füsse, als Lohn seiner zu leistenden Fährdienste, worauf aber der alte Herr voller Entsetzen die Unterhaltung abzubrechen drohte und gewaltig gestikulirend davonging. Der gebotene Lohn erschien ihm zu gering. Er wurde zurückgerufen, worauf er, noch fortwährend gestikulirend, zurückkam, und nachdem noch einige Gegenstände, wie Perlen etc., zu den früheren Geschenken beigefügt waren, wiederholte sich

dasselbe Schauspiel. Saturnino suchte jetzt dem Häuptling klar zu machen, dass er bei so unverschämten Forderungen die Carawane zwei Meilen südlicher hin dirigiren würde, wo sich ebenfalls eine Fähre befindet. Auf mein Zureden indessen legte Saturnino noch eine Tasse voll Pulver den ersten Geschenken bei, so dass sich jetzt 18 Ellen Fazenda, eine kleine Tasse voll Pulver und 20 Fitas Perlen (Schnüre à 20 Perlen) auf der Strohmatte als Fährgeld befanden. Der alte Herr wurde jetzt wieder geholt und sein Gesicht klärte sich sichtlich vor Vergnügen auf, als er die reichen Geschenke auf der Matte ausgebreitet liegen sah. Der gewöhnliche Preis, eine Carawane über den Fluss zu setzen, beträgt 8 Yards. Ich hatte also mehr als das Doppelte zu bezahlen. Da es aber zu den grössten Seltenheiten gehört, dass Carawanen, von Weissen geführt, den Tschikapa-Fluss passiren, und die Ankunft eines Weissen den Eingeborenen schon lange vorher bekannt ist, so wird dieser ganz besonders geprellt. Der Häuptling lenkte jetzt wieder in die Unterhandlung ein, nachdem er von mir noch etwas Tabak bekommen hatte, und verpflichtete sich, am andern Morgen mit Sonnenaufgang die Carawane überzusetzen, nachdem er vorher die Geschenke an sich genommen hatte, denn es ist überall Mode, dass der Reisende praenumerando bezahlen muss. Nachdem ich mich mit Saturnino noch bis Abends spät unterhalten, und er mir noch manchen guten Rathschlag gegeben hatte, zogen wir uns zur Nacht auf unser Lager zurück.

Am 18. September brachen wir mit Sonnenaufgang auf. Der Reisende geniesst vor Aufbruch eine Tasse warmen Kaffee oder Thee mit etwas Schiffszwieback, die Träger arrangiren ihr Gepäck und gehen dann nach und nach in Gruppen, oft alle zusammen auf die Reise, was oft, z. B. wie heute, unter vollem Chorgesang geschieht. Ein Dolmetscher oder der Herr selbst wartet bis zuletzt, um Säumige, die sich von ihrem Morgenfeuer nicht trennen können oder die Zeit verschlafen und ihr Gepäck nicht geordnet haben, mit dem Stock auf die Beine zu helfen. Schon nach 10 Minuten, gegen 6½ Uhr, lagerte die ganze Carawane am Flusse, obgleich weder Fährmann noch Kahn zu sehen waren. Am Ostufer standen einzelne trockne Bäume, auf welchen zahlreiche Milane aufgebäumt hatten, von welchen ich einen mit der Kugel erlegte, um gleichzeitig durch den Schuss den Häuptling an seine Pflicht zu erinnern. Gegen 8 Uhr erschien derselbe mit zwei Leuten. Letztere holten das Kanoe*), welches am Ostufer im Schilf versteckt war, und brachten den

*) Das Kanoe der Eingeborenen besteht in diesen Gegenden aus einem ausgehöhlten Baumstamm, etwa 20, 25 bis 30 Fuss lang, 2½ bis 3 Fuss breit und ebenso tief.

alten Häuptling zu uns herüber, wo er auf dem Ufer des Flusses einige Fuss über demselben Platz nahm, wohl verwahrt unter seinem Regenschirm und mit seinem Fliegenwedel unter dem Arm. Jetzt begann die Ueberfahrt. Die beiden Ruderer oder mitunter auch nur einer derselben führen etwa 25 Fuss lange Stangen, mit welchen sie bis auf den Grund gehen und so den Kahn schieben. Drei bis vier Träger, jeder mit seinem Gepäck, besteigen zur Zeit den Kahn und müssen in demselben niederhocken, da sonst derselbe schwanken würde. Auf diese Weise wird die ganze Carawane hinübergebracht, was sehr zeitraubend und, sobald die Sonne höher gestiegen ist, recht lästig wird. Gegen 10 Uhr sah ich, als ich während der Passage der Leute etwas südlich von der Fährstelle am Flusse entlang gegangen war, ein grosses Krokodil auf einer Sandbank unmittelbar am Ufer liegen. Ich eilte nach der kaum hundert Schritt entfernten Fähre und holte mein Gewehr. Als ich zu der bewussten Stelle zurückkehrte, war aber das Thier verschwunden; im nächsten Augenblick jedoch sah ich den Rücken des Krokodils wenige Zoll hoch über dem Wasser sich bewegen, und sich wieder der Sandbank zuwenden. Das Thier war 10 bis 12 Fuss lang, kroch ganz langsam auf die Sandbank und lagerte etwa 25 Schritte vor mir, ohne dass ich mich weiter verborgen gehabt hätte. Ich schoss ihm eine Kugel auf's Ohr, worauf sich das Thier etwa 3 bis 4 Fuss hoch in die Luft schnellte, dann auf die Sandbank niederfiel und dort so lange herumtobte, bis es schliesslich wieder ins Wasser schlüpfte und verschwunden war. Die Krokodile des Tschikapa-Flusses sowie der andern Flüsse des Innern sind von Farbe dunkelgrün oder vielmehr schwarzgrün, während die Krokodile im Quanza-Flusse an der Küste mir bunt erschienen sind (grau mit schwarzen Flecken). Ich kann jedoch die Farbe der letzteren nicht genau bestimmen, da ich sie vom Schiffe aus nur im Vorbeifahren auf nicht naher Distanz gesehen habe. Europäer, welche ich darüber befragte, erwiederten mir, dass die bunten Thiere junge seien. Ich bezweifle übrigens die Richtigkeit dieser Ansicht, da ich sehr starke, bunte Krokodile im Quanza gesehen habe.

Gegen 11 Uhr zog eine Gewitterwolke vorbei, welche durch den alten Häuptling, der noch fortwährend seinen Platz am Ufer behauptete, sehr geschickt verscheucht wurde, indem er aufstand und mit seinem Wedel so lange nach einer anderen Himmelsgegend winkte, bis die Wolke, ohne sich zu entladen, vorübergezogen war. Eine Gratulation meinerseits zu seiner Kunst, die ich ihm durch meinen Dolmetscher ausdrücken liess, hatte weiter keine Folge, als dass der alte Herr mich um Tabak anbettelte und gleich darauf ärgerlich erklärte, dass er die Ueberfahrt ein-

stellen würde, wenn er nicht noch eine Tasse voll Pulver und ein Yard Fazenda bekäme, da die Carawane über Erwarten gross sei. Solche Erpressungen erscheinen dem Neuling unerhört und für einen Principienreiter unstatthaft. Es ist aber practisch, wenn es sich um Kleinigkeiten handelt, nachzugeben, da man nach europäischen Grundsätzen in Afrika nicht reisen kann. — Nachdem die Ochsen alle in einer Reihe hintereinander den Fluss schwimmend passirt hatten, drüben aufgefangen und wieder gesattelt waren, sagte ich Herrn Saturnino Lebewohl und liess mich als letzten mit meinem ersten Dolmetscher übersetzen. Die Ueberfahrt hatte volle 6 Stunden gedauert. Die ersten Träger waren inzwischen schon aufgebrochen und ich folgte ihnen mit dem Nachtrab. Saturnino zog nach Westen, ich in den Wald nach Osten und verlor ersteren bald aus dem Gesicht. „Nächsten Mai bin ich wieder in Kimbundo und warte auf Sie bis Ende Juni!“ rief er mir nach.

Nach kurzem Marsche erfolgte unsere Ankunft im Dorfe Tchikapa, wo die Träger mit der Anfertigung meines und ihres Fundo beschäftigt waren, weil wir bereits in Kimbundo Regen gehabt hatten und täglich Regen erwarteten. Meine Leute handelten, als ich im Lager ankam, schon eifrig mit den Eingebornen um Lebensmittel, während ich, von allen Seiten von den Eingeborenen umringt, der Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Der Reisende kann sich in diesen wenig von Weissen bereisten Ländern, wenn er in seinem Fundo sitzt, mit einem wilden Thiere in einem Käfig in Europa vergleichen. Alles drängt sich, den Weissen zu sehen; kommt aber Jemand oder wird Jemand vielleicht zu weit an die Hütte des Wundermenschen gedrängt, so springt bei der geringsten Bewegung des weissen Reisenden Alles auseinander. Für gewöhnlich habe ich den Leuten für einige Zeit meinen Anblick gegönnt, bis ich den Vorhang in Gestalt einer Strohthüre fallen liess, worauf das Publikum sich nach und nach verzog, so etwa wie in Europa nach einer Theatervorstellung. Ein solches Ab- und Zulaufen der Dorfeinwohner dauert vom frühen Morgen, wenn die Carawane in einem Dorfe liegen bleibt, bis zum Abend nach Sonnenuntergang. Ein längeres Verweilen im Lager ist, namentlich für die weiblichen Neugierigen, unstatthaft, um nicht Gelegenheit zu bieten, gegen die guten Sitten zu verstossen oder um nicht in Verdacht zu kommen, stehlen zu wollen. Der Patron der Carawanen hat auch das Recht, Unberufene zur Nachtzeit aus dem Lager entfernen zu lassen.

Als ich mich gegen 4 Uhr Nachmittags in meine Hütte zurückgezogen hatte, entstand Lärm und es ergab sich, dass der alte Häuptling von einem meiner Leute einen Handel rückgängig zu

machen verlangte. Während ersterer noch am Flusse gewesen war, hatte nämlich sein Sohn ein Huhn für 1 Yard Zeug an einen meiner Träger verkauft, und als letzterer dasselbe schon im Topfe hatte, kam der Alte und behauptete, das Huhn gehöre ihm und nicht seinem Sohne. Derselbe brachte dem Träger das Zeug und verlangte dagegen das Huhn zurück oder ½ Yard mehr. Der alte Herr wurde von meinen sämmtlichen Trägern verhöhnt und erschien nun mit dem Käufer vor meiner Hütte, um durch mich die Sache entscheiden zu lassen. Als ich ihm auseinandersetzen liess, dass wir für den üblichen Preis von Jedem kauften, der uns seine Verkaufsartikel anböte, und dass mein Träger nicht mehr an ihn zu bezahlen gezwungen sei, erklärte er mir, dass er seinen Leuten verbieten würde, uns ferner Lebensmittel zu verkaufen; gleichzeitig aber liess er sich auf ein Handeln ein, und war zufrieden, als der Träger anstatt eines halben Yards ihm einen Lappen Zeug, einige Finger lang, als Entschädigung übergab. Ich führe dieses Beispiel nur an, um zu zeigen, dass die Träger sehr ungern Differenzen mit dem Eingebornen haben mögen, weil sie einentheils vor einer eventuellen Wiederbegegnung und anderntheils vor dem Fetisch sich fürchten.

Von meinen Leuten waren schon drei in Kimbundo nicht wohl gewesen, ferner die Tochter eines meiner Träger, welcher mit dieser und seiner Frau reiste; zwei von den Leuten ging es zwar besser, während ein Träger, der Neffe meines Dolmetschers Ebo, Namens Pedro, und die erwähnte Tochter heute sehr krank waren. Ersteren hatte ich schon einen Tag in ärztlicher Behandlung gehabt; letztere war in Behandlung eines Trägers, welcher im Kreise der Verwandten des Kindes die halbe Nacht mit seinen Fetischkuren und seinem Hokuspokus zugebracht hatte. Die Hütten beider Kranken waren mit Hörnern und allerlei andern Fetischreliquien geschmückt; aber es wollte Alles nichts helfen. Die Kiokoleute, welche mit mir zu Muato Jamwo gehen, erlegten heute eine braune Antilope mit weissen Querstreifen und machten mir, wie üblich, ein Hinterviertel zum Geschenk.

19. September Ruhetag, weil unsere beiden Patienten noch krank sind. Morgens starkes Gewitter mit zweistündigem Regen. Ich ging Nachmittags in südlicher Richtung nach den Wiesenrändern der Lagunen des Flusses mit meinem ersten Dolmetscher auf Jagd, und obgleich wir bis zum Dunkelwerden auf dem Anstand standen, hatte ich nichts gesehen, während Germano zwei Antilopen gesehen haben wollte. In dieser Gegend giebt es übrigens viel Antilopen, was man aus den vielen frischen Fährten zu schliessen berechtigt ist. Der Fluss hat Fische, Krokodile und Wasservögel. Die Landschaft des Tschikapa-Flusses ist bergig

und hübsch. Für einen Reisenden ist deshalb ein längerer Aufenthalt in Tschikapa ungleich lohnender, angenehmer und auch wohl gesünder, als in dem sandigen, heissen und langweiligen Kimbundo. Wir kamen erst mit Dunkelwerden von der Jagd zurück. Die Hälfte meiner Träger war damit beschäftigt, dem Doctor der kleinen Patientin beim Singen zu helfen. Als mein Dolmetscher mich bat, die Patientin, ein Mädchen von 9 bis 11 Jahren zu besuchen, begab ich mich in den Fundo, wo das kranke Kind auf einer Strohmatte nackt neben einem grossen Feuer im bewusstlosen Zustande lag. Der Puls ging so schwach, dass ich glaubte, das Kind würde noch an demselben Abend sterben, und gab ihm deshalb keine Medicin mehr. Mein Träger Pedro war ebenfalls sehr krank. Letzterer befand sich in meiner Kur. Sämmtliche in starken Dosen ihm gegebenen Mittel waren vollständig wirkungslos geblieben. Sein Puls ging sehr schwach, er hatte aber Besinnung. Abends, als alle Leute schon bei ihrem Feuer in ihre Fundo sich zurückgezogen hatten, stellte sich die Mutter der Kranken vor ihre Hütte und fing derartig an zu schimpfen und zu schreien, dass sie dem Lärmen einer europäischen Waschfrau alle Ehre gemacht haben würde. Da ihr Geschrei jedoch kein Ende nehmen wollte, liess ich mich durch meinen ersten Dolmetscher nach der Ursache dieses Lärms erkundigen; derselbe theilte mir mit, dass das Kind beinahe todt sei, und dass das Gezänk einem wahrscheinlich unter uns weilenden Fetischeur gelte.

20. September gleichfalls Rast. Beide Kranken sind etwas besser. Das kleine Mädchen hat wieder Besinnung. — Das Trinkwasser wird 10 Minuten nördlich aus einem Bache geholt und ist sehr gut. Vier Damen aus Kimbundo, welche mit vier meiner Leute ein Freundschaftsbündniss geschlossen hatten, waren mit uns gekommen, um ihre Geliebten nicht zu verlassen und während der Reise zu begleiten. Mein Dolmetscher Ebo, welcher sehr vorsichtig und ängstlich war, rieth mir, diese Töchter Kimbundo's nach Hause zu schicken. Wie es ihm schiene, so führte die Kimbundo-Tribut-Carawane sehr wenig Sachen für den Muata Jamwo mit sich, und er habe gehört, dass es die Mode des Letzteren sei, sich an Menschen schadlos zu halten, wenn ihm der gebrachte Tribut zu gering schiene, und dass er im Stande sein würde, die vier Damen als Töchter seiner Vasallen in Mussumba als gute Prise für sich zu behalten. Unter diesen Umständen würde es für mich doch unangenehm sein, wenn bei der Rückkehr nach Kimbundo die uns gewissermassen anvertrauten, jungen Mädchen nicht mit zurückkämen. Mir erschien seine Auffassung plausibel,

so dass ich die Mädchen noch an demselben Tage für etwas Pulver über den Fluss setzen liess und sie nach Hause schickte. Die Eingeborenen werden für Kleinigkeiten oder umsonst über den Fluss gesetzt, ebenso steht mir und meinen Leuten das Kanoe jetzt nach der Ueberfahrt zur Disposition.

21. September Weitermarsch. Die beiden Kranken sind noch schwach, können aber reisen. Die Mutter trägt das Mädchen; Pedro reitet auf einem Ochsen, während ich einen Kioko-Neger gedungen habe, um für zwei Yards Fazenda das Gepäck Pedro's nach Kaginga zu bringen. — Ich führe 24 Feuerschlossgewehre mit mir, welche ich unter meine Leute vertheilt habe, so dass die Carawane gut zur Hälfte bewaffnet ist. — Der Weg führt nach Ost, dann Südost auf ebenem Plateau, welches mit nicht sehr dickem und bequem zu passirendem Walde bestanden ist. Gleich hinter Tschikapa am Südrande des Weges liegt eine mehrere Hundert Fuss tiefe und sehr breite Gebirgsschlucht. Man steigt jetzt vom Plateau hinunter, passirt den reissenden Muinsa-Bach, und steigt auf die östliche, einige Hundert Fuss hohe Anhöhe, um im Dorfe Kaginga das Lager aufgeschlagen.

22. September Rasttag, weil die Träger keine Lust zum Marschiren haben; ausserdem befinde ich mich selbst nicht besonders wohl; auch sind die beiden Kranken noch nicht vollständig marschfähig. Meine Leute bringen mir viele Früchte des Mafungiabaums, welche sehr sauer, aber angenehm adstringirend und gegen meinen Scorbut besonders wohlthätig wirken. Die gewöhnlichen, kleinen Heuschrecken essen die Leute gern. Kinder und Weiber schlagen die Thiere mit Reisigbüschen nieder und greifen sie dann, reissen ihnen die Flügel und die Beine ab und rösten sie im Topfe. Ein Häuptling lässt sich hier nicht sehen.

23. September. Weitermarsch auf ebenem Plateau. Wir steigen nach einiger Zeit beträchtlich abwärts, passiren den 20 Fuss breiten und 3 Fuss tiefen Kamaue-Bach, welcher sehr reissend ist; steigen auf sein Ostufer, welches etwa 1000 Fuss hoch sein mag, und gehen auf ebenem Plateau weiter bis zum Negerdorfe Lua-Schima. Die Gegend ist fast durchweg bald dünner, bald dichter bewaldet. Wir begegneten unterwegs einer Neger-Carawane aus Cassange mit 40 Sklaven, theils Männern, theils Weibern und Kindern, welche nach Kimbundo ging. Einzelne von den Sklaven gingen frei; die Weiber, oft mit Kindern an der Hand, waren mit Ketten zusammengekoppelt; auch bemerkte ich Elephantenzähne, welche von den männlichen Sklaven getragen wurden. Als wir erst eine kurze Zeit in Lua-Schima und eben die Fundos fertig waren, entstand ein grosser Tumult im Lager, und als ich zur Hütte hinaustrat, kam ein Theil meiner Träger,

die einen Menschen gepackt hatten, zu meiner Hütte. Dieser warf sich der Länge nach vor mir auf die Erde, während meine Leute mir erklärten, dass derselbe ein Sklave der Cassange-Carawane sei und entwichen wäre, um hier bei mir Schutz zu suchen. Ich liess ihm zu essen geben und erlaubte ihm, bei meinen Leuten zu bleiben.

Am 24. September wegen Gewitters mit Regen Rasttag; es regnet von 7 bis 11 Uhr. Die Kioko-Leute wurden mir lästig, da die ganze Gesellschaft fortwährend meinen Fundo umlagerte und mich anbettelte. Es erschien der Führer der Cassange-Carawane und verlangte seinen Sklaven zurück. Ebo fragte mich, ob ich ihn behalten wollte oder ob er ihn kaufen könnte, was ich ihm unter der Bedingung gestattete, dass er ihn frei gehen lasse. Derselbe bezahlte zwei Stücke Zeug à 16 Yards. Zehn Minuten östlich vom Dorfe fliesst der Lua-Schima-Fluss, welcher mit einer künstlichen Brücke versehen ist, ähnlich derjenigen des Quango. Dieselbe war hier fertig, und ich bezahlte heute für die demnächstige Benutzung derselben an den Häuptling ein Stück Zeug zu 16 Yards und eine Tasse voll Pulver, womit der Häuptling, ohne zu handeln, sehr zufrieden war und mir als Gegengeschenk einen Hahn und zwei Körbe mit Maniokmehl überbrachte. Die Kioko-Abgesandten wollten einerseits aus Neid dem Häuptling den Fahrlohn nicht gönnen, anderseits wollten sie sich bei mir „liebes Kind“ machen und erklärten, dass ich nicht bezahlen sollte, weil sie Abgesandte des Mona Kimbundo wären, und dass ich, da ich mit ihnen reiste, ebenso wie sie, freien Uebergang über den Fluss verlangen könnte. Man mag sich aber ja hüten, übliche Passagegelder zu verweigern, da unter Umständen bei der Rückkunft als Strafe das Drei- und Vierfache des üblichen Preises verlangt wird. Das Lua-Schima-Thal hat theilweise sumpfige, breite Wiesenränder mit gebirgigen Ostufern. Die Ufer der Wiesen sind bewaldet, die Wiesen selber meistens baumleer und haben kurzes Gras. Die Bourdão-Palme wächst in diesen Sümpfen. Andere Palmen habe ich nicht beobachtet. Die ganze Gegend, mit Ausnahme dieser Wiesen, ist bewaldet, hat auffallend wenig Vögel und kein Wild.

25. September Weitermarsch. Wir steigen nicht viel und allmählig in das Thal des Lua-Schima, passiren sehr leicht die Wiesen und den Fluss, steigen dann ziemlich steil und hoch auf das östliche Plateau. Nach einigen Stunden weiteren Marsches lagern wir in Kalombe.

Auf unserem Weitermarsch am 26. September überschritten wir gleich hinter Kalombe eine 800—1200 Schritt breite Wiese mit Bach. Das westliche Wiesenufer dieses Baches war derart sumpfig, dass die Träger dieselbe nur schwer passiren konnten und die

Ochsen jeden Augenblick derartig einsanken, dass sie förmlich wieder herausgegraben werden, und die Träger mit ihren Händen bis tief nach unten die Beine derselben frei machen mussten. Mein Führer Schico tröstete mich damit, dass das schmälere Ostufer weniger sumpfig wäre. Die Passage des schnellfliessenden Baches selbst, der nur etwa 5 Fuss breit und 3 Fuss tief ist, ging zwar einigermassen glücklich von statten, aber am Ostufer angelangt, fielen die sämmtlichen Thiere im wahren Sinne des Wortes bis über den Hals in den Sumpf und waren trotz aller Schläge nicht im Stande, sich zu rühren. Jetzt schimpfte mein Dolmetscher Ebo darüber, dass wir nicht nach Luba gegangen wären, denn dort beständen die meisten Ufer der Bäche und Flüsse aus rothem Lehmboden und wäre es deshalb bequemer, dort zu reisen, wo auch ausserdem viel Wild vorhanden, überhaupt eine bessere Gegend anzutreffen wäre. Es blieb uns nichts übrig, als den Versuch anzustellen, die Ochsen herauszuschleifen, und es wurden zu diesem Zwecke die vorangegangenen Träger, welche bereits festen Fuss in dem gegenüberliegenden Mimosenwalde gefasst hatten, zurückgerufen. Von ungefähr 20 Trägern wurde der erste Ochse mit den Händen vom Schlamm befreit und dann auf die Seite geworfen. Diese Procedur erschien mir aber denn doch etwas schwierig, und schon erklärte ich den Leuten mit einem „Non vai“, dass dies nicht ginge, als sie im selben Augenblicke den Ochsen bereits gepackt hatten. Die Einen erfassten den Schwanz, Andere die Beine, und mit dem Chorgesang „vai“, d. h. es geht, zogen sie in Absätzen den ersten Ochsen etwa 20 bis 30 Schritt weit bis zu einer weniger sumpfigen Stelle. Das Thier fiel jedoch beim Versuch, aufzustehen, von neuem wieder in den Sumpf und blieb abermals stecken. Es wurde jetzt der zweite und die anderen auf dieselbe Manier wenigstens aus ihrer vorläufig noch schlechteren Lage befreit. Inzwischen begab ich mich auf das feste Ufer, um mir daselbst trocknes Zeug anzuziehen und von dort das Schauspiel zu beobachten. Als mein kleiner Diener Elunga einen kleinen Ränzel, welchen der Junge stets hinter mir her mit trocknem Zeug führen musste, auspackte, fehlten Strümpfe und Morgenschuhe u. dgl. m., so dass ich mich veranlasst sah, in meinem Aerger dem Jungen eine gehörige Tracht Prügel auszutheilen. Ich glaube, es war die erste der zahlreichen Lectionen gleicher Gattung, welche dieser kleine Gesell von mir von jetzt an empfing. Sein stilles Weinen dauerte mich heute aber doch, denn es war ein sehr intelligenter, bildschöner Negerknabe, auf den ich später mit wahrem Stolz geblickt habe. Der Junge war zuletzt mein Diener, Dolmetscher und Koch, sammelte, kaufte und theilte in meinem Namen Belohnungen aus, so dass

ich bedaure, denselben nicht mit nach Europa gebracht zu haben, um ihm europäische Sitten zu zeigen und ihn die deutsche Sprache erlernen zu lassen; er hätte wohl dann später einmal einer neuen deutschen Expedition als Dolmetscher und Rathgeber von grossem Nutzen sein können. Der Reisende in Afrika wird durch gute Diener sehr verwöhnt; sie besorgen fast Alles für ihn: das Einpacken, Auspacken der Kisten und Kasten, Kochen, Waschen, Tabak bereiten, Einkaufen, Nähen und Flicken, so gut es gehen will. Ich persönlich habe niemals des Morgens meine Sachen einzupacken gebraucht, da Elunga Alles pünktlich besorgte, oft allein, oft mit Hülfe eines andern Knaben, des Juan. Diesmal hatte er aber Unglück gehabt, da er die Sachen nicht vergessen, sondern, statt in seinen Ränzel in das Lagerbett gesteckt hatte, welches aus wollenen Decken, einer Strohmatte, ledernen Kissen und einigen Kleidungsstücken bestand und von einem bestimmten Träger als Cama (portugiesisch Bett) getragen wurde; der Träger dieses Collis war aber nach Ueberschreitung des Sumpfes bereits vorausgegangen. Ich habe höchst selten Kleinigkeiten im Fundo vergessen und wenn es einmal vorgekommen, so war es meine Schuld, weil ich immer noch einige Sachen gebrauchte, während die Knaben sich schon mit dem Einpacken beschäftigten. In diesem Augenblick war die Situation für mich besonders lächerlich, als ich auf festem Boden den Jungen abprügelte, während die Träger sich im Sumpfe mit den Ochsen herumbalgten. Endlich war die Passage des Sumpfes beendet; sie hatte 5 Stunden in Anspruch genommen, doch zur Belohnung für ihren Fleiss und Eifer gab ich meinen Leuten eine Flasche Cognac. Die unmittelbaren Bachränder sind stellenweise, wenn auch nur schmal, mit dichten Baumdschungeln bestanden. Wenig Vögel, kein Wild. Der Weg führt weiter durch einen Mimosenwald, darauf durch eine ziemlich sumpfige, nicht gefährlich zu passirende Wiese, umgeben von schöner Waldlandschaft. — Wir überschreiten hierauf den Luhella-Fluss, dessen Ostufer gleich vom Flusse aus ziemlich steil bis zu etwa 150 Fuss ansteigt und sehr schön mit Urwald bewachsen ist. Oben auf dem Plateau angelangt, schlagen wir nach einiger Zeit in dem dem Dorfe Schakai-Katoka unser Lager auf. Hier gehören die Einwohner zum Stamme der Minungo. Man sieht in den Wäldern sehr häufig die schon oben beschriebenen Bienencylinder in den Bäumen aufgestellt. Die Eingeborenen sowohl als auch die Träger tanzen, wenn es nicht regnet, des Abends und des Nachts bis 11 und 12 Uhr und später, da es des Nachts nicht kühl ist. Wenn man um diese Jahreszeit in der Nähe eines Dorfes übernachtet, ertönt in regenlosen Nächten stets der einförmige Klang

der Trommel, regelmässig von Chorgesang der Einwohner begleitet.

Am 27. September unfreiwillige Rast, weil die Träger keine Lust haben, aufzubrechen. Die Leute haben jetzt zu leben und sind immer schwer aus denjenigen Dörfern zum Aufbruch zu bewegen, wo sie reichlich Lebensmittel kaufen können.

28. September Weitermarsch. Wir passirten bald hinter dem Orte den Luyua-Bach auf grossen Umwegen, wohin wir von einem Eingeborenen, den ich in Schakai-Kataka engagirt hatte, gebracht wurden. Die Uferränder des Luyua-Bachs selbst sind schön mit Wald bewachsen, und zwar derartig dick, dass bei der Passage für die Ochsen ein Weg gehauen werden musste. Nach 7 Stunden Marsch Ankunft in Discha-Kascha, welches Dorf im Walde liegt, während wir 10 Minuten östlicher an einer sumpfigen Wiese mit einem Bach Lager machten. In Schakai-Kataka begegnete ich dem Empregado des europäischen Händlers Calado, welcher in Bungo in Cassange wohnt. Derselbe war mit einer leeren Carawane von einigen vierzig Trägern aus Bungo gekommen, um in Mona Loanda, welches vier Meilen nord-nordöstlich von Discha-Kascha liegt, Gummi zu holen. Letzteren liess Calado in Mona Loanda durch einen von ihm dort stationirten Baptisten aufkaufen. Die Carawane von Calado war auf geradem Wege nach Discha-Kascha gegangen, während ich mit dem Führer, meinen Dolmetschern und den Dienern einen Umweg gemacht hatte. In Discha-Kascha angekommen, lud ich den schwarzen Empregado zu Mittag ein und nach eingenommener Mahlzeit setzte er seinen Weg nach Loanda fort. (Bei meiner Rückkehr zur Küste über Bungo in Cassange traf ich denselben wieder, während Herr Calado selbst in Dondo war, und hat dieser schwarze Clerk dort in Bungo in Abwesenheit des Herrn Calado in Erinnerung an unser Frühstück im Walde mich brillant aufgenommen.) Für die Träger war der kleine Luyua-Bach sehr unbequem zu passiren gewesen, denn drei meiner Leute hatten ihre Blechkoffer ins Wasser fallen lassen. Glücklicher Weise meldeten sich dieselben. Es waren die Träger mit dem Medicinkasten, einer Kiste mit Tabak und Cigarren, und einem Ballen mit Zeug. Die Leute hatten das verlorene Gepäck allerdings wieder aufgefischt, da der Bach, obgleich er reissend und 8 bis 10 Fuss breit ist, nur etwa 4 bis 5 Fuss Wasser hatte. In den Medicinkasten war sehr viel Wasser eingedrungen, und verdarben mir doch einige Sachen, obgleich sie im Lager in der Sonne sofort ausgebreitet und getrocknet wurden. Man sieht jetzt zur Regenzeit häufig wundervolle Wolkenbildungen. Heute um 4 Uhr Nachmittags sehe ich ein wundervolles Bild. Die Sonne steht hinter einer dunklen Wolke, letztere ist silberverbrämt und

unter ihr heraus blitzt ein Kreis der schönsten, intensiv blauen und langgedehnten Sonnenstrahlen. — Die Eingeborenen, von denen hier noch viele Gewehre haben, schiessen wirklich nicht so schlecht, wie man in Europa annimmt; sie überladen das Gewehr allerdings mit Pulver, da sie besonders den Knall lieben, aber sie liefern doch öfters ein Stück Wild ab. Es sind vor allen die Kioko-Leute, welche gut jagen. Den Kolben der Gewehre lieben alle Neger zu verzieren, indem sie blanke, an der Küste gekaufte Messingnägel hineinschlagen; ausserdem pflegen sie an den Handgriff des Gewehrs einen kleinen Fetisch zu binden, z. B. Klauen von Raubthieren, bunte Zeuglappen oder Felle kleiner Nagethiere u. s. w. Die reicheren Kioko-Jäger führen fast alle ein Gewehr, die ärmeren Bogen und Pfeil. Wenn die Kioko-Männer in mein Lager kommen, so lieben sie, sich mit einer kleinen Axt zu schmücken, welche sie, auf die Schulter gehängt, tragen. Eine solche Axt dient ihnen nicht zum Holzspalten, auch nicht als Waffe in ihren Kriegen, sondern sie führen sie nur zum Staat, etwa so wie in Europa ein feiner Spazierstock getragen wird. Am Luyua habe ich nach langer Zeit wieder die schlanke Palme gesehen, aber nur in einzelnen Exemplaren und verkümmert. An Rändern von Wiesen, überhaupt da, wo der Boden feucht und fruchtbar ist, wächst in der Campine das Farrnkraut in dichten und ausgedehnten Massen in einer Höhe von 4 bis 5 Fuss. Das Gras, welches jetzt die ganze Landschaft wie ein grüner Teppich bedeckt, bietet den Reitthieren eine gute Nahrung, so dass letztere, trotz aller Strapazen, noch immer in gutem Zustande sich befinden. Alle diese Wiesen erinnern mich mit ihrem Graswuchse an unsere norddeutschen, und als Laie vergleiche ich oft ihre blumenreiche Flora mit der Wiesenflora unseres Vaterlandes. — Die Häuptlinge der meisten von uns passirten Dörfer haben sich selten bei mir sehen lassen, so auch hier. Es sind meistens nur kleine, untergeordnete Leute. Die Eingeborenen bringen heute massenhaft Lebensmittel herbei. Eine alte Frau bat, mich sehen zu dürfen, und schenkte mir einen Korb mit Mehl und ein Huhn, welche Geschenke ich reichlich erwiederte, da mir ihre Uneigennützigkeit bei Ueberreichung der Geschenke auffiel.

Am 29. September Weitermarsch. Wir passiren nach Dreiviertelmeilen den Mahombo-Bach, steigen auf ziemlich steilem Wege zum Bach hinunter und dann allmälig auf das gegenüberliegende Plateau und machen Lager in Schamkanda. Der Mahombo fliesst durch ein sehr liebliches mit Walddschungeln besetztes Wiesenthal und seine Ufer sind hübsch bewachsen. 500 Schritte weiter östlich passirt man noch einmal einen Arm desselben Baches, welcher etwas nördlich in den ersten Hauptarm einmündet. Ich finde

jetzt öfters Raupen mit Fühlhörnern, die sie ausstrecken und einziehen, ganz wie dies die Schnecken thun. — Die Kioko, namentlich die Weiber, lieben es, sich den Bauch, die Arme oder Brust zu tätowiren, wenigstens mehr, als dies die Songo thun. Eine Tätowirung missräth manchmal und es wachsen dann auf der operirten Stelle ganz kleine Fleischwarzen. — Nachmittags 4½ Uhr schwaches Gewitter mit wenig Regen. Hunderte kleiner Falken, ähnlich den deutschen Thurmfalken, ziehen gegen Abend ostwärts zu Horst. Der Uebergang über den ersten Arm des Mahombo, welcher 25 bis 30 Fuss breit ist und 5 bis 6 Fuss Wasser hat, geschieht mittelst eines darüber liegenden Baumstammes. Der Nebenarm, 15 Fuss breit mit 2 Fuss Wasser, wird durchwatet.

Am 30. September Ruhetag, weil ein Träger krank ist. In dieser Gegend sind ziemlich viele Wildschweine, deren frischen Bruch man oft in den Wiesen findet. — Ich bin jetzt bereits 14 Tage von Kimbundo unterwegs; das ist wahrlich für mich recht traurig! Ich verstehe es nicht, die Leute in Zaum zu halten; sie gehen, wann sie wollen, und wenn sie nicht wollen, schützen sie entweder Regen oder Krankheit vor. Sie können sich niemals von einem Orte trennen, wo sie zu leben haben. Ebo spielt mit ihnen unter einer Decke und Germano ist ein zu schwacher Mensch, vor dem sie absolut keinen Respect haben. Der Reisende ist hier ganz in den Händen der Träger (d. h. freier). Straft er, so laufen sie weg; also Geduld, wenn es angeht. Gute Worte und Ermahnungen helfen zu gar nichts, Schelten nützt durchaus nichts, höchstens lachen sie mich aus. (Diese Worte habe ich in mein Tagebuch geschrieben, woraus ich heute noch sehe, dass es mir zuerst recht schwer geworden ist, mit meinen Trägern zu verkehren.) Die Kioko hier haben weniger aufgeworfene Lippen und sind grösser als die Neger an der Küste. Man sieht recht intelligente Gesichter und stattliche Figuren. Die am meisten bereiste Carawanenstrasse führt von Scham-Kanda nördlich über Mona Loanda und dann östlich zum Luembe-Fluss; Loanda mit dem grossen Häuptling Mona Loanda liegt unmittelbar am Kikumbo-Fluss. Ich zog es vor, die südliche Richtung zu nehmen, da mir die Eingeborenen berichtet hatten, dass es einen südlicheren Weg über Gina Makango gäbe, welcher weniger sumpfig sein sollte. Als meinen Leuten gesagt wurde, dass der südlichere Weg eingeschlagen werden sollte, erklärten die Abgesandten des Mona Kimbundo, dass sie diesen Weg nicht gehen würden. Am Abend des 30. September in der Dunkelheit begannen diese Gesellen, ohne dass meine Leute etwas erwiederten, förmlich aufrührerische Reden zu halten. Sie wären Abgesandte des Mona Kimbundo und verlangten, dass die Carawane über

Mona Loanda gehe. Ich hätte sie schlecht behandelt, da ich ihnen fast gar keine Geschenke gegeben, auch nicht einmal, sobald sie mich besucht, eine Strohmatte ihnen angeboten hätte. Sie sagten meinen Trägern im Voraus, dass wir ohne ihre Begleitung nicht nach Mussumba kommen, sondern unterwegs verhungern würden. Sie verlangten von mir von jetzt ab täglich ihre Ration Fazenda und erklärten, dass Muata Jamwo mich ohne sie nimmermehr empfangen würde. Ein grosser Theil meiner Träger nahm in Folge dieser Reden Partei für die Kimbundo-Leute. In der Nacht schossen sie ihre Gewehre ab, lärmten und tobten derartig, dass ich auf etwas Schlimmes gefasst war und meine Waffen schussfertig machte. Bei solchen Gelegenheiten ist es eine grosse Kunst des Reisenden, ruhig zu bleiben, auch nicht zu reden, sondern einfach, hat man etwas beschlossen, seinen Willen in aller Ruhe durchzusetzen. Meine beiden Dolmetscher hielten Gegenreden, was geradezu ein Unsinn war. Die Kioko-Leute mit einem grossen Theil der Träger liessen die Dolmetscher entweder nicht zu Worte kommen, indem sie pfiffen und schrieen, oder sie antworteten mit Abfeuern der Gewehre. Den Verlust dieses Tages hatte ich auch den Kioko-Leuten zuzuschreiben; Einer von ihnen behauptete, zwei Meilen südlich von hier wohne ein Verwandter von ihm, welcher ein besonderes Wunder- und Krafthorn besässe. Dieses Horn nun wollte er holen, um die ganze Carawane gut nach Mussumba zu bringen. Meine Dolmetscher, wohl wissend, dass ich auf solchen Hokuspokus niemals etwas geben würde, hatten mir vorgelogen, dass einer von meinen Trägern sehr krank wäre, um mich zum Bleiben zu bewegen, und damit dem Neger Zeit zu lassen, das Horn zu holen. — Nachts Gewitter mit wenig Regen, der mir diesmal sehr angenehm war, da er die Ruhestörer endlich in ihre Fundo's bannte.

1. October Weitermarsch. 10 Minuten östlich hinter Schamkanda führt ein guter Fusssteig durch Savannenwald nördlich nach Mona Loanda, während ein kaum sichtbarer, kleiner Weg nach Südost geht. Die meisten Träger, die Kimbundo-Leute, der Kaquata aus Mussumba waren etwas vor uns aufgebrochen, während ich mit meinen Dolmetschern, meiner Dienerschaft, den Reserveochsen und einigen Trägern nachfolgte. Als wir etwa bis auf 200 Schritt uns dem Scheidepunkt der beiden Wege genähert hatten, standen die Kioko-Leute auf dem Wege nach Süden, während meine Träger theilweise schon den andern Weg nach Loanda eingeschlagen hatten und die Nachzügler gerade dorthin einbiegen wollten. Die Kioko-Leute wollten mir einfach den Weg versperren. Ich verbot meinen Dolmetschern zu parlamentiren und ritt jetzt meinen gewöhnlichen, ruhigen Schritt. Als ich mich

etwa bis auf 5 Schritte den Kioko-Leuten, welche sehr breitspurig im Wege standen, genähert hatte, gab ich ganz einfach dem Ochsen derartig die Sporen, dass er, wie aus der Pistole geschossen, den ersten besten Raisonneur, zum Jubel meiner Leute, umrannte, in Folge dessen die ganze Kioko-Gesellschaft sich eiligst auf den Loanda-Weg zurückzog. Ich ritt, als wenn nichts passirt wäre, ruhig weiter; meine Leute, die immer hinter mir gewesen waren, folgten mir, aus voller Kehle ihren Chorgesang anstimmend, und jetzt war ich vollständig Herr der Situation. Etwa 30 der übrigen Träger, welche nach Loanda wollten, kehrten zurück und schlossen sich singend ihrer Carawane wieder an. Die Söhne Kimbundo's, sowie der Kaquata mit Familie und Gefolge hatten uns zu meiner grössten Freude verlassen. Ich fürchtete nur, dass sie wieder umkehren oder am Luembe-Fluss wieder mit uns zusammenstossen würden. — Nach zweistündigem Marsche in einer flachen, mit Savannenwald bestandenen Ebene steigen wir 80 bis 100 Fuss allmälig in das Thal des Flusses Tschihumbo*) hinab und schlagen unser Lager westlich von demselben in Gina-Makongo auf, wo ein weiblicher Häuptling wohnt, welcher mir aber nicht seine Aufwartung gemacht hat. Gina-Makongo**) gehört zum District Mona-Loanda und wird vom Kalunda-Stamm bewohnt. Die Kalunda-Neger haben andere Hütten, als die Kioko, weniger strenge Gesetze, sind aber schlechte Jäger, keine Handelsleute, faul und ungeschickt, obgleich sie entschieden reinlicher sind, als die Kioko. Die Kinder gehören bei den Kalunda dem Vater. Der Kalunda verkauft viel eher seinen Sklaven an den Händler, als der Kioko. Die Gewinnung des Gummi ist ihm meist unbekannt, jedenfalls nicht in dem Maasse, wie den Kioko. Die Kalunda sprechen ihre eigene, die sogenannte Lundasprache. Einen starken Unterschied zwischen zwei verschiedenen Stämmen wird der Reisende nicht in den nächsten Grenzdörfern finden, da die Nachbarn, wenn sie in Frieden leben, zu viel mit einander verkehren und gegenseitig ihre Moden austauschen. Das echte Kalunda-Dorf kann man von einem Kioko-Dorfe sehr gut unterscheiden, da der Kalunda aus Faulheit keine künstliche Bienenzucht treibt. In einem Kioko-Dorfe findet man überall in den Bäumen der Wälder den Bienencylinder; im Kalunda-Districte habe ich niemals einen solchen zu Gesicht bekommen. Der Kalunda liebt weniger den Wald, da er seine Hütten an den Rändern der unbewaldeten Wiesen oder an anderen nur mit dünnem Campinenwald bedeckten Stellen anlegt, oder die hohen Bäume in unmittelbarer Nähe

*) Die Portugiesen schreiben Quihumbo und sprechen Kihumbo.
**) Gina bedeutet Mutter.

seiner Wohnung niederschlägt, während der Kioko gerne im Walde eng eingeschlossen von Bäumen wohnt. Im Kioko-Lande habe ich mitunter etwa 2 Pfund Honig für einen Schuss Pulver einkaufen können; im Kalunda-Lande ist mir hingegen kein Honig zu Kauf angeboten. — Unterwegs schlossen sich vier weibliche Eingeborene meiner Carawane an, um die Reisegelegenheit zu benutzen, nach einem Dorfe einige Tagereisen östlich zu kommen. — Mehrere Hundert Milane und Hunderte grosser und kleiner Sperber kreisten heute bald niedrig, bald hoch in der Luft und fingen fliegende Ameisen. — Der Kaquata mit Gefolge kehrte heute gänzlich unbefangen, als ob nichts passirt wäre, zu uns zurück.

2. October Weitermarsch. Der Fährmann, mit dem wir Morgens unterhandelten, forderte, um uns über den Fluss zu bringen, ein Stück Zeug und eine Muskete, liess sich aber herabhandeln auf 12 Yards Zeug und eine Tasse voll Pulver. Wir passiren mit einem Kanoe den Kikumbo-Fluss, welcher sich durch ein liebliches, muldenartiges Thal, zu beiden Seiten mit Wald umsäumt, nach Norden windet. Die westlichen Wiesenufer des Flusses sind etwa 300 Schritt, die östlichen 20 Schritt breit und nicht sehr sumpfig, so dass die Ochsen dieselben ebenso wie den Fluss selbst leicht passiren. In der Trockenzeit hat derselbe bedeutend weniger Wasser und kann von den Carawanen durchwatet werden. Nachdem der Fährmann etwa ein Drittel der Carawane über den Strom gesetzt hatte, erklärte er mir, die Ueberfahrt einstellen zu müssen, wenn ich ihm nicht noch eine Tasse voll Pulver geben würde. — Nachdem zwei Drittel der Träger am jenseitigen Ufer gelandet waren, erklärte er mir zum zweiten Male, dass er den Rest der Carawane nicht weiter übersetzen könne, wenn ich ihm nicht zum zweiten Male noch etwas zulegte, und zwar 2 Yards Zeug, welche Forderung ich wiederum berücksichtigte, so dass wir in Frieden den Fluss passiren konnten. Ein Haufe Kalunda-Neger schloss sich wieder unserer Carawane an, um einige Tagereisen mit uns zu gehen. Nachdem wir auf das östliche Plateau des Kikumbo aufgestiegen und eine Viertelstunde weiter marschirt waren, machten wir Halt und schlugen das Lager auf. Nachmittags Gewitter mit wenig Regen.

3. October Weitermarsch. Nachdem man auf dem ebenen Plateau abwechselnd durch Campinen und dicht geschlossenen Wald weiter gegangen ist, stösst man auf die Wiesen des Losa-Baches, geht an seinem Westufer entlang nach Norden und macht demnächst Halt in Goya-Kalala. Der Losa-Sumpf, oder vielmehr die Losa-Wiesen, bieten dem Auge eine liebliche Landschaft. Die Ufer des Losa selbst sind stark mit Urwald bewachsen. Dicht

vor der Sanzala (Bunda-Sprache: Negerdorf) sahen wir auf ziemlich weite Distanzen Heuschreckenschwärme, welche, aus der Ferne gesehen, dicken, von der Erde aufsteigenden Rauchwolken glichen, Meine sämmtlichen Träger, Diener u. s. w., wie von der Tarantel gestochen, setzten ihr Gepäck zur Erde, um so rasch als möglich zu den Heuschreckenschwärmen zu laufen und sich an den immer neu aufsteigenden Schwärmen, welche nach Süden zogen, gütlich zu thun. Ich war inzwischen mit den Dolmetschern in die nur sehr wenig Menschen zählende Sanzala geritten, um daselbst einen passenden Ort zum Lager auszusuchen. Nach einer Stunde und später kamen nach und nach meine Leute, reich mit Beute beladen, in's Lager. Die Heuschrecken wurden geröstet und verspeist, oder derartig zubereitet, dass sie als Mundvorrath am nächsten Tage mit auf die Reise genommen werden konnten. Diese Wanderheuschrecken kommen nach der Aussage meiner Leute an der Küste nur selten und nicht alljährlich vor. Für meine Leute waren sie eine Delicatesse sondergleichen. Es war mir ganz besonders angenehm, dass die Leute diesen Zufall als ein gutes Omen gegenüber der Prophezeihung der Kimbundo-Leute ansahen. In der letzten Zeit waren Lebensmittel nur spärlich einzukaufen gewesen, da einestheils die Dörfer sehr klein und anderntheils die Kalunda-Weiber zu faul waren, um reichlich Mehl zu bereiten und zu Markte zu bringen. So baten mich denn die Leute, der Heuschrecken wegen hier zu bleiben, welche Bitte ich ihnen indessen abschlug. Gegen Mittag hatte der dichte Schwarm der Heuschrecken aufgehört; man sah nur noch einzelne derselben auf Büschen und Gras kriechen. Nachmittags Gewitter mit stundenlangem sanften Regen.

4. October passiren wir den Losa-Bach ziemlich leicht und steigen dann auf ein etwa 150 Fuss hohes Plateau. Nachdem wir auf dessen bewaldeten Ebene eine Zeitlang marschirt sind, passiren wir die Sumpfwiese des Luayi-Flusses. Das Ueberschreiten der Wiese ist wiederum sehr schwierig; die westlichen Uferwiesen sind etwa 800, die östlichen 80—100 Schritt breit. Der ziemlich reissende Bach selbst mag 26 Fuss breit sein und ist da, wo man ihn passirt, derartig mit Büschen und niedrigen Bäumen bewachsen, dass meine Leute für die Ochsen einen Steig durchhauen müssen, um bis zur Wasserfläche zu gelangen, während die Träger auf einem darüberliegenden Baumstamm den Uebergang bewerkstelligen. — Die Kalunda-Weiber tragen ihre Kinder ohne jenen oben beschriebenen Riemen der Minungo und Kioko, auch nicht den Flechtkorb, welcher auf dem Rücken getragen wird. Das kleine, nackte Kind klammert sich affenartig um den Leib der Mutter, so dass es auf deren Hüfte einen Stützpunkt findet,

und die Mutter pflegt es dann mit einem Arm festzuhalten. — Nachdem wir das östliche Wiesenufer überwunden hatten, stieg der Weg allmälig 100 bis 150 Fuss hoch auf und führte durch dichten Urwald, darauf durch Savannenwald, bis wir nach 1 bis 1½ Meilen Wegs in Kapinda Halt machten. In allen Sümpfen und Wiesen der Gegend zeigen sich nur wenig Vögel; nur sehr grosse Kraniche sieht man auf weiter Distanz dann und wann paarweise in den Wiesen stolzieren. Heute hatten wir wieder dasselbe Schauspiel mit Heuschrecken. Sie zogen von Nord nach Süd. Ueber den Heuschrecken kreisten Hunderte von Milanen. Wilde Tauben fanden wir in diesen Gegenden ungleich weniger als z. B. in Songo. Es wurde jetzt überall gepflanzt. Der Mais war aufgelaufen, die Erdnuss (Ginguba) gelegt. Wo wir Wasser, mit Wald oder dickem Busch bewachsen, vorfanden, sahen wir überall den Glanzstaar, meist zu kleinen Schaaren vereint.

5. October. Nach einem Marsch von einigen Stunden durch ziemlich dichten Campinenwald machen wir Lager im Negerdorfe Sambumba, westlich am Rande der bedeutend breiten Wiesenränder des Muschimesi-Baches gelegen. Sambumba ist ziemlich gross mit bedeutenden Maniokpflanzungen. Es kam uns sehr zu statten, dass die Weiber massenhaft Mehl und andere Lebensmittel zum Verkauf brachten. Auch Ziegen werden uns hier zum Kauf angeboten. Der Häuptling, allerdings nur von untergeordneter, kleiner Art, brachte mir ein Huhn und grosse Massen Mehl, wofür ich ihn mit 4 Yards Zeug belohnte. Zwei der grossen Kraniche stolzirten gravitätisch 200 Schritt am Lager vorbei, bis ich sie, ohne zu treffen, durch einen Schuss verscheuchte. Diese Vögel heissen Tocala Macenda, d. h. Froschfänger. Sie erreichen mit aufrecht getragenem Halse ungefähr 4 Fuss Höhe. Der Oberkörper ist grau und schwarz gefärbt, der Hals weiss; unter der Kehle am Kopf befinden sich zwei Fleischlappen.

Es erschien bei mir ein Baptist aus Pungo Andongo, welcher mit einem kleinen Gefolge aus dem südlichen Lunda (Zamba genannt) hierher gekommen war. Er machte mir seine Aufwartung und erzählte, dass er im Süden eine Zeitlang mit einem Weissen gereist wäre, welcher von der Ostküste gekommen und über Bihé nach der portugiesischen Colonie Mossammedes habe reisen wollen. Er nannte den Mann Kasse Kasseka. Die Eingeborenen pflegen dem Reisenden einen besonderen Namen zu geben*). Der Baptist gab vor, einen Brief von Kasse Kasseka an den Chef in Pungo Andongo mit sich zu führen. Ich versäumte leider, mir den Brief

*) Ich habe in meinem Tagebuch den Namen Cameron mit Fragezeichen versehen.

zeigen zu lassen, so dass ich nachher nicht wusste, ob der Mann gelogen hatte oder nicht.

6. October Rasttag, um Mehl einzukaufen. Ich zeigte heute meinen Trägern und den Eingeborenen meine kleinen photographischen Portraits, welche im Kreise herumgingen und unbeschreiblichen Jubel hervorriefen. Lautlose Stille, dann durch das sechsmalige Abfeuern eines Revolvers erregter allgemeiner Jubel. — Nachmittags Gewitter mit Sturm und wenig Regen.

7. October Weitermarsch. Wir passiren recht schwer den Wiesensumpf des Muschimesi, den Bach selbst auf künstlicher Brücke, gehen demnächst durch Campinenwald weiter und schlagen unser Lager im Walde auf.

8. October passiren wir auf dem Weitermarsch nach einiger Zeit einen Bach mit wenig Sumpf und bald darauf den Lavuschi-Bach. Die Wiesenränder des Lavuschi sind 800 Schritt breit und waren sehr schwierig zu durchschreiten. Die Ufer des Baches sind dicht mit Büschen bewachsen, durch welche ein Weg mit der Axt für die Ochsen erst gebahnt werden musste. Nach einiger Zeit weiteren Marsches schlagen wir das Lager in dem Dorfe Kiamela auf. Nachmittags Gewitter mit wenig Regen, Abends um 9 Jhr Gewitter mit starkem Regen.

Ich befinde mich jetzt trotz aller Strapazen immer wohl und kräftig; das letzte, kleine Fieber habe ich in Kaginga gehabt. Das Klima aller dieser Gegenden ist gesund, allerdings warm, aber doch nicht lästig heiss. Das ganze Land ist durchweg fruchtbar, sowohl für Ackerbau, wie auch als Weideland. Es findet sich oft Lehm-, vorherrschend aber Sandboden, welcher letztere durchaus nicht unfruchtbar ist; vielmehr ist der Baum- und Graswuchs in den Campinen immerhin als ein sehr üppiger zu bezeichnen. Die Wiesen sind allerdings überall sehr nass und kalt, so dass nur ganz kurzes Gras und keine Bäume darauf wachsen, während die Bäume in unmittelbarer Nähe der Gewässer meistens nur buschartig sind. Unzweifelhaft könnten die Wiesen trocken gelegt werden, wenn sie mit Gräben versehen würden, da der Sumpf auf vielen Stellen, die ich gemessen habe, oft nur 4 Fuss tief ist, worauf man auf festen Sandboden stösst. Andere Stellen freilich sind sehr tief, so dass ich mit einem 10 Fuss langen Stock keinen Grund habe finden können. Im Allgemeinen sind die Wiesenränder der unzähligen kleinen Bäche, welche ich lange nicht alle notirt habe, viel schwieriger zu passiren, als diejenigen der grösseren Flüsse. Wenn Wege zur Küste führten, wäre dies Land einer Colonisirung wohl fähig. Der Regen soll nach meinen eingezogenen Erkundigungen stets reichlich fallen; es giebt überall viel und gesundes Wasser und überall Holz im Ueberfluss.

9. October passiren wir auf dem Weitermarsch zuerst einen Savannenwald, darauf eine Sumpfwiese, dann einen Urwald und machen nachher Lager in Ngombe. Die Wiese war sehr schwer zu überschreiten. Es sind einzelne Träger zurückgeblieben, so dass wir morgen auf sie zu warten haben. Die Leute schiessen jetzt öfters kleine Antilopen (Corsa). Dieses Jagdvergnügen spielt allerdings sehr oft, in Folge dessen die Leute zurückbleiben, um am Tage nach der Jagd angeschossenes Wild zu verfolgen, und als Nachzügler später uns einzuholen. Die Eingeborenen werden immer neugieriger, ihre Kostüme immer origineller oder reduciren sich vielmehr auf ein Minimum. Die Weiber tragen vorn oft nur ein Stück Thierfell oder Flechtstoff von dreieckiger Form, so gross wie eine Hand. — Es erschien heute der Häuptling, um mir Geschenke darzubringen. In einer Wiese sahen wir heute unterwegs auf 300 Schritt Entfernung einen Riesenkranich mit Jungen. Letztere konnten noch nicht fliegen. Einige der Träger machten Jagd auf die Thiere. Die Alte mit den Jungen liefen aber so schnell, dass sie, ehe die Träger ihnen nahe kommen konnten, in den Wald entkamen und dort zwischen den Bäumen verschwanden. Wir bezogen in Ngombe ziemlich wohl erhaltene, grosse Fundo's, welche vor einiger Zeit von schwarzen Kaufleuten aus Benguela hergerichtet und bewohnt waren. In den Wäldern hier giebt es sehr viel Perlhühner und Wildschweine. Ohne jegliche Terrainkenntniss ging ich mit Germano und meinen Dienern in den dichten Wald, wo wir Beide uns von den Dienern Wild zutreiben lassen wollten; ersterer schoss vorbei, wie er behauptete, auf einen einzelnen weissen Affen. (Derselbe wird aber wohl grau gewesen sein). Da die Knaben sich verirrt hatten und mir die Zeit zu lang wurde, so gingen wir unverrichteter Sache wieder nach Hause, und erst nach 2 bis 3 Stunden kehrten die kleinen Burschen mit 12 von ihnen gefundenen Perlhühner-Eiern zurück. Nachts starkes Gewitter, welches rasch mit Orkan heraufzog und von starkem Regen begleitet war. In der Regenzeit darf man die Hütten nicht in der Nähe von morschen Bäumen anlegen, da letztere bei einem starken Sturm, wie er sich bei den Gewittern, wenn auch nur auf kurze Zeit, oft einstellt, brechen und auf die Hütten fallen können.

10. und 11. October Rast, da es den Trägern und mir hier sehr gut gefällt. Am 11. October Nachts starkes Gewitter mit Orkan und vielem Regen.

12. October überschreiten wir auf dem Weitermarsch mehrere sumpfige Wiesen und viele kleine Bäche, deren Ufer stellenweise mit nicht zu hohen Bäumen bewachsen sind. Meist befinden wir uns im Savannenwald. Nach einigen Stunden Marsches passiren wir

den Luembe-Fluss, welcher von den Carawanen durchwatet wird. Wir lagern im Walde am Ostufer des Flusses. Der Luembe macht 20 Minuten südlich von dieser Uebergangsstelle nach Osten einen Bogen. Da, wo wir ihn überschritten haben, geht er über ein Steinbett, ist reissend und hat 4 Fuss Wasser. Dieser steinige Untergrund wird gleichsam als Brücke benutzt, da der Fluss unmittelbar nach Süden zu kein Steinbett hat und 10 bis 12 Fuss Wasser haben mag. Nördlich, etwa 100 Schritt von der Uebergangsstelle entfernt, hat er Katarakten, welche etwa 6 bis 8 Fuss hoch sind; hinter denselben liegt eine mit Wald bewachsene kleine Insel im Fluss. Die Ränder des Flusses selbst sind mehr oder weniger baumlos. In seinen ziemlich weit ausgedehnten Wiesenufern stehen einige Walddschungeln, auch erblickt man mehrere einzeln stehende schlanke Palmen in den Wiesen. Diese mit Wald eingefassten Wiesenflächen stellen sich dem Auge als eine schöne, malerische Landschaft dar. Das Westufer ist gewöhnlicher Wiesengrund, das Ostufer hat viele grosse, runde, feste Stellen von Granit und ausserdem zwei Bäche mit steinigem Bett, welche einige Hundert Schritt weiter nördlich in den Luembe fliessen. Die Ufer dieses Flusses sind höchstens 3 Fuss hoch; derselbe wird in der grossen Regenzeit wahrscheinlich die Ufer weit überschwemmen; in ihm treten auch Flusspferde auf. Ich habe allerdings nur zwei gesehen, aber die frischen, zahlreichen Spuren am Ostufer deuteten auf ihre grosse Anzahl. Ebo, welcher sich ein kleines Fischernetz mitgenommen hatte, fing einige Fische, einer Karpfenart angehörig, welche der norddeutschen an Geschmack und Gestalt vollständig gleichkamen, nur war ihre Farbe dunkelgrün. Die Leute erlegten eine Antilope (Soco genannt). Ein Träger schoss im Lager auf einen gelben, fliegenden Hund, welcher in der Krone eines Baumes hing, fehlte jedoch; das Thier flog auf, hängte sich aber 4 Schritte weiter an einen andern Baum, wo ein zweiter Träger es herunterschoss. Ich erwähne diesen fliegenden Hund nur der Farbe wegen, da diejenigen Thiere dieser Gattung, welche ich später gesehen habe, dunkel gewesen sind.

Am 13. October führte der Weg durch Campinenwald, stellenweise durch dichte Wälder, dann durch zwei Wiesensümpfe mit kleinen Bächen. Wir schlagen unser Lager im Walde auf. — Nicht weit vom Lager lag das kleine Dorf Kiaya-Fume, dessen Insassen erzählten, dass ein starker Löwe gestern Nacht ihr Dorf besucht hätte. Ich freue mich immer über den Humor meiner Leute. Sie lachen und scherzen über Alles. Ein schlechter Theaterkomiker sollte nach Afrika reisen; er würde mit vielem Erfolg hier auftreten können.

Am 14. October Weitermarsch. Wir marschiren eine Stunde

lang in geschlossenem Walde, dann fortwährend an einer Wiese entlang, deren Bach mit einer dichten Waldung bewachsen ist, passiren denselben und errichten das Lager in Kamuemo Kalunda.

15. October Weitermarsch. Unser Weg führt uns abwechselnd durch Savannen, geschlossenen Wald und durch ausgedehnte Wiesen, deren Bäche mit dichtem Wald oder Dschungeln bewachsen sind; darauf schlagen wir ein Lager im Walde auf.

16. October Weitermarsch. Ein tüchtiger Marsch bringt uns an den Luija- (Luisha-) Bach; der Weg läuft alsdann am Rande seiner westlichen Wiese nach Norden. Wir durchwaten den Luija, gehen durch Savannenwald weiter, passiren zwei Wiesen mit Bächen, welche in den Luija gehen, und errichten endlich unser Lager in Kadimbola, dem Sitz eines grossen Häuptlings. Der Weg ist heute ganz miserabel. In den Wiesensümpfen in der Nähe von Kadimbola zeigen sich viele Sumpfvögel, auch Adler. — Kadimbola liegt 10 Minuten östlich vom Luija im Walde. Nachmittags Gewitter ohne Regen und Sturm. Unterwegs sah man viele frische Spuren der Pferde-Antilope (Palanka). Nachdem wir unser Lager in unmittelbarer Nähe der Sansala aufgeschlagen und verschiedene Leute uns schon besucht hatten, theilten mir meine Träger mit, dass der Häuptling, genannt Mona Kadimbola, seinen Leuten verboten hätte, uns Lebensmittel zu verkaufen, bevor ich ihm nicht ein Geschenk gemacht hätte. Ich schickte in Folge dessen sogleich den Dolmetscher mit 4 Yards Fazenda und einer Tasse voll Pulver zu ihm. Mein Abgesandter kehrte alsbald mit einem Huhn und einem Korbe voll Fuba, von einem Diener Kadimbola's getragen, zurück, und gleich darauf erschienen auch die Weiber mit ihren Lebensmitteln, uns dieselben zum Kauf anbietend. Hier war ziemlich viel Wild. Die Eingeborenen, welche ich fragte, waren sofort bereit, mich westlich vom Luija in ihre Jagdgründe zu begleiten. Es war mir indessen zu warm zum Jagen, da die Hitze von 10 bis 5 Uhr Nachmittags sehr gross und es Morgens und Abends auch nicht mehr kühl, sondern warm war. Vor Kimbundo hatte ich drei Decken nöthig des Nachts, jetzt nur eine.

17. October Ruhetag, um Mehl einzukaufen. Nachts starkes Gewitter mit Sturm, aber mit wenig Regen.

18. October desgleichen Ruhetag, um Lebensmittel zu kaufen. Heute Nachmittag gegen 3 Uhr erschien endlich der Kadimbola, von einem Neger auf den Schultern getragen und umgeben von einem ziemlich zahlreichen Gefolge vor meiner Hütte, um mich zu besuchen. Er überreichte mir ein Leopardenfell als Geschenk und nahm sichtliches Interesse an meiner Person, sowie an einzelnen meiner Sachen. Ich liess ihm einen Hinterlader zeigen,

welchen die ganze Gesellschaft mit Gelächter betrachtete, als mein Dolmetscher ihn öffnete; als ich aber nun selbst ein schwedisches Zündhölzchen vor ihm entzündete, war er wie versteinert vor Verwunderung, so dass ich nicht umhin konnte, ihn das Kunststück selbst machen zu lassen, was aber erst nach mehrerem vergeblichen Probiren gelang. Als Gegengeschenk für das Fell gab ich ihm 4 Yards Zeug, einige Perlen und eine Schachtel mit Schwefelhölzern. Gegen Abend ging ich mit dem Gewehr an die Wiesen, ohne Wild zu treffen, und schoss das schwarze oder vielmehr braunschwarze Waldhuhn mit rothem Schnabel und rothen Füssen, welches überall vorkommt. Diese Frankoline locken sich einander gern des Abends und Morgens. Man sieht sie des Morgens manchmal, wenn das Gras vom Thau nass ist, auf den Zweigen der Bäume in der Campine, von wo aus sie ihren krähenden Lockton hören lassen. — Nachts starkes Gewitter mit vielem Regen. Kadimbola ist ein junger Mann, etwa 20 Jahre alt, von wildem Aussehen, obgleich derselbe mit etwas Fazenda um die Lenden bekleidet, mit einem Regenschirm bewaffnet und ausserdem mit einer äusserst komischen Perücke geschmückt war.

19. October Weitermarsch. Die ganze Gegend ist ein Wald mit sumpfigen, breiten Wiesen und Bächen durchzogen. Der Weg ist sehr schwierig zu passiren. Wir machen nach etwa 4 Stunden Halt im Campinenwalde am Rande einer sumpfigen Wiese mit Bach, welcher von Süden nach Norden fliesst. Einer meiner Leute schoss eine Pferde-Antilope, welche ich ihm abkaufte, um das Fleisch unter meine Leute zu vertheilen. In der Nacht weckte mich mein Dolmetscher Germano, da, einige hundert Schritt vom Lager entfernt, ein Löwe sich hören liess. Die sämmtlichen Träger wurden wach und schürten von Neuem die Feuer an. Die Ochsen, welche sämmtlich in der Mitte des Lagers an Bäume gebunden waren, wurden jedoch nicht unruhig. Das Concert des Löwen dauerte etwa eine halbe Stunde, bis allmälig das Gebrüll in der Ferne verhallte. Der Löwe kam von Westen aus dem Walde und zog gen Osten über die Wiese in den dort gelegenen Wald, und liess sein Gebrüll von Zeit zu Zeit mit Unterbrechung ertönen, aus welchem man entnehmen konnte, dass er in den jedesmaligen Pausen stets einige Hundert Schritt weiter gegangen war, bevor er von Neuem sein Gebrüll anstimmte. Unmittelbar nach Beendigung dieser rauhen Musik wurde ein Leopard an der andern Seite des Lagers laut. Die Eingeborenen behaupten, dass der Löwe, wenn er Menschenfleisch wittert, ganz still wie eine Katze, angeschlichen kommt. Sobald er aber seine Beute gepackt hat und dieselbe in seinen Schlupfwinkel schleppen will, erhebt er, wie sie behaupten, sein Gebrüll, um andere Raubthiere

gleichsam zu warnen, ihn nicht zu behelligen. Meine Leute waren in Folge dieses Concerts in solcher Aufregung, dass sie noch lange Zeit munter blieben und ein jeder sich abmühte, das Gebrüll des Raubthieres nachzuahmen. Die Folge dieser nächtlichen Unterhaltung war, dass wir sämmtlich die Zeit verschliefen und, gegen die Regel, am andern Morgen erst gegen 8 Uhr zum Aufbruch kamen.

20. October Weitermarsch. Die Gegend behält dieselbe Physiognomie, obgleich sie scheinbar ebener wird, denn die Wiesenränder mit ihren Bächen liegen nur wenig niedriger, als die dazwischen befindlichen Campinen. Wir machen Lager im Walde. Unterwegs habe ich ziemlich viele frische Wildspuren gesehen. Meine Dienerschaft sowohl, als meine Träger sind im Lager beschäftigt, Wildfleisch zu trocknen, was keinen sehr angenehmen Geruch verursacht. Bei solcher Gelegenheit kann der Schmetterlingsjäger reiche Beute machen. Die Thiere saugen an dem in der Sonne aufgehängten Fleische und sind dabei so eifrig und unvorsichtig, dass man ihrer viele mit den Fingern fangen kann. — Nachmittags Gewitter mit sanftem Regen eine Stunde lang. An den Rändern der Bäche in dieser Gegend wachsen Walddschungeln, deren Baumkronen mit einem fusslangen, weissgrauen Moose dicht behangen sind, so dass ein solcher Wald einen fast märchenhaften Anblick gewährt.

21. October Weitermarsch. Lager im Walde. Mein Führer Schico geht nach seiner Heimath in Mulemba voraus, wo seine Angehörigen wohnen, um den Eingeborenen die Ankunft der Carawane anzuzeigen, damit die Weiber reichlich Lebensmittel für den nächsten Tag bereit halten.

22. October Weitermarsch. Wir passiren einige Wiesen und Wälder, jedoch ohne besondere Hindernisse. Vor Mulemba ist der Wald dicht. In letzterem war eine freie Stelle, auf welcher, etwa 60 Schritt vom Wege entfernt, wilde Truthähne sassen. Dieselben sind ungefähr so gross wie die zahmen europäischen. Ihr Gefieder ist schwarz, die Flügelspitzen weiss, der nackte Hals hat einen rothen Koller. Der Schnabel ist gross und schwarz (vielleicht ein *Bucorax*). Die Thiere flogen alsbald auf, um sogleich aufzubäumen. Ich hatte leider kein Gewehr zur Hand, so dass ich nicht schiessen konnte. Denselben Vogel habe ich nachher noch einmal im Walde hinter Kalundo Zengo am Lulua-Fluss gesehen.

In Mulemba wurden wir sehr freundlich von Schico aufgenommen. Meine Träger sowohl als ich benutzten alte, verlassene Hütten, da es zu regnen drohte. Meine Hütte war allerdings ziemlich gross, aber voller Rattenlöcher. Schico überreichte mir sofort nach der Ankunft einige Lebensmittel. Auch die Leute

konnten reichlich einkaufen. Schico beschenkte mich mit wundervollen, grossen Bananen theils in frischem Zustande, theils wie Backobst getrocknet. Es war mir dies ein sehr angenehmes Geschenk, da mir bis jetzt von Kimbundo an fast gar keine Bananen zum Kauf angeboten worden waren. In vielen der passirten Kioko- oder Kalunda-Dörfer werden gar keine oder nur wenig Bananen gepflanzt. Ein sehr wohlschmeckendes und gesundes Backobst stellen die Europäer und Baptisten her, indem sie die reifen Bananen aus der Schale nehmen, sie in Wasser kochen und darauf an der Sonne trocknen. Es giebt verschiedene Arten von Bananen. Der Reisende mag aber sehr vorsichtig im Genuss der kleinen, kurzen und ziemlich dicken sein, welche die Europäer in der Colonie „Affenbananen" nennen (Bananas dos Macacos), während die grossen und andern kleinen Sorten, auch in grossen Quantitäten genossen, der Gesundheit nicht schädlich sind. Die ersteren haben mich stellenweise so krank gemacht, dass ich sie nachher gänzlich verschmäht habe.

Die Niederlassung von Schico ist auf allen Seiten von einem mächtigen Urwald umgeben, durch welchen ein anmuthiger Waldbach auf steinigem und weisssandigem Grunde fliesst. Es ist dies der erste grossartige Urwald, welchen ich gesehen habe. Die starken Bäume, fast sämmtlich Laubhölzer, etwa 3 und 4 Fuss und mehr am Stammende im Durchmesser haltend, wachsen so schlank wie eine Tanne, ohne jeden Zweig, in die Höhe und bilden oben mächtige Kronen. Von dort hängen oft lange Schlinggewächse herunter, welche mit dem Unterholze und den untern Schlingpflanzen dem Wanderer beim Durchmarsch zuweilen viele Schwierigkeiten bereiten. Die meisten Hölzer sind hart und harzig und ihre Blätter erinnern an die des Lorbeerbaumes. In Mulemba, wo der Wald für die Plantage abgehauen ist, steht ein einsamer, vertrockneter Waldriese, etwa 150 Fuss hoch. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, auf etwa 80 Schritte auf den Baum zu schiessen. Die Kugel drang höchstens einen Zoll tief in's Holz, so dass es den Eingeborenen nicht schwer fiel, sie mit dem Messer wieder herauszubohren. Wahre Bewunderung erregt die Gesundheit und der kräftige Wuchs dieser starken, hohen Bäume von der Wurzel bis zur Krone. Hier in diesen Wäldern giebt es viele Affen, die ersten, welche ich auf der ganzen Reise von Malange bis hierher gesehen habe. An Vögeln kommen hier der grüne und der blaue Helmvogel (letzterer bedeutend grösser als ersterer) vor.

Wir werden hier einige Tage bleiben, da man uns gesagt hat, dass von hier bis zum Lulua-Fluss keine Lebensmittel zu kaufen sind. Die Leute wollen für sich Bobo bereiten, da wir selber

Mörser mit uns führen, um Mehl herzustellen. Für mich sollen meine Leute hier Mehl reiben, welches ich sehr liebe, da die Fuba, welche mir sonst stets gut geschmeckt, jetzt immer einen dumpfigen Geschmack hat. Da wir keine Reiben haben, so gebe ich den Leuten kleine Nägel, welche ich mit mir führe. Dieselben werden alle nebeneinander in ein Stück Holz gesteckt, nachdem ihre Köpfe mit der Axt abgehauen worden sind, und stellen so eine Reibe her. Schico baut hier bedeutend viel Bananen, Tabak, Mais, Hirse, Erdnüsse etc. Er selbst ist ein sehr weit gereister und intelligenter Neger.

Das eigentliche Negerdorf Mulemba liegt 10 Minuten nördlich hinter dem Urwald und ist mit dünnem Campinenwald umstanden. Es erschien heute bei mir ein Baptist, gebürtig aus Malange, welcher 3 Jahre lang in Mussumba gewesen war. Derselbe war auf Geheiss Muata Jamwo's auf seiner Rückreise, obgleich Muata Jamwo ihn freundlich entlassen hatte, am Lulua-Fluss vom Häuptling Kadinga in Kadinga vollständig ausgeraubt worden, da er angab, 30 Sklaven und 6 Elephantenzähne verloren zu haben. Dieser Baptist beschrieb mir den Muata Jamwo und sagte mir, dass er die Mode hätte, Händler einfach auszubeuten, und dass es mir wahrscheinlich schwer werden würde, von Mussumba wegzukommen. Er bat mich, sich meiner Carawane anschliessen zu dürfen, damit ich für ihn ein gutes Wort beim Muata Jamwo einlege und er sein Eigenthum zurückerstattet bekäme. Ich lehnte indessen sein Anerbieten ab, da ich nicht Lust hatte, mich in diese schmutzigen Sklavenaffairen einzumischen. Lorenzo (so hiess er) wusste nicht den Grund, weshalb Muata Jamwo ihm Alles hatte abnehmen lassen, da er sich eines Verbrechens in Mussumba nicht bewusst war. Im Uebrigen erkundigte ich mich bei diesem Baptisten nach den Verhältnissen in Mussumba, nach dem Wege und, wie gewöhnlich, nach Wild. Ueber die Verhältnisse in Mussumba wusste Lorenzo nicht sehr viel zu erzählen. Er schilderte den Muata Jamwo als einen Menschen, der jeden Tag zu seinem Vergnügen einige seiner Unterthanen hinrichten lasse, sprach von den Grossen Mussumba's, von der grossen Stadt selbst, wo gerade so, wie in Malange, täglich Märkte abgehalten würden und es reichlich Lebensmittel für die Carawanen gäbe. „Der Kalunda“, sagte er, „ist immer ein besserer Mann, als der Kioko. Der Reisende begeht im Kalunda-Lande nicht so leicht Verbrechen, als im Kioko-Lande. Insofern ist es sehr angenehm, in Mussumba zu weilen. Dort kann der Reisende getrost einen Menschen todtschlagen und wird dann selten oder niemals zur Rechenschaft gezogen werden, während im Kioko-Lande der Todtschlag grosse Unannehmlichkeiten mit sich führen

könne." — Als der Mann mir dies so drastisch mit der ernstesten Miene von der Welt mittheilte, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, was ich, mich zur Cognacflasche herunterbeugend, dem edlen Menschenkenner verbarg und ihm zur Stärkung einen Cognac offerirte. In Bezug auf die Entfernung von hier bis Mussumba erklärte er mir, dass ich gut 20 Tagereisen, bei starken Märschen, gebrauchen würde. Wild und Elephanten gäbe es in grossen Mengen zwischen dem Kassai und Lulua. Ich hegte indessen, was letztere Aussage betraf, kein grosses Vertrauen, da ich von Dondo ab nach den Wildverhältnissen mich erkundigt hatte und mit dem Wildreichthum immer von einem Ort zum andern vertröstet worden war. Als ich in Dondo kein Wild vorfand, vertröstete man mich auf Pungo Andongo, in Pungo Andongo auf Malange, in Malange auf Songo, in Songo auf Kioko u. s. w. Fragte man: „giebt es hier Wild?" so hiess es: „hier nicht sehr viel, aber dort ist viel, sehr viel, auch Elephanten" u. s. w.

Abends besuchte mich Schico mit zweien seiner Brüder und seiner Frau. Er ist Baptist und stammt mit seiner Familie aus Golungo-Alto in Angola, ist einmal früher als Händler in Luba gewesen und hat von Mulemba aus in südlicher Richtung seine Reisen bis an den fernen Zambesi-Fluss ausgedehnt*). Derselbe wohnt hier sorgenlos seit einigen Jahren und treibt etwas Handel mit den Eingeborenen; die Waaren bringt seine Familie ein- oder zweimal jährlich nach Kimbundo, um sie daselbst in der Saturnino'schen Factorei zu vertauschen. Als ich ihn fragte, warum er nicht an der Küste wohne, erwiederte er mir, dass er vorzöge, hier zu weilen, da er hier unter den Eingeborenen als Portugiese eine angenehme und bevorzugte Stellung einnehme und in seinem fruchtbaren Mulemba in Frieden leben könne, während er an der Küste womöglich dann schon als Fetischör gelte, sobald er vielleicht drei Ziegen besässe. Ich schenkte ihm eine Flasche Cognac, einige Yards Zeug, etwas Pulver etc., während er mir, ausser Lebensmitteln, einen kleinen, hölzernen, dreifüssigen Schemel verehrte, den er mir als Sessel für die Audienzen beim Muata Jamwo mitzunehmen empfahl.

In meinem alten Fundo wimmelt es von Ratten und kleinen Eidechsen, so dass ich bereue, mir keinen neuen habe bauen zu lassen. Hier in Mulemba sieht man einige Obelisken, welche die Termiten aus dem hier stehenden schwarzen Lehm bauen. Nach meiner Erinnerung sind es die ersten Termitenbaue dieser Art,

*) Diejenigen Eingeborenen hier, welche den Zambesi kennen, nennen ihn Riambesi.

welche ich gesehen habe. Solche „Termiten-Obelisken", wie ich sie nenne, sind aus Lehm in Obelisken-Form aufgebaut und stehen regelmässig entweder auf einem gewölbten Termitenhaufen, oder es dient ihnen eine niedrigere Bodenerhebung gleichsam als Piedestal. In ihrem Umfang an der Wurzel mögen sie oft bis 16 Fuss, in ihrer Höhe 8—16 Fuss und mehr erreichen. Man findet sie nur auf Lehmboden und ziemlich viel am Lulua-Fluss. — Nachts starkes Gewitter mit starkem Regen.



23. October Rasttag. Meine Träger haben nicht Lust, weiterzugehen, sondern umzukehren, und erklären mir soeben, dass sie mindestens 6 Tage hierbleiben müssten, um Bobo zu bereiten. Ich antwortete ihnen, dass ich nur noch 2 Tage zu warten gedächte und dass diejenigen, welche nicht Lust hätten, weiter zu gehen, ihr Gepäck heute vor meine Thür setzen möchten; dieselben könnten dann nach Kimbundo zurückkehren, wo Herr Saturnino wahrscheinlich noch weilen würde, so dass ihnen dort gewiss ein recht angenehmer Empfang zutheil werden würde. Die Leute beriethen sich und erklärten, übermorgen mit mir weitergehen zu wollen, wenn ich ihnen heute eine sogenannte Ration (d. h. Waaren zum Eintausch von Lebensmitteln) geben wollte. Ich erklärte, einem Jeden von ihnen 2 Yards und etwas Pulver und Perlen geben zu wollen, aber nicht heute, sondern übermorgen vor dem Aufbruch. Wenn die Träger nicht wollten, so könnten sie in Gottes Namen nach Hause zurückkehren, ich würde hierbleiben und Sklaven kaufen, selbst wenn ich auch im unglücklichsten Falle in diesem Jahre nicht nach Mussumba kommen

sollte. — Ich schoss heute Nachmittag einen grünen Helmvogel (*Corythaix*) von meiner Hütte aus. Sein Hals und Kopf sind hellgrün, der Büschel auf dem Kopfe hellgrün mit weissen Punkten, Körper dunkelgrün, Flügel grün, die unteren, grossen Flügelfedern dunkelroth, Schwanz stahlblau, Schnabel gelb, Augen roth gerändert, Füsse grau. Sein Körper mag etwas grösser sein, als der des deutschen Holzhähers. Meine Diener rissen ihm die schönen, dunkelrothen Flügelfedern aus, um sie an die anwesenden Eingeborenen zu vertheilen, welche sie als Schmuck sogleich in ihr Haar steckten. Um einen Affen, die gewöhnliche graue Meerkatze, welche ich ebenfalls vom Lager aus schoss, rissen sich meine Träger, da sie das Fell als Kleidung tragen wollten; sie beginnen jetzt, ebenso wie die Eingebornen dieser Gegenden, sich mit kleinen Thierfellen zu bekleiden, da theils bei ihnen ein Mangel an Fazenda eingetreten, theils dieselbe beim Passiren der dichten Wälder zerrissen ist. — Heute Nachmittag erschien der grosse Häuptling von Mulemba, Namens Mona Schamkala, um mich zu besuchen und mir eine Ziege, Bohnen und Maniokmehl als Geschenk zu bringen. Derselbe war mit Fazenda bekleidet, trug aber keine Perücke. Er war von einem ziemlich grossen Gefolge umgeben, und bat mich im Laufe der Unterhaltung, ihm meine nackten Füsse zu zeigen, welche Bitte ich jedoch abschlug, indem ich ihm plausibel machen liess, dass es besonders schwierig wäre, die Stiefel auszuziehen. Ich zeigte ihm aber dafür meinen Arm, dessen Anblick allgemeine Bewunderung und grosses Gelächter hervorrief. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir bei ihm einen Führer zu übermorgen zu bestellen, und bot ihm als Gegengeschenk 8 Yards Fazenda an. Nachdem der Häuptling wieder aufgebrochen und nach der Sansala zurückgekehrt war, liess er durch einen Boten mir erklären, dass er mit meinem Geschenke nicht zufrieden wäre, worauf ich ihm durch meinen Dolmetscher noch weitere 4 Yards zukommen liess.

Unten am Bache im Schatten des Urwaldes kann man mit Erfolg Schmetterlingsjagden anstellen, da sich die Thiere auf feuchte Sandstellen am Rande des Wassers setzen, um Feuchtigkeit einzusaugen. Sie halten ziemlich ihre Zeit, so dass ein und derselbe Schmetterling fast zur selben Tageszeit zu demselben Trink- oder Tummelplatz zurückkehrt. Hat der Schmetterlingsjäger heute einen seltenen Schmetterling verfehlt, so mag er morgen zur selben Tageszeit zu derselben Stelle zurückkehren, und er wird in der Regel denselben Schmetterling zu Gesicht bekommen.

Der graue Papagei mit rothem Schwanz (*Psittacus erithaucus*) kommt in den Ländern, welche ich bereist habe, nicht vor: er wird durch einen etwas kleineren grünen vertreten. Der graue,

welcher über Kimbundo nach der Küste gebracht wird, kommt aus dem Norden von Kimbundo; ebenso werden die rothen Schwanzfedern dieser Papageien, welche sich in Mussumba befinden, von Norden her importirt. — Abends Gewitter mit Regen.

Als ich in der Nacht ziemlich spät meine beiden Dolmetscher, mit denen ich mich des Abends zu unterhalten pflegte, entlassen hatte und noch einige Zeit beim Scheine einer Wachskerze auf meinem Lager ruhte, kam durch ein kleines Loch im Dache eine etwa 4 Fuss lange Giftschlange von schwarzer Farbe und mit weissem Bauch gekrochen, ganz langsam inwendig auf den Latten des Daches sich hinschlängelnd. Ich suchte unwillkürlich nach einem Stock, musste mich indessen mit meinem Regenschirm begnügen, und rückte mit letzterem dem Reptil zu Leibe. Die Schlange bewegte sich ganz leise und gespensterhaft und schien nicht im Geringsten furchtsam zu sein. Ich holte, so gut ich konnte, mit meiner Waffe aus, schlug indessen zu kurz auf eine obere Latte, worauf das Thier zur Erde fiel und durch das Dach entwischte. Schon nach etwa 10 Minuten, während ich mich auf mein Lager gesetzt hatte, um über mein Abenteuer nachzudenken, kam dasselbe Thier denselben Weg ganz langsam und leise wieder gekrochen. Jetzt stand ich auf und griff nach dem geladenen Gewehr, stiess jedoch mit letzterem oben an das Dach der Hütte, worauf eine Eidechse herunterfiel und sich vor Angst in meinem Bart festsetzte. Jetzt verlor ich die Geduld, stiess mit dem Kolben des Gewehrs das Licht, welches auf einem Blechkoffer vor meinem Lager stand, um und befand mich somit im Dunkeln, da zur Zeit der Mond nicht schien. Diese Situation war allerdings eine sehr unangenehme, obgleich ich mich von der Eidechse wieder befreit hatte. Meine Dolmetscher und Diener wohnten ziemlich weit von meiner Hütte entfernt, so dass ich es vermied, zu so später Stunde noch laut zu rufen, um meine übrigen Leute nicht aus ihrer Ruhe aufzuschrecken. Ich musste also selbst im Dunkeln ins Freie hinaus zu gelangen suchen, um mir aus der entfernt gelegenen Hütte eines Trägers, in welcher noch das Nachtfeuer loderte, einen Brand zu holen und mein erloschenes Licht wieder anzustecken, da ich die Schwefelhölzer trotz allen Suchens nicht finden konnte. Die Schlange war wohl jedenfalls in eines der Rattenlöcher hineingekrochen. Allerdings konnte ich zuerst nicht gut schlafen, weil ich, auf dem Lagerbett ausgestreckt, unwillkürlich nach dem Schlupfwinkel der Schlange auslugen musste. Bald jedoch überfiel mich der Schlaf und ich ruhte trefflich, ohne von Schlangen oder Gespenstern zu träumen.

24. October. Obgleich wir morgen wahrscheinlich weiter gehen werden, lasse ich mir heute eine neue Hütte bauen, und

zwar isolirt auf einem von ihrer jetzigen Stelle weit entfernten Platze, um möglichst ausser dem Bereich des Ratten- und Schlangengebiets zu kommen. Wir haben jetzt jede Nacht Besuch von Hyänen, deren Spuren immer frisch in den durchnässten Boden eingedrückt sind. Der Uneingeweihte hält sie für Leopardenspuren; letztere sind indessen länglicher, während die der Hyäne rund sind. Ein Auflauern auf die nächtlichen Besucher war unthunlich, weil es zum Schiessen des Nachts zu dunkel war. Einer meiner Leute wünschte Selbstschüsse zu legen und bat mich um die Erlaubniss dazu. Ich verbot ihm aber, sein Vorhaben auszuführen, da eine solche Falle für die übrigen Menschen, welche unversehens im Dunkeln mit derselben in Berührung kommen könnten, zu gefährlich gewesen wäre. Meine Träger musicirten und tanzten jeden Abend, wenn es nicht regnete; auch von der Sansala her hörte man um die Nachtzeit den dumpfen Ton der Trommel. — Als ich heute Abend schlafen gehen wollte und auf dem Lager im neuen Fundo lag, kroch etwa 2 Fuss über meinem Kopfe auf einem der heute frisch abgehauenen Fundo-Bäume ein Scorpion, welchen ich tödtete. Derselbe war etwas über 1¼ bis 1½ Zoll lang, aber nicht sehr dick. Vor Kimbundo fingen die Träger einige Mal dieselbe Art, um sie dem Lieutenant Lux und mir zu zeigen. Diese Thiere verbergen sich gern unter der Rinde vertrockneter Bäume.

25. October. Heute will ich noch warten, weil drei Träger krank sind. Ich überzeuge mich jetzt immer selbst davon, weil die Leute mit ihrem Kranksein mich so oft zum Besten gehabt haben. Diese drei Patienten scheinen wirklich krank zu sein. Ich halte die Lage des Lagers hier für ungesund, da der etwa 10 Morgen grosse, nur dünn mit Bäumen besetzte oder fast baumlose Platz von allen Seiten mit Urwald umgeben ist. Das Negerdorf nördlich hinter dem Urwalde dürfte viel gesünder sein. Auf dem Fusssteige, welcher durch den Urwald zum Bache führt, ist es prachtvoll schattig und kühl, während es hier ausserhalb des Waldes recht heiss ist. Lorenzo hat mir erzählt, dass das Klima im tiefen Innern bedeutend kühler sein soll. Heute war ich in den Urwald eingedrungen, in welchem aber stellenweise Wasser steht; ich musste jedoch der Ameisen wegen umkehren, die ich beim Passiren der Schlinggewächse und des Unterholzes abgestreift hatte, und die mir unter das Hemde gekrochen waren und mich empfindlich bissen. — Nachmittags Gewitter mit Regen. Mein Dolmetscher war heute beim Häuptling zum Besuch, um ihn zu bitten, für uns gegen Bezahlung drei Eingeborene zu engagiren, welche das Gepäck an Stelle meiner drei kranken Träger am andern Tage tragen sollten. Derselbe hat drei Eingeborene, jeden

für 2 Yards Fazenda, engagirt, um die Lasten bis Difunda am Kassai zu bringen.

26. October Weitermarsch. Wir passiren den Waldbach; nach 10 Minuten das Negerdorf Mulemba, welches unmittelbar am Wege liegt. Auf einer Stelle, einige Minuten vom Dorfe gelegen, hat vor einigen Jahren der jetzige Muata Jamwo als Ortshäuptling Namens Mona Schanama gewohnt. Derselbe lebte hier in steter Fehde mit seinem Lehnsherrn, dem regierenden Muata Jamwo in Mussumba. Nicht allein, dass dieser Häuptling Schanama sich hier als Muata Jamwo geberdete und, gegen die Gewohnheit aller andern grossen Häuptlinge im Lunda-Lande, Todes- und andere Strafen an seinen Unterthanen vollstrecken liess, verweigerte er sogar jeder Carawane, die aus dem Westen oder Süden kam, die Passage über den Kassai-Fluss und die Weiterreise im Lunda-Lande nach Mussumba. Er nahm den Carawanen buchstäblich ihre Waaren ab und zwang sie, mit dem, was er ihnen als Ersatz gab, zufrieden zu sein, und wieder nach Hause umzukehren. Sein früheres Hoflager in Mulemba hatte unmittelbar am Wege gelegen, und wurde ich von meinen Leuten auf die verwitterten umherliegenden Menschenschädel beim Durchzug durch diesen Ort aufmerksam gemacht, was uns um so mehr auffallen musste, als der Schanama gegen die Landessitten, ebenso wie der Muata Jamwo in Mussumba, zum Zeichen seiner Macht über Leben und Tod seine Behausung mit Menschenschädeln geschmückt zu haben schien. Zehn Minuten bis eine Viertelstunde hinter Mulemba wird der Wald dicht und hat starke Bäume; stellenweise ist derselbe schwer zu passiren. Nach einer halben Stunde wendet sich der Weg im Walde mehr östlich und man befindet sich plötzlich in einer mit dünnem Campinenwald bestandenen Ebene. Es fliesst durch dieselbe ein Bach von Nord nach Süd, um nachher östlich in den Kassai zu münden. Dieser Bach trennt den schwarzen Lehm- und Sandboden in scharfer Linie vom dunkelrothen Lehmboden; auf der Westseite ist der Boden grau oder schwarz, auf der Ostseite roth. Dieser Farbenwechsel des Bodens ist so krass, dass er einem Jeden von uns auffallen musste.

Nach einer halben Stunde weiteren Marsches in östlicher Richtung schlugen wir das Lager im Dorfe Tenga auf. Tenga ist ebenfalls der Aufenthalt des Mona Schanama gewesen. Es befinden sich hier noch grosse etwa 20 Fuss hohe Hütten, welche ebenso eingerichtet sind, wie diejenigen der Grossen in Mussumba. Dieselben stehen innerhalb eines grossen, durch künstlich angepflanzte Bäume gebildeten Vierecks. Dieselben waren früher vom Schanama bewohnt und dienen augenblicklich einem kleinen Häupt-

ling als Aufenthalt, welcher bei der Abreise des Mona Schanama nach Mussumba von ihm hier angestellt worden ist, um über das Grab seines hier verstorbenen Kindes zu wachen. Da die Umgegend von Tenga nur sehr dünn mit Savannenwald bestanden ist, so kann man von hier in weiter Ferne an einer Stelle den Kassai-Strom sehen. An den Rändern der westlichen, etwa 15 bis 20 Minuten breiten Kassai-Wiesen stehen viele Urwalddschungeln.

Während der Herstellung des Lagers wurden wir von einem starken Gewitter überrascht, welches mit Sturm und Regen heraufzog. Nach zweistündigem Regen war die Luft wieder trocken, hatte sich aber sehr abgekühlt. Hier in Tenga befand sich ein schwarzer Händler aus Angola, welcher von Mussumba gekommen war und Elfenbein und Sklaven mit sich führte. Seine Carawane war ziemlich stark und gut bewaffnet. Derselbe hatte mehr als 30 Sklaven, die in Ketten lagen. Er weilte bereits seit 9 Tagen in diesem Orte, um von hier aus mit dem Häuptling des drei Tagereisen südlich von hier am Kassai liegenden Dorfes Sakimbundschi zu unterhandeln. Der Sohn dieses Häuptlings hatte ihm angeblich 15 Sklaven geraubt, und nun verlangte der Händler die Herausgabe derselben vom Vater. Höchst wahrscheinlich, so denke ich, waren ihm aber die bewussten Sklaven entlaufen und nicht gestohlen worden. Der Händler war ein sehr intelligenter Neger, welcher nach längerem Aufenthalte in Mussumba nach Kimbundo reisen wollte. Derselbe Mann beschenkte mich mit Fischen. Unter diesen befand sich ein etwa 2 Fuss langer, sehr wohlschmeckender Wels, welchen seine Leute im Kassai-Fluss gefangen hatten. Ich revanchirte mich mit einer Flasche Cognac. — Dieser Mann rieth mir, nicht bei Difunda, sondern 3 Meilen nördlich von Tenga bei dem Dorfe Mansasa den Fluss zu passiren, da nach seinen Angaben der Häuptling und Fährmann in Difunda ein besonders unverschämter Bursche sein sollte. Er versprach, mir morgen einen Führer nach Mansasa zu geben.

27. October Rasttag. Der Führer sollte heute Morgen um 6 Uhr hier sein, war aber nicht gekommen. Ich schickte zum Händler, welcher gegen 9 Uhr mich besuchte und erklärte, dass der bestellte Führer nicht kommen könnte, weil dessen Vater während der Nacht gestorben sei. Ich schickte in Folge dessen sogleich zum Häuptling des Ortes, um ihn zu bitten, mir heute noch einen Führer nach Mansasa zu geben. Der Häuptling versprach mir zum folgenden Tage einen Führer zu senden, wodurch ich gezwungen wurde, heute hier zu bleiben. Meine drei gemietheten Träger liefen mir soeben davon, weil der eine von ihnen eine Ohrfeige von mir bekommen hatte. — Das Trinkwasser

musste heute sehr weit aus der östlich gelegenen Flusswiese geholt werden. Ich ging Nachmittags nach einem der Walddschungeln an den Wiesen und versuchte, um einen der dort sich aufhaltenden Affen zu schiessen, in denselben einzudringen, welches Vorhaben mir aber nur auf höchstens 20 Schritt weit gelang, weil diese Wälder zu dicht und fusshoch mit Wasser angefüllt waren. Ich sah hier drei verschiedene Arten Meerkatzen: eine kleine und eine grosse Art und die schwarzen Affen, „Plumba" genannt. Letztere kommen an der Küste, soviel ich weiss, nicht vor. Der Balg dieser letzteren Meerkatze ist schwarz und zottig, so dass er dem eines Neufundländerhundes gleicht. Brust und Gesicht sind weiss, der obere Theil des Schwanzes ist schwarz, der eben so lange untere weiss gefärbt. Die schlanke Palme steht vereinzelt und verkümmert in der Wiese.

Der Häuptling von Tenga heisst Mona Mokanda. Derselbe beschenkte mich mit einem Huhn und etwas Fuba und bat mich, bei meinem Aufbruch keine Träger zurückzulassen, weil dieselben, wenn sie einzeln reisten, leicht von den Eingeborenen beraubt werden könnten. Einige meiner Leute, von denen einzelne etwas portugiesisch sprechen konnten, kamen mit der Bitte zu mir, nicht über Mansasa, sondern über Difunda zu gehen, da in Difunda zwei Kanoes und in Mansasa nur eines sich befinden sollte, welch letzteres bedeutend kleiner sei, als jene in Difunda. Zwei meiner Träger kauften für sich heute von den Eingeborenen zwei kleine Knaben im Alter von etwa 5—6 Jahren, je für eine Thontasse*). Mein Dolmetscher Ebo, welcher mir dies Factum bei seinem abendlichen Besuch in meiner Hütte erzählte, wurde ganz melancholisch, denn er beendete seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer und flüsterte leise vor sich hin: „ó nosso rei!" Er hatte das unglückselige Gerücht von der Abschaffung des Sklavenhandels in Angola gehört; Niemandem von uns könnten dann in der Heimath diese niedrigen Preise zugute kommen. — Es wurden mir heute Morgen Fische zum Kauf angeboten, unter denen sich einer befand, der dem europäischen Hecht vollständig ähnlich sah. Als Laie vermochte ich keinen Unterschied zu constatiren.

28. October Weitermarsch. Nach einem Marsch von 10 Minuten befanden wir uns am Rande der Wiese und gingen darauf in südöstlicher Richtung durch dieselbe, welche ziemlich fest, mit kurzem Gras bestanden und leicht zu passiren war, obgleich man mehrere etwa 20 Schritt breite und 2 bis 3 Fuss tiefe Becken passiren musste, welche mit Schilf und Wasser angefüllt waren.

*) Eine thönerne, glasirte Tasse gilt in diesen Gegenden als Aequivalent für 4 Yards Fazenda.

In der Wiese sah ich einige kibitzähnliche Vögel. Ihr Oberkörper war grau, der Bauch weiss gefärbt. Der Kopf war mit einem Federbusch geziert. Nach dreiviertelstündigem Marsche befanden wir uns am Rande des Kassai-Stromes. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde oder länger am Ufer gewartet, gerufen und die Gewehre abgefeuert hatten, erschien der Fährmann mit zwei Leuten, welche in einer unmittelbar am Flusse östlich liegenden Hütte zu wohnen schienen, um mit uns wegen der Passage mittelst zweier Kanoes zu verhandeln. Meine Dolmetscher offerirten ihm für seine zu leistenden Dienste 4 Yards Fazenda und eine Tasse voll Pulver, welches Anerbieten bereitwilligst angenommen wurde. Die Fährleute zwangen mich indessen während des Uebersetzens der Carawane über den Strom ihnen noch zweimal, und zwar jedesmal 4 Yards und etwas Pulver zu bezahlen, da sie im Weigerungsfalle die Ueberfahrt einzustellen drohten. Nachdem die Träger den Fluss passirt hatten, wurden die Ochsen einzeln hinüber gebracht, indem hinten am Ende des Kanoe ein Mann den Kopf des Ochsen mit dem Zaum nach oben hielt. Einzelne der Thiere waren störrisch und versuchten mit den Vorderfüssen auf den Rand des Kanoe zu steigen. Die Passage des Flusses dauerte 6 Stunden.

Der Kassai an der Fährstelle bei Difunda ist etwa 350 Schritt breit, etwas südlicher von dieser, an einer Stelle, wo ich ihn bei meiner Rückreise passirte, jedoch etwas schmäler. Er fliesst ziemlich rasch; seine Ufer auf der Westseite sind etwa 6 Fuss hoch, die auf der Ostseite dagegen fast ganz flach und stellenweise bis an den Uferrand mit Urwald bewachsen, während die Westufer unbewaldet sind. Das Ostufer zeigt hier keine Wiese. An den Stellen, wo ich den Fluss gemessen habe, hatte er 12 Fuss Tiefe. Etwa 200 Schritt nördlich von der Fährstelle befand sich eine kleine Sandbank mitten im Strome. Der Kassai fliesst nach Norden. Einige Tagereisen südlich von Difunda sollen sich Katarakte im Strome befinden (?).

Eine Viertelstunde nord-nordöstlich von der Fährstelle liegt das Dorf Difunda, in dessen Nähe wir das Lager aufschlugen. Es wurden uns sehr viele und billige Lebensmittel zum Kauf angeboten, obgleich man uns in Mulemba mitgetheilt hatte, dass weder in Tenga noch in Difunda Lebensmittel zu kaufen wären. Die Eingeborenen fangen jetzt an, sich mehr mit kupfernen und eisernen Spangen an den Fuss- und Handgelenken zu schmücken; auch findet man bei ihnen oftmals die Sitte, ein Stück Holz oder vielmehr ein kurzes Stück dünnen Rohrs durch die Scheidewand der Nase oder durch die Ohrzipfel als Schmuck zu stecken. Tätowirungen, namentlich bei den Weibern, kommen hier, wie ich

glaube, häufiger als in Songo oder Kioko vor. Die Weiber lieben es, sich hauptsächlich auf Brust und Bauch viereckige oder andere Figuren zu tätowiren. — Viele meiner Leute hatten unterwegs essbare Pilze gesucht, welche ziemlich reichlich in den Kassai-Wiesen wachsen. Es giebt in allen Gegenden, die ich bereist habe, verschiedene Arten grosser und kleiner essbarer Pilze, die mir allerdings, ihres bittern Geschmacks wegen, nicht besonders gemundet haben. Der primitiven Zubereitung, welche aus einer Abkochung mit gewöhnlichem Wasser besteht, kann vielleicht ihr nicht angenehmer Geschmack zugeschrieben werden. Die Urwälder, welche stellenweise die Ufer des Kassai bedecken, sind die dichtesten, die ich an den Ufern aller bis jetzt von mir passirten Flüsse gesehen habe. Hier wächst auch spanisches Rohr (*Calamus Rotang*). Es ist dasselbe, welches man in Europa zu Stöcken und Flechtwerk benutzt. An den westlich vom Kassai gelegenen und von mir passirten Flüssen wächst es nicht; am Lulua-Fluss hingegen kommt es gleichfalls vor.

29. October Rasttag, um noch einige Lebensmittel einzukaufen. Heute besuchte mich der Häuptling des Ortes, Namens Mona Difunda, und beschenkte mich mit einem Huhn und etwas Fuba, wofür er als Gegengeschenk 4 Yards Fazenda empfing. Er war mit einer Perücke geschmückt und wurde auf den Schultern eines Sklaven getragen; sein Gefolge bestand aus 6 bis 8 Männern, welche mit Gewehren oder mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Diejenigen Kalunda-Männer, die einen Bart haben, lieben den Kinnbart zu flechten. Um eine recht lange Flechte zu erzielen, flechten sie die Barthaare auf Stroh, so dass eine solche Flechte oft mehr als fusslang herunterhängen mag. Andere flechten Perlen oder andere Schmuckgegenstände oder schmieren derartig Fett hinein, dass das Ganze einem Klumpen Schmutz nicht unähnlich ist. Die Weiber flechten selten das Haar, tragen auch keine künstlichen Perücken, sondern halten regelmässig dasselbe kurz und rasiren es vielfach von der Stirn aufwärts in Form eines Dreiecks derart glatt weg, dass der spitze Winkel bis zum Scheitel reicht und seine beiden Schenkel nach der Stirn zu auslaufen. Die mittleren oberen Schneidezähne feilen sich namentlich die Weiber oft rund, nicht aber spitz, und brechen die zwei gegenüberstehenden unteren ganz aus. Am Lulua und in Mussumba sind diese Arten der Verschönerungsmittel besonders Mode. Die Kalunda rauchen, Männer sowohl als Weiber, aus der Mutopa, einer aus einer Kalabasse hergestellten Wasserpfeife. Sie bauen fast überall etwas Tabak, den sie pflücken und trocknen, sobald sie ihn gebrauchen; man kann ihn deshalb nur sehr selten und in geringen Quantitäten kaufen. Bananen werden dem Reisenden

fast gar nicht zum Kauf angeboten, ebensowenig Honig, da der Kalunda aus Faulheit keine Bienenzucht treibt. — Ich erbat mir vom Häuptling zwei Führer, um mich auf dem nächsten Wege östlich oder nordöstlich zum Lulua zu bringen, wofür ich an ihn pränumerando 8 Yards Fazenda bezahlte, um sie den Führern einzuhändigen. — Abends mit Sonnenuntergang eine halbe Stunde Gewitter mit wenigem, Nachts mit vielem Regen.

Am 30. October führte uns unser Weg in nördlicher Richtung auf ganz ebenem Terrain durch dünnen Savannenwald. Der Boden besteht aus rothem Lehm und ist oft steinig und eisenhaltig; er klingt beim Passiren zuweilen auch hohl, ganz so wie in Pungo Andongo. Wir passiren einige Bäche, deren Ufer stark bewaldet sind; die Gegend hat sonst viele Walddschungeln, welche ihr einen parkähnlichen Anblick verleihen. Da unsere beiden Führer vorangegangen waren, so schlugen wir, als der Weg sich eine halbe Stunde hinter Difunda mit einem zweiten kreuzte, den falschen ein, den wir so lange verfolgten, bis wir durch verschiedene Walddschungeln, die von Bächen umflossen sind, in eine mit Wald umsäumte und dicht mit Papyros bestandene grosse Lagune kamen, welche uns auf unsern Irrthum aufmerksam machte. Wir mussten also zurückgehen, als uns die Führer auch schon entgegenkamen, um uns den richtigen Weg zu zeigen. Nach Zurücklegung einer deutschen Meile machten wir in einem Savannenwalde am Rande einer ziemlich grossen Waldwiese, in deren Mitte sich ein grosses, anscheinend ziemlich tiefes Wasserbecken befindet, Halt. In der Wiese zeigten sich die frischen Spuren von Flusspferden, woraus wir schlossen, dass es in dem ziemlich nahe liegenden Kassai viele dieser Thiere geben müsste. Nachdem das Lager fertig und das Mittagbrod verzehrt war, begab ich mich mit meinem Dolmetscher Germano westlich durch Savannenwald und oftmals durch kleine, mit Walddschungeln bestandene Wiesen nach dem Flusse. Obgleich wir keine Flusspferde zu Gesicht bekamen, da dieselben sich augenblicklich am westlichen Ufer aufhielten, wo der Fluss mit niedrigem Wald bewachsen war, so konnten wir sie dennoch hören. Die Ufer, namentlich das sandige Ostufer, auf welchem wir uns befanden, fallen etwa 20 bis 25 Fuss steil zum Fluss ab. Derselbe hat hier eine Breite von etwa 200 bis 250 Schritt und dürfte an dieser Stelle bedeutend tief sein; er macht einen grossartigen Eindruck und sendet schon hier gewaltige Wassermassen nach Norden. Etwa eine Stunde lang genoss ich den grossartigen Anblick des mächtig zu meinen Füssen dahinrauschenden Stromes. Wundervolle Schmetterlinge, wie ich ähnliche später niemals wieder gesehen habe, umflatterten uns. — 500 Schritt nordwärts von hier liegt

in der Mitte des Stroms eine mit Wald bewachsene Insel und theilt den Fluss in zwei Arme. Als wir den Rückweg antraten und ich im Halbdunkel noch nach einer von mir angeschossenen Antilope suchte, hatte mein Führer die Richtung verloren. Wir waren ungefähr 3 bis 4 Stunden ohne Direction gegangen und befanden uns jetzt plötzlich vor einem Gehölz, durch welches ich, trotz allen Protestirens meines Dolmetschers, in der Dunkelheit den Fluss wieder durchschimmern sah. Mein Führer glaubte immer dicht am Lager zu sein, während wir uns wieder am Fluss, welcher uns in der Nacht einen ganz anderen Anblick darbot, als bei Tage, befanden. Wir vermochten uns jetzt nicht mehr zu orientiren. Es schien uns aber, als wenn wir zu weit nach Norden gegangen wären und als ob der Fluss hier eine Krümmung mache. Nachdem wir eine Stunde lang bald in östlicher bald in südlicher Richtung, so gut es gehen wollte, herumgeirrt waren, schossen wir von Zeit zu Zeit unsere Gewehre ab, um die Aufmerksamkeit der vielleicht nahe lagernden Leute zu erregen, bis wir uns schliesslich darin gefunden hatten, die Nacht hier zu campiren. Als wir uns aber anschickten, Feuer zu machen und einen Holzverhau herzurichten, fehlte es uns sowohl an Feuerzeug, als an einem Beil oder Messer. Unter diesen Umständen versuchten wir noch schliesslich, nach einer halben Stunde weiteren Umherirrens, durch eine wahre Kanonade aus unseren Hinterladern die Leute heranzulocken. Letzteres gelang denn auch, da die Träger in verschiedenen Richtungen nach uns gesucht hatten und uns endlich, dem Schall der Schüsse folgend, fanden. Erst gegen 11 Uhr befand ich mich wieder im Lager; eine Flasche Cognac belohnte die Leute für ihre Bemühung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Europäer davor warnen, in bebuschten Gegenden ohne Orientirungsmerkmale, wie Gebirge oder Flüsse solche darbieten, allein auf weitere Entfernungen das Lager zu verlassen. Da die ganze Gegend fast immer denselben Anblick gewährt, so ist es fast unmöglich, selbst mit Hülfe des Compasses, sich zu orientiren. Auf meinen Jagdausflügen in mir unbekannte Gegenden bin ich niemals allein gegangen, sondern liess mich stets von zweien meiner kleinen Diener begleiten. Der Neger, ganz besonders der urwüchsige, hat einen erstaunlichen, geradezu instinktmässigen Ortssinn. Mein alter, civilisirter Dolmetscher Germano verirrte sich oftmals, was meinen kleinen Dienern, mit denen ich später stundenlang in den einförmigen Wäldern umhergepürscht habe, niemals begegnet ist. Bei der Heimkehr von solchen Ausflügen schlug ich oft, mit dem Compass in der Hand, die ganz entgegengesetzte, falsche Richtung ein, bis die Jungen mich wieder auf den richtigen Weg brachten.

Dennoch kommt es wohl mitunter vor, dass der Neger sich verirrt und die Nacht unfreiwillig fern vom Lager zubringen muss.

31. October Weitermarsch in nordöstlicher Richtung. — Der Weg führt durch Busch, Wald und Wiesen mit Bächen. Der Boden besteht abwechselnd aus rothem Lehm oder aus Sand. — Das Land ist vollständig eben.

Durch ganz ähnlich gestaltetes Terrain führt uns der Marsch am 1. November. Am Morgen ist es bei meist bewölktem Himmel kühl; sobald aber die Sonne hoch gestiegen ist, wird es wärmer. Es sind 6 Träger heimlich zurückgeblieben, weshalb ich meinen Dolmetscher Germano zur Rede stellte; dieser lässt Alles über sich ergehen und bleibt sich immer gleich. Das Schelten hilft gar nichts. Wir lagerten an einer grossen, weiten, fast unabsehbar nach Osten sich ausdehnenden, von Wald und Busch umgebenen Ebene. Ich ging den ganzen Nachmittag mit Germano und meinen Dienern pürschen, ohne Wild zu sehen, obgleich viele alte Spuren, darunter auch die einer Heerde wilder Esel, sich zeigten. Man konnte noch deutlich sehen, wie die Thiere, unter einem Baum nebeneinander stehend und mit den Köpfen gegeneinander gewendet einen grossen Kreis gebildet hatten. Die Führer behaupteten, dass wilde Hunde das Wild hier verjagt hätten. Man sah hier in der Campine vielfach schwarze Wachteln auffliegen. — Die ganze Nacht über Regen und starkes Gewitter.

2. November Ruhetag, um auf die zurückgebliebenen Leute zu warten. Meine Träger fingen heute Schildkröten, welche sie aus einem wenig bewässerten Bache holten. Nachmittags ritt ich mit Germano auf die Jagd. Ersterer verfehlte eine Gazelle. Mir bleibt besonders der schöne Sonnenuntergang in der Erinnerung; der Horizont war dunkelroth, mit vertikalen blauen Streifen durchzogen. Das schöne Bild dauerte jedoch nicht lange. Wir konnten, als wir im Dunkeln zum Lager zurückkehrten, keinen Weg sehen, aber unsere Ochsen brachten uns sicher über die Steppe, durch Wald und Bäche. Die Thiere gehen im Allgemeinen so sicher und wissen im Dunkeln den Weg durch das Gras so genau innezuhalten, dass es ganz erstaunlich ist. Die vermissten Träger waren bereits angelangt, sie behaupteten, zurückgeblieben zu sein und nach einem angeschossenen Stück Wild, allerdings ohne Erfolg, gesucht zu haben.

3. November Weitermarsch in nordöstlicher Richtung. Wir passiren einen Bach, gleich darauf eine sandige, grosse, fast baumlose und mit kurzem Gras bewachsene Ebene, welche im Westen von Wald umsäumt ist, dann eine grosse, weite, nördlich und östlich von Wald umgebene Sumpfwiese, und schlagen an ihrem Nordrande im Walde das Lager auf. In der Wiese selbst befin-

den sich einige Walddschungeln. Diese Landschaften gleichen auffallend den norddeutschen. In der Wiese spazieren ein Sattelstorch und einige grosse Kraniche, welche wir in der Ferne für Wild gehalten haben. Die ganze Gegend ist vollständig eben, der Boden besteht aus Sand. Die Temperatur wird hier entschieden im Allgemeinen schon weniger heiss. Nachmittags anderthalb Stunden lang Sturm mit Gewitter und Regen. Hier giebt es viel Wild, namentlich Büffel, deren mächtige Spuren ganz frisch überall in der Wiese stehen. Die Spuren eines ausgewachsenen Büffels sind grösser, als die eines grossen norddeutschen Ochsen. Ich reite mit Germano auf die Jagd und schiesse eine Antilope. Den Spuren der Büffel zu folgen, habe ich keine Lust, da es schon gar zu spät ist; dieselben gehen von der Wiese in den Wald, welcher allerdings nicht sehr dicht, dafür aber mit vielem hohen Farrenkraut bewachsen ist. Meine Träger haben ebenfalls heute eine Antilope geschossen.

4. November Weitermarsch. Wir passiren die breiten Wiesenufer des Kakumkige-Flusses. Die ganze Gegend hat ausgedehnte Wiesen und ausgedehnten ziemlich dichten Savannenwald; der Boden besteht aus Sand, das Terrain ist eben. Die Bäche, sowie der Kakumkige sind stellenweise mit dichten, nicht zu hohen Walddschungeln bewachsen; der Fluss gleicht hier mehr einem Bach. Nach einigen Stunden Lager im Walde. Nachdem wir den Kakumkige passirt hatten, begegneten wir vielen Büffelspuren, welche noch als ganz frische im bethauten Grase erkennbar waren und auf die mich drei Träger, mit denen ich, abgesondert von der Carawane, vorausging, aufmerksam machten; sie führten durch die grosse Flusswiese östlich in den Savannenwald. Nachmittags Gewitter mit Regen eine Stunde lang. Lager in Kibango, einem aus 4 Negerhütten bestehenden Dorfe.

5. November Weitermarsch. Wir passiren einen grossen, ziemlich dichten Wald. Eine Heerde Affen, welche ich in einer Entfernung von 60—80 Schritt für Hundsaffen halte, zieht über den Weg nach Osten. Nach einer halben Stunde kommen wir wieder in das Wiesenthal des Kakumkige; er fliesst hier zu unsrer linken Seite in einer Entfernung von etwa 10 Minuten, ist flussartig und breiter als vorher. Am linken Ufer, in der Wiese, steht eine Heerde von 8 Antilopen, die ich nicht genau erkennen und des Flusses wegen auch nicht erreichen kann. Wir marschiren dann etwa eine halbe Meile in nördlicher Richtung an einem Waldessaum entlang parallel mit dem Flusse. Ein Theil der Träger, und ich mit ihnen, ruhten aus und erquickten wir uns an gesammelten Baumfrüchten, während ein anderer Theil mit einem Führer nordwärts schon weiter gegangen war. Als

nun nach einiger Zeit der zweite Führer mit dem Nachtrab der Carawane anlangte, meinte er, die Vorausgegangenen hätten einen falschen Weg eingeschlagen, und dirigirte uns südöstlich durch den Wald, weshalb ich den voraufgegangenen Trägern Boten nachschickte, um sie zurückzurufen, doch kehrten letztere unverrichteter Sache wieder zurück, während wir eine halbe Stunde östlich einen Weg im Walde verfolgten, bis der Führer endlich einen nach Nordost führenden Weg auffand und diesen für den richtigen erklärte. Wir befanden uns meist in einem dichten Savannenwalde, passirten viele mit Waldmauern bewachsene Bäche, welche nach Westen in den Kakumkige gehen und theils breite, theils nur schmale Wiesenränder haben, die aber grösstentheils trocken und bequem zu durchschreiten waren. Als wir nach einiger Zeit an einer Walddschungel in einer Wiese vorbeigeritten, sahen wir eine ganz frische Büffelsuhle, und da wir bereits stundenlang unterwegs gewesen und bald Lager zu machen gedachten, so entschloss ich mich, den von der Suhle aus westlich in den Savannenwald gehenden Büffelspuren zu folgen. Ich wartete deshalb so lange, bis mein Dolmetscher Germano, der noch hinter mir war, mich erreichte; als er nach ungefähr einer halben Stunde mich einholte, machten wir uns zur Jagd fertig. Mein Diener Juan, welcher das ehrenvolle Amt hatte, mein Jagdgewehr hinter mir herzutragen, war zurückgeblieben, so dass wir noch eine halbe Stunde warten mussten, bis endlich der Junge mit dem Gewehr ankam und vor allem unter furchtbarem Schreien sich seine verdienten Prügel holte. Die Gewehre wurden mit Kugeln geladen, und nun machten wir uns zum Spüren auf, liessen aber die Diener mit den Ochsen hier zurück, während Germano die Spuren aufnahm, welche westlich unmittelbar von der Suhle in den ziemlich mitteldichten Savannenwald, an dessen Rändern dichtes, hohes Farrenkraut stand, führten. Sie waren deutlich in den Boden abgedrückt, gingen aber immer hin und her, so dass sie vermuthlich von drei Büffeln herrührten. Es wurde uns sehr schwer, weiter zu spüren, und mein Dolmetscher meinte, dass es regnen würde und es besser sein möchte, der Carawane zu folgen; er hatte wahrscheinlich grosse Angst und schien nicht recht Lust zu haben, eine Büffeljagd mitzumachen. Als wir endlich den Faden des Spurenknäuels wiedergefunden und denselben etwa 50 Schritte weit in den Wald hinein verfolgt hatten, sah ich, auf einem etwa 10—15 Fuss hohen und mit Busch und dünnen Bäumen bewachsenen Termitenhaufen stehend, dass auf dem nächsten Ameisenhaufen, etwa 40 Schritte entfernt, ein schwarzer Koloss vor mir stand. Rasch gab ich Germano einen Wink und hielt dann mein Gewehr schussfertig, während das Thier ruhig auf dem kleinen

Hügel äste und mir zwischen den Bäumen die Breitseite gab. In demselben Augenblick aber fasste mich mein Dolmetscher beim Arm und bat mich flehentlich: „Um Gotteswillen, Herr, schiesse nicht; der Büffel ist allein, wir sind Beide verloren." An die Gefahr hatte ich gar nicht gedacht; jetzt wurde ich ihrer auch eingedenk, denn die Eingeborenen hatten uns schon von der Gefährlichkeit eines einzelnen Büffels erzählt. Ich flüsterte ihm zu, in einen Baum zu steigen, während ich auf allen Vieren zurückkroch, um mir eine sichere Position aufzusuchen. Inzwischen kletterte Germano in seinem blau und weiss gestreiften Kostüm in die Höhe, während ich mir auf etwa 60—70 Schritte Entfernung einen stärkeren Baum zur Deckung sowie auch zum Schutz ausgesucht hatte. Ich trug einen weissleinenen Rock, ebensolche Beinkleider und hohe schwere Jagdstiefel, kein besonders passendes Kostüm zum Pürschen und Klettern. Der Büffel hatte uns inzwischen bemerkt, da Germano beim Klettern zu viel Lärm gemacht hatte. Er hatte sich gedreht und besah mich spitz von vorne. In dem Blicke eines solchen Thieres liegt nur Tücke und Trotz, keine Furcht, und als es mich so ansah, bemerkte ich den mächtigen Kragen, welcher herunterhing und nicht besonders zum Schiessen einlud. Im nächsten Augenblick gab ich Feuer; das Thier brach zweimal zusammen, drehte sich dann kurz um und flüchtete, mit dem Schweife die Luft peitschend, im raschen, aber schwerfälligen Galopp durch hohes Farrenkraut. Ich hörte die Kugel aufschlagen, als hätte ich auf einen Stein geschossen; jetzt auf den Anschuss gehend, kam mein Dolmetscher mir nachgeschlichen und bat mich flehend, nicht weiter nachzugehen, da der Büffel, verwundet und durch Schmerz wüthend gemacht, jetzt am gefährlichsten sein würde. Ich hatte den schwarzen Riesen etwa 100 Schritt weit in den Wald flüchten sehen und folgte wohlweislich nicht weiter, als 40 Schritte, fand aber als Zeichen, dass meine Kugel gesessen, auf dem Farrenkraut etwas Blut. Wir gingen jetzt zurück und bestiegen die Ochsen, mussten aber noch eine Stunde lang durch Wald reiten, bis wir im Lager anlangten. Die Büffeljagd soll äusserst gefährlich sein, wenigstens die der sogenannten Eingänger, der Rogues der Engländer in Südafrika. Es sind dies starke, alte Bullen, die sich nach der Brunstzeit von der Heerde absondern und bis zur nächsten Brunstzeit ein einsiedlerisches Leben führen. Büffelheerden anzugreifen ist weniger gefährlich. Wenn der Jäger still den Büffel anpürscht und verwundet, so glaube ich nicht, dass der Büffel, auch nicht der Eingänger, ihn annimmt, und so lehrte es mich auch dies Beispiel. Macht man aber viel Lärm, wie es die Neger thun, wenn sie gemeinschaftlich jagen, so stehe ich auch nicht dafür, dass der Büffel annimmt.

Ich hätte meinen Büffel, auf 40 Schritte mit der Breitseite vor mir, unterm Feuer schiessen können. Zu meiner Entschuldigung will ich manchem, hierüber lächelnden Jäger bemerken, dass den Schützen, der nicht auf grosses Wild zu schiessen gewöhnt ist, ein ganz eigenthümliches Gefühl beschleicht, wenn er einem so kolossalen Thiere gegenübersteht. Man fragt sich unwillkürlich: „Ist deine Kugel auch stark genug, das Thier zu strecken?“ Der central-afrikanische Büffel dürfte der stärkste der Welt sein, und es giebt ihrer viele, die, wie dieser, 6 Fuss Höhe bis zum Rüst messen. — In Südafrika jagen die Jäger zu Pferde und mit Hunden, hier aber gilt es allein und ohne Hunde sein Jagdglück zu versuchen. Einem rasenden Büffel im Augenblick des Angriffs eine Kugel vor den Kopf zu schiessen, hat seine Schwierigkeit, da in Folge der starken Hörner nicht viel Platz am Schädel für die Kugel übrig bleibt; Schrot nützt selbstverständlich gar nichts. Einen angeschossenen Büffel soll man ohne Hunde niemals an demselben, sondern am andern Tage verfolgen, so dass er entweder inzwischen verendet oder zu krank zum Angriff geworden ist.

Als wir im Lager, welches nicht weit von einem kleinen, unbedeutenden Dorfe sich befand, angekommen waren, fehlte ein Drittel der Carawane, die zu weit nach Norden und Nordwesten gegangen war. Auch die Weiber befanden sich unter den Verirrten, so dass mein edler Dolmetscher weder zu rauchen noch zu essen hatte, und ich ihm hülfreiche Hand leisten musste. Ich werde also morgen Ebo mit einigen Leuten in westlicher Richtung aussenden müssen, um die Leute zu suchen; unser Führer ist davongelaufen. — Nachmittags Gewitter mit 2½stündigem Regen. Meine Leute sollen morgen dem angeschossenen Büffel nachgehen. Es besuchten uns Eingeborene. Sie waren sehr freundlich, brachten aber nichts zum Verkauf. Die Kalunda sind schöne, grosse Leute und haben wenig aufgeworfene Lippen und feine Stumpfnasen. In diesen Gegenden sieht man oft die Männer mit einem halbmondartigen, aus Holz verfertigten Geräth geschmückt, das sie diademartig auf den Kopf klemmen.

6. November Rasttag. Gegen Mittag trafen die verirrten Träger ein. Ein grosser Theil der Leute war heute Morgen auf die Büffelsuche gegangen und kehrte gegen Abend singend mit dem zerlegten Thiere heim. Sie hatten den Büffel eine Viertelmeile vom Anschuss mit zerschmettertem linken Vorderblatt verendet gefunden; die Kugel hatte das linke Vorderblatt zermalmt und war ins Innere gedrungen. Unser Lager liegt in einem Campinenwalde nicht weit entfernt von einem Bache, dessen Ränder stark mit Wald bewachsen sind, der sich ganz wie eine hohe Mauer hinzieht und an jeder Seite etwa 40 bis 50 Schritte breit sein

mag. In diesem Walde giebt es viele Meerkatzen, welchen die Eingeborenen nachstellen, um das Fell als Kleidung, das Fleisch als Nahrungsmittel zu benutzen. An einer Seite des Baches ist durch den Urwald eine etwa 15 bis 20 Fuss breite Lichtung gehauen, in welcher die gefällten Bäume durcheinander liegen; in ihrer Mitte ist eine von Zweigen und Bäumen ziemlich dichte Art Mauer hergestellt. In der letzteren befinden sich einzelne künstliche Löcher, auf welchen dicke Holzstücke oder Bäume in der Schwebe ruhen und so über der Oeffnung befestigt sind, dass sie herunterfallen, sobald die Affen diese Oeffnung bei der Passage der Schneise benutzen und dieselben zu Tode quetschen. Aehnliche Fallen werden in diesen Gegenden von den Eingeborenen hergerichtet, um Raubzeug, junge Leoparden, Wildkatzen etc. zu fangen. Es wird dann aus Baumstämmen über der Erde eine künstliche Höhle gebaut. Ueber ihrem Eingang hängt, an einem Stellstock befestigt, ein dicker Holzklotz in der Schwebe. An dem Stellstock ist ein todter Vogel oder ein anderer Fleischköder angebracht, bei dessen Berührung der Holzklotz herunterfällt.

Schlanke Palmen habe ich hier nicht bemerkt, ziemlich viel aber die Bourdão-Palme. Um den Wein dieser Palme zu gewinnen, wird von den Eingeborenen der Stamm angebohrt. Es wird ein dütenartig gedrehtes Blatt in die Wunde gesteckt, um durch dasselbe den Saft in einen darunter stehenden thönernen Topf fliessen zu lassen. Die Töpfe bleiben die Nacht über stehen und werden Morgens ihres Inhalts entleert. Auf solche Weise bohren die Leute zur selben Zeit meistens mehrere Bäume an und gewinnen dann ziemliche Quantitäten des Saftes, welcher in dieser Gegend in Kalabassen, in Mussumba hingegen in grossen, thönernen, flaschenartigen Gefässen gegohren wird. — Abends Gewitter mit starkem Regen.

Der Weitermarsch am 7. November führte uns über mit dichtem Urwald bestandene Bäche, durch Sawannenwald und durch baumleere Ebenen. Jetzt zur Regenzeit sind die am Rande der Bäche stehenden Urwälder stellenweise überschwemmt und deshalb schwer zu passiren. — Der Boden besteht meist aus Sand; das Terrain ist eben. In einem Savannenwalde begegneten wir den frischen Spuren von Elephanten, Elenn-Antilopen (Zefu), Pferde-Antilopen u. s. w. Gleich darauf sah ich 4 Elephanten über eine Wiese an der Waldeinfassung entlang ziehen; sie traten aber auf 1000 Schritt Entfernung in den Wald und verschwanden darin; zwei von ihnen schienen ganz bedeutende Zähne zu tragen. Auch frische Löwenspuren bemerkten meine Leute. Die Eingeborenen behaupteten zwar, dass der Löwe dort fortzöge, wo Elephanten wären; wir sahen hier aber frische Löwenspuren nicht weit von

denen der Elephanten. Es begegneten uns zwei am Lulua-Fluss wohnhafte, mit Speer, Bogen und Pfeilen bewaffnete Jäger, die hier jagten und sich uns anschlossen. Nach sechsstündigem Marsch schlugen wir das Lager im Walde auf. Ich war zu müde und hungrig, um den Elephanten zu folgen und verschmähte die Jagd, da ein Jäger zu Fuss ihnen oft stundenlang folgen muss, ehe er zum Schuss kommt, weil diese Thiere, gegen die Gewohnheit anderen Wildes, nur selten längeren Aufenthalt nehmen, sondern unausgesetzt weiter zu traben pflegen, sobald sie einmal gestört worden sind. Heute war ein sehr schöner Tag; der Himmel war fast unausgesetzt bewölkt. Wir lagen nicht weit von einer grossen, breiten, ziemlich trocknen Wiese mit Walddschungeln. Die Träger amüsirten sich Nachmittags damit, fliegende Hunde, die sie in einem dem Lager am nächsten liegenden Walddschungel entdeckt hatten, zu schiessen. Angeregt durch das unausgesetzte Schiessen meiner Leute begab ich mich ebenfalls dahin. Es waren grosse Schwärme dieser Fledermäuse, nach Hunderten und Tausenden zu zählen, die in diesem Theil des Waldes in der Wiese hausten. Sie hingen, zu förmlichen Klumpen geballt, von den Kronen der Bäume herab. Nach jedem Schuss flogen grosse Schwärme auf, umkreisten das Gehölz und liessen sich demnächst in den Baumkronen wieder nieder. Auch über einzelnen anderen Baumdschungeln, weit von diesem entfernt, sah man grosse Schwärme kreisen, welche durch unsere Schüsse aufgeschreckt zu sein schienen. Es mögen viele Tausende dieser Thiere gewesen sein, welche wolkenartig die Gehölze umkreisten. Viele Schwärme zogen noch gegen Abend nach Süden über unser Lager hinweg, da meine Leute fortdauernd ein Gewehrfeuer auf sie unterhielten. Diese Fledermäuse fliegen wie Vögel (ihr Flug gleicht dem der Eule), sind mit ausgespannten Flügeln etwa 1 Fuss lang und von dunkelbrauner Farbe. Ihr massenhaftes Erscheinen erinnert mich lebhaft an jene von mir beschriebenen Heuschreckenschwärme. Mein Dolmetscher Ebo gab an, bei seinen Reisen in Luba einmal ein ähnliches Schauspiel erlebt zu haben; meine übrigen Leute hatten so etwas noch nicht beobachtet; sie verspeisten die geschossenen, über Feuer gerösteten Thiere.

8. November Weitermarsch. Wir passiren gleich hinter dem Lager die grosse Wiese dicht an dem Walddschungel, wo wir gestern die fliegenden Hunde beobachtet hatten. Heute erscheint der Wald wie verwaist, da diese Thiere nirgends zu erspähen sind. Wir passiren einen Savannenwald und steigen von der mit Campinenenwald bewachsenen Ebene etwa 600 Fuss ziemlich steil hinunter. Hier bietet sich dem Auge eine sehr anmuthige Bergpartie mit prachtvoll bewachsenen Schluchten dar, während das

kleine Thal selbst fast baumlos und von allen Seiten mit Wald eingeschlossen ist; links und rechts von der Anhöhe stürzen wilde, kleine Gebirgsbäche durch die Schluchten. Unten im Thal angelangt, durchwaten wir den linken Bach, welcher über einen rothen Steinblock braust. Seit dem 1. November war der Marsch fast überall über sandiges Erdreich gegangen; hier besteht es abwechselnd aus rothem und schwarzem Lehm; der Berg selbst zeigt viel rothen Quarz. Man hat von hier aus eine wunderschöne Aussicht auf das bewaldete Lulua-Thal und den vielleicht 1½ bis 2 Meilen östlich fliessenden Lulua-Fluss. An dem mehr oder weniger baumlosen Rande des von uns zu passirenden Baches stehen einzelne baumartige, im Stamm etwa 7 Fuss hohe und 8 Zoll dicke Farren. Wir biegen jetzt nördlich in einen Savannenwald und machen nach einiger Zeit Halt und Lager in Kalungo-Zenga, einem kleinen Orte mit freundlichen Einwohnern, die aber nur wenig zu leben haben. Die ganze Landschaft gleicht hier einem Treibhause und die oft bis 20 Fuss hohen, aus rothem Lehm gebildeten Termiten-Obelisken erinnern mich lebhaft an die in den Parks der grossen Städte aufgestellten Steinmonumente. — Germano hat Rheumatismus bekommen, so dass er nicht ohne Schmerzen gehen kann; ich glaube, dass dies die Nachwehen der auf der Büffeljagd von ihm ausgestandenen Angst sind.

Nachmittags ritt ich, von zweien meiner Diener und einem Eingeborenen als Führer begleitet, östlich von Kalungo-Zenga, um zu pürschen; mein Reitochse musste aber zurückgebracht werden, da ein Bach mit 50 bis 60 Fuss breiten Sumpfrändern für das Thier nicht passirbar war. Der Eingeborene führte mich, nachdem wir noch einen zweiten Bach mit breiter Wiese überschritten hatten, auf eine dünn mit Busch und Bäumen bedeckte Ebene, auf welcher ich nun, wie in einem eingehegten europäischen Wildpark, pürschte. Oestlich stiess eine etwa ½ Meile breite Wiese mit festem Boden, theils mit kurzem Gras bewachsen, theils aber voll Wasser und dicht mit Papyrus bestanden, an mein Jagdrevier; im Hintergrunde derselben zeigte sich Wald. — Der Eingeborene war besonders freundlich; er half mir über jeden Graben und Sumpf und erbot sich auch, mich auf seinen Schultern hinüberzutragen. Wir nahmen, in der Campine angekommen, alsbald die Spuren einer Palanka-Heerde auf, die wir auf dem vom Regen etwas erweichten Lehmboden nach 10 Minuten langem Suchen fanden. Der Eingeborene sah bald darauf schon auf etwa 300 Schritte eine Heerde von 10 Palanka mit einem ziemlich grossen Kalbe unter einem Baume stehend und liegend. Obgleich wir möglichst still durch die Büsche und dünnen Bäume uns herangeschlichen und oftmals von den zahlreichen Termitenhügeln Deckung

und Umschau genommen hatten, waren die Thiere doch bereits beunruhigt. Die Palanka stösst, sobald sie etwas Verdächtiges wittert oder sieht, einen weithin schallenden, dem Prusten eines Pferdes ähnlichen Ton aus, durch welchen die ganze Heerde aufmerksam gemacht wird und bei der geringsten Ursache die Flucht ergreift. Obgleich wir, hinter einem Termitenhügel liegend, eine halbe Stunde lang warteten, so kam ich doch nicht zum Schuss, da die Thiere unausgesetzt beobachteten und endlich langsam sich zurückzogen. Der ausgewachsene Palanka-Bulle, mit starken, 1½ bis 2 Fuss langen, mit vielen Rillen versehenen und nach hinten gebogenen Hörnern, mag das Gewicht eines zweijährigen, gut genährten Rindes haben; das Wildpret ist besonders schmackhaft. Zur Entschädigung schoss ich heut einen Gazellenbock (Soco), worauf wir, da es schon dunkel geworden, den keineswegs angenehmen Heimweg antraten, und ich in der Dunkelheit derartig in einen Sumpf fiel, dass im wahren Sinne des Worts kein trockner Faden an mir war. Daheim erwartete mich, wie dies fast immer geschah, eine Schaar neugieriger Träger, um das etwa angeschossene Wild zu holen und dafür etwas Fleisch zu erlangen. Der Thee war fertig und die kleinen Diener beeilten sich, mich von den nassen Stiefeln und Kleidern zu befreien.

9. November Rasttag wegen zu starken Regens. Von 8 bis 11 Uhr schwaches Gewitter mit ebenem Regen. Ich schickte dem Häuptling 2 Yards Fazenda und eine thönerne Tasse als Geschenk, worauf er mir sagen liess, dass er sich schäme, mein Geschenk nicht erwiedern zu können, weil er nichts besitze. Kalungo-Zenga hat ziemlich viele, aber sehr zerstreut liegende Hütten. Das Terrain ist etwas coupirt und fast überall mit Campinenwald bedeckt.

Mein gestriger Jagdbegleiter, welcher mich heute besuchte, empfing 1 Yard Fazenda von mir. — Um 2 Uhr Nachmittags schoss ich auf derselben Stelle, wo ich mich gestern auf der Jagd befand, einen Palanka-Bullen aus einer grossen Heerde von etwa 15 bis 16 Stück. Abends war grosser Ball, welchen meine Träger mit den Mädchen von Kalungo-Zenga arrangirt hatten. Am andern Ufer des Lulua lag ein Kaquata Muata Jamwo's mit Sklaven und Elfenbein, welcher nach Kimbundo reisen sollte; er liess mich begrüssen und sich ein Geschenk ausbitten. Ich liess ihm zurücksagen, er möge nur selbst kommen, wenn er etwas von mir wünsche. Es hiess in Kalungo-Zenga, dass dieser Mann die Ortschaften förmlich gebrandschatzt hätte und die Häuptlinge vor ihm zitterten; er selber sollte an jener Seite des Lulua schon längere Zeit lagern, um zu versuchen, 12 Sklaven zu erpressen, indem er so lange warte, bis dieselben ihm vom Häuptling geliefert wären.

Am 10. November müssen wir wegen eines Gewitters mit Regen, das wie das gestrige von 8—11 Uhr währt, liegen bleiben. Der Kaquata schickte noch einmal und liess mich bitten, ihm eine Divunga (4 Yards Fazenda) und eine Tasse voll Pulver zu schicken; er würde mir Löwenfelle als Gegengeschenk geben. Ich liess ihm antworten, er möge selber kommen, aber mit den Fellen.

11. November wiederum Rasttag. Gewitter mit gleichmässigem Regen von 8 bis 11 Uhr, wie gestern. Die Neger am Lulua schmücken gern das Haupt mit Federbüschen. Ein dünner, etwa 1 Fuss langer Holzstab, an welchem hinten ein kleiner Federbusch befestigt ist, wird im Haar des Hinterkopfes dergestalt befestigt, dass derselbe mit seiner troddelartigen Verzierung weit nach hinten absteht. Die Ameisen werden jetzt zur Regenzeit recht lästig; eine weisse Art frisst Alles, was auf der Erde liegt. Ledersachen, Decken, Fazenda u. s. w. dürfen weder des Nachts noch am Tage lange auf der blossen Erde liegen bleiben. Ich fand heute beim Spazierengehen in einer Wiese eine etwa dreiviertel Fuss lange Schildkröte, deren schwarzer Schild mit gelben Viereken gemustert war. In den Wiesen stehen einzelne schlanke, aber durchweg niedrige und verkümmerte Palmen. Das Klima ist äusserst gesund und gemässigt.

Am 12. November warten wir noch wegen des Gewitters mit ebenem Regen von 8 bis 10 Uhr und brechen dann nach dem Regen auf, weil es hier zu wenig zu leben giebt. Wir passiren gleich hinter Kalungo-Zenga einen sumpfigen Bach, der von den Trägern und Ochsen nur mit Schwierigkeit überwältigt wird. Die jungen Männer von Kalungo-Zenga geben uns das Geleit bis zum Bach und helfen bei der Sumpfpassage. Wir befinden uns fortwährend in bebuschtem und bewaldetem, etwas coupirtem Terrain mit rothem und schwarzem Lehmboden, vielen Termitenhügeln und Termiten-Obelisken, und schlagen nach anderthalbstündigem Marsch das Lager in Schamkanda oder Bukanda auf.

13. November Rasttag. Ich ging mit einem Eingeborenen und zwei Dienern mit Sonnenaufgang östlich vom Lager auf die Jagd und schoss einen Schilla-Bock. Diese Jagdpartie führte uns bis dicht an das Ufer des Lulua-Flusses, der hier etwa 200 bis 250 Schritte breit ist und sehr tief zu sein scheint. Das Thal des Flusses ist eben, die östliche Seite nach einer 10 Minuten bis eine Viertelstunde langen Entfernung vom Wasser von einer etwa 800 Fuss hohen und kahlen Hügelkette eingefasst. Die westliche Thalseite, auf welcher ich jagte, ist mit Busch und niedrigen, dünnen Bäumen bestanden, während einige der in der Campine befindlichen Schluchten oder Quellstellen mit starkem Urwald bewachsen

sind. Der Fluss selbst ist nach Norden fast gar nicht, nach Süden zu aber mit starken Urwäldern bestanden. Um von Schamkanda östlich hierher zu kommen, passirt man einen in den Lulua fliessenden Bach mit Wiesenrändern von einigen hundert Schritten Breite. Die Einwohner des Orts sind sehr freundlich. Der Boden in dieser Gegend ist vorherrschend brauner, vielfach eisenhaltiger Lehm. Aus solcher eisenhaltigen Erde bestehen hier in der Campine die Termitenhügel, die in ihrer Gestalt an einen Pilz erinnern. Der Unterbau eines solchen Termitenbaues ist etwa 1 bis 1½ Fuss hoch und etwa 6 Zoll dick: auf dem Untersatz ruht das Dach, bestehend aus verschiedenen übereinander aufgetragenen Lehmschichten in einer Dicke von ¼ bis ½ Zoll. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass man aus der Zahl solcher Lehmschichten auf das Alter des betreffenden Baues schliessen kann, da die Termiten nur während der Regenzeit thätig sind und sich in der trocknen Zeit im Innern der Erde unter dem Bau verbergen. Stösst der Reisende in der trocknen Zeit einen Termitenhügel um, so werden sich in dem mit Gängen durchlöcherten Unterbau keine Termiten befinden, während derselbe in der Regenperiode regelmässig bewohnt ist. Ich habe beobachtet, dass diese Termiten hauptsächlich des Nachts, und zwar nach beendetem Regen, arbeiten.

Ich glaube, dass am Lulua alles nordeuropäische Sommergetreide, alle Gemüse und die meisten nordeuropäischen Obstarten gedeihen würden; das Trinkwasser ist hier überall sehr gut. — Die in diesen Gegenden wohnenden Eingeborenen führen vielfach vergiftete Pfeile, indem sie unterhalb der eisernen Spitze einen dicken schwarzen, vergifteten Teig auf das Rohr streichen. Wenn sie mit solchen Pfeilen auf die Jagd gehen, pflegen sie ein grünes Blatt um das aufgetragene Gift zu wickeln, um letzteres vor Nässe zu schützen. — Hier giebt es ziemlich viel Lebensmittel, wie Maniok, grüne Bohnen etc., zu kaufen; Bananen aber habe ich seit Mulemba nicht mehr gegessen. — Auf der Jagd wurde ich von dem von 9 bis 10 Uhr bei schwachem Gewitter andauernden Regen gehörig durchnässt. Nachher entkleidete ich mich im Schatten eines Baumes, liess das Zeug trocknen, und nachdem ich mich wieder angekleidet, wurde das von meinen Dienern mitgenommene Frühstück verzehrt und darauf der Rückweg angetreten. Unmittelbar an den Fusssteigen haben die Eingeborenen viele 3 Fuss breite und 4 bis 6 Fuss tiefe Wildfanggruben mit senkrechten Wänden angelegt, so dass man sich in der Dunkelheit sehr in Acht zu nehmen hat. Einige dieser Gruben waren verfallen, da die Hauptfangzeit des Jahres vorüber war.

14. November. Nach einem Marsch von 3 Stunden lagern

wir in Fiunumbande. Dieser Ort ist nach Norden und Süden von zwei Waldbächen begrenzt, die über Granitsteinblöcke nach Osten in den Lulua fliessen. Unterwegs traten aus dem Lehmboden häufig runde, mit Granit bedeckte Stellen hervor, die beim Passiren eben so hohl klangen, wie in Pungo Andongo. — Ziegen habe ich, seitdem wir uns im Kalunda-Districte befinden, sehr selten gesehen; man findet in letzterem als Hausthiere regelmässig nur Hühner und Hunde. — Nachmittags von 4 bis 7 Uhr Gewitter mit Regen.

15. November. Hier in Fiunumbande ist wenig Fuba zu kaufen. Nachmittags ritt ich auf die Jagd. Ein Trupp von sechs mit Pfeil und Bogen bewaffneten Eingeborenen schloss sich mir an. Als ich die Leute auffordern liess, mich dahin zu führen, wo es Büffel zu schiessen gäbe, liessen sie mir antworten, sie könnten mich nicht dorthin bringen, wo es Büffel gäbe, denn ihre Jagd sei gefährlich, so dass ich dabei um's Leben kommen und sie dann Matiamwo's Strafe treffen würde. — Nach anderthalbstündigem Marsche östlich über zahlreiche Bäche und durch Savannenwälder machten wir auf einer dünn mit Busch und Bäumen bestandenen Ebene Halt. Eine Viertelmeile östlich von dieser Stelle und einige hundert Fuss niedriger fliesst der Lulua. Die Eingeborenen machten mich sogleich auf einen grossen Trupp Elenn-Antilopen aufmerksam. Die Thiere hatten uns jedoch zu früh bemerkt und trabten ausserhalb der Schussweite vor uns her, so dass ich nicht zum Schuss kommen konnte. Da sich Gewitterwolken am Himmel zeigten, so kehrten wir unverrichteter Sache in's Lager zurück. Die Reitochsen hatten unterwegs stellenweise von Bremsen zu leiden, die sich, zu förmlichen Schwärmen vereint, auf die Thiere warfen, so dass diese kaum zu bändigen waren und unwillkürlich in jeden Busch hineinrannten, um sich von diesen Fliegen zu befreien; uns aber verfolgten sie nur auf kurze Strecken. Während der ganzen Reise haben die Reitochsen wenig oder gar nicht von ihnen zu leiden gehabt; auch die Menschen sind wenig von Mücken belästigt gewesen, obgleich wir Nachts fast immer in der Nähe von Wasser lagern. Auf der Rückreise, zu Anfang der Regenzeit im Lande Kassange, litten meine Ochsen derartig von Bremsen, dass die Thiere am Tage nicht geweidet werden konnten. Sobald wir ein Lager gemacht hatten, wurde ein Feuer angezündet und womöglich mit trocknem Gras und Busch genährt, damit die Thiere sich in dem starken Rauch gegen die Fliegen schützen konnten. Einen Ochsen, den einzigen, der mir von der Reise nach Mussumba übrig geblieben war, musste ich zu Bungo in Kassange tödten lassen, da er von den Bremsen buchstäblich zerfleischt worden war und zu schwach

zur Reise wurde. — Nachts Gewitter mit vielem Regen. Mein Fundo glich in dieser Nacht einem See.

16. November Morgens um 7 Uhr Gewitter mit wenig Regen. Um 8 Uhr weiter. Wir steigen gleich hinter Fiunumbande in eine 1000 bis 1500 Fuss hohe Gebirgslandschaft hinauf. Oben von den Gipfeln herab bietet sich eine weite Aussicht östlich auf den Fluss und sein schönes Thal. Die Berge sind mit Savannenwald bewachsen. Man passirt einige unbewaldete Gebirgsbäche. Die Berge haben viele Quellstellen, auch mit Urwalddschungeln bewachsene Schluchten. Die Bäche sind heute nach dem Regen sehr reissend; die meisten haben ein aus Granitblöcken gebildetes Bett, alle fliessen östlich oder nordöstlich in den grossen Fluss. Ein grosser Trupp Palanka passirte den Weg. Germano fiel heute auf die ungeschickteste Weise, zum Jubel Aller, rücklings in einen Bach. Alle diese Bäche haben wenig oder gar keine Wiesenränder, sondern an beiden Seiten festen Lehmboden, sind aber wenig, fast gar nicht mit Wald bewachsen.

17. November. Wir steigen auf einen bedeutend höheren Bergrücken, ziehen auf der Höhe desselben entlang, steigen darauf in eine Ebene hinab, passiren ein Negerdorf, sowie verschiedene Bäche und machen Lager in Kadinga. Die Bergkette erstreckt sich vor der Ebene nach Westen und wendet sich dann nach Norden. Westlich, etwa dreiviertel Meilen vom Wege, wo das Gebirge sich nach Norden wendet, ragt ein einzelner Berg hervor von etwa 600 bis 800 Fuss Höhe, welcher in seiner Form an den Vesuv erinnert. Das Gebirge nördlich hat viele runde, kahle, schwarze Granitkuppen. Kadinga liegt hart am Lulua-Flusse und ist ein ziemlich grosses Dorf mit einigen hundert Seelen und einem sehr alten grauen Häuptling, Namens Mona Kadinga.

Der Lulua bei Kadinga ist etwa 200—250 Schritt breit, sehr tief und strömt rasch nach Norden, so dass der Fluss an Mächtigkeit dem Kassai-Strom wenig nachgiebt. Das Thal bei Kadinga hat keine Wiesen, sondern Lehmboden, ist westlich etwa eine Viertelmeile bis 20 Minuten breit und läuft fast ganz eben bis an ein 600—1000 Fuss hohes Gebirge mit vielen schwarzen, runden, kahlen Granitsteinkuppen. Da, wo im Gebirge kein Granit zu Tage tritt, ist es bewachsen und hat ausserdem stark bewachsene Schluchten. Oestlich ist das Thal ebenfalls eben, aber weniger breit, während hier das Gebirge höher ist, als das westliche, und abwechselnd aus schroff in die Erde abfallenden Plateaus, aus braunen Felsen oder runden, schwarzen, kahlen Granitkuppen, oder aus Lehmboden besteht und im letzteren Falle mit Campinenwald bedeckt ist. Die höchsten Spitzen des Gebirges

östlich am Flusse mögen 2000 Fuss über das Niveau des Flusses sich erheben. — Südlich von Kadinga hat der Lulua stellenweise Wiesenränder mit grossen Lagunen.

Die Ufer des Flusses sind vielfach mit starken Urwäldern bewachsen. Hundert Schritte nördlich von der Fähre liegt im Flusse eine ziemlich grosse Insel von schwarzem Granit, die den Fluss in zwei Arme theilt; der linke Arm bildet gleich darauf einen ziemlich bedeutenden, 25 bis 30 Fuss hohen Wasserfall. Hinter demselben theilt sich der Fluss in mehrere breite Arme, die durch von Urwald gebildete Alleen strömen. In wie viele verschiedene Arme der Fluss sich hier theilt, kann ich nicht bestimmen, da das Canoe des Kataractes wegen nicht hierhergebracht werden konnte. Der Lulua gewährt einen feenhaften Anblick. Wo er bei Kadinga nicht vom Urwald eingeschlossen ist, bestehen die Ufer stellenweise aus niedrigen, oft bis 40 und 50 Fuss hohen, runden, schwarzen Granitkuppen, die so sanft sich zum Fluss hinabsenken, dass der Reisende auf ihnen bis an den Wasserspiegel hinuntersteigen kann. In der Ebene am Flusse, nicht zu weit von ihm entfernt, befinden sich einzelne solcher Kuppen, in welche, wahrscheinlich vom Regen, kleine Becken mit glatten, schönen Rändern und in ihrer Form einer niedrigen Badewanne gleichend, ausgewaschen sind. In schmalen, Nähten ähnlichen Streifen ist der Granit von anderem Gestein durchzogen.

Der Fluss enthält Nilpferde, Krokodile und viele sehr schmackhafte Fische. Eine Karpfenart kommt hier vor, die der deutschen durchaus ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, dass ihre Farbe dunkelgrün ist; ebenso verschiedene Arten Welse, ein Weissfisch mit grossen Fangzähnen, sowie ein anderer Weissfisch mit spitzem Maul etc. In den Urwäldern hausen Affen, in der Ebene, namentlich am Ostufer, Schilla-Wild; grosses Wild fehlt in unmittelbarer Nähe des Orts. Die Eingeborenen fangen die Fische in aus Holz geflochtenen Fangkörben, welche den europäischen Fischreusen sehr ähnlich sind; in dieselben schwimmen die Fische mit der Strömung hinein und werden täglich frisch ins Lager gebracht und sehr billig verkauft. Am Flusse sind viele Wasservögel: der kleine weisse Silberreiher, ein kleiner brauner Reiher, Strandläufer, Schlangenhalsvögel und Bachstelzen, letztere der nordeuropäischen blauen Bachstelze ähnlich; ferner wilde Gänse (Schnabel und Füsse gelb, Körper weissbraun und schwarz gefleckt), eine der europäischen sehr ähnliche, nur etwas grössere Sperlingsart. Letztere Vögel konnte ich in der Nähe der Hütten beobachten, wo sie ebenso wie der europäische Sperling ihr Wesen treiben. — Um 4 Uhr Nachmittags starkes Gewitter mit strömendem Regen, das uns kurz vor Kadinga überraschte und durchnässte.

18. November. Morgens von 8 bis 9 Uhr schwaches Gewitter mit mässigem, um 10 Uhr starkes Gewitter mit starkem Regen; meine Hütte stand völlig unter Wasser. Der Mona Kadinga brachte mir heute Fische und Mehl zum Geschenk; als Gegengeschenk erhielt er 8 Yards Zeug und eine Tasse Pulver, wofür er mich demnächst über den Strom zu setzen versprach. — Abends Gewitter mit starkem Regen.

19. November wiederum Rasttag. Die Träger schnitten heute die Fische der Länge nach durch und versuchten sie auf den Dächern unserer Hütten zu trocknen, welche Procedur ihnen aber der feuchten Witterung wegen nicht besonders gelingen wollte. — Abends Gewitter mit wenig Regen.

Am 20. November abermals Rasttag. Ich denke, wir passiren morgen den Fluss. Hier giebt es in jeder Beziehung reichlich zu leben und für die Wissbegierigen viel zu beobachten. Das ganze Dorf gleicht fast einem Maniokfelde, und giebt es hier auffallend grosse Maniokknollen.

21. November Rast, da es heute Morgen um 8 Uhr regnet. Von 8 bis 10 Uhr schwaches Gewitter mit mässigem Regen. Nachmittags ging ich am Ostufer umsonst pürschen und sah drei grosse Geier mit nacktem Kamme auf einem hohen Baume am Lulua sitzen, nach denen ich vergeblich schoss. Ein weissschwarzer Adler, an Gestalt und Farbe dem am Quanza-Flusse gleichend, kreiste sehr hoch, in den Lüften flötende Töne ausstossend. Eine braune Trappe mit weissen Flügelspitzen kommt hier meist vereinzelt, aber ziemlich häufig vor.

22. November Weitermarsch. Wir passiren den Lulua-Fluss sehr leicht und rasch auf 2 Canoes, nachdem wir den Fährleuten noch 2 Yards Fazenda und etwas Pulver zur Befriedigung ihrer Mehrforderung zugelegt haben, und schlagen unser Lager unmittelbar am Ostufer auf, wo sich auch noch einige Hütten mit Eingeborenen befinden.

23. November Rasttag, weil zwei Träger krank sind. — Nachmittags Gewitter mit Sturm, vielem Regen und norddeutscher Kälte.

Am 24. November marschiren wir auf ebenem, dünn mit Büschen und Bäumen bestandenem Terrain, passiren drei Bäche und wenden uns dann östlich allmälig in das Gebirge, um an einem Bache zu lagern. Das Gebirge selbst zeigt an seinen Abhängen rothen Lehm, während seine höheren Spitzen aus runden schwarzen Granitkuppen bestehen. Viele schmale, mit Bäumen eingefasste Bäche durchfurchen das Gebirge, welche wir sämmtlich zu passiren haben. Unter diesen Bäumen gewahrt man eine Akazie, welche Baumart ich zu den stärksten Bäumen im Innern Afrikas rechne.

Ihre Rinde ist glatt und von blaugrauer oder grauer Farbe. Die Krone deckt den Stamm schirmartig. Die Bäche haben hier fast alle weissen, steinigen Sandboden, vielleicht dass einige Goldsand mit sich führen, da beim Waschen meiner Hände in dem Bache, an welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, Atome eines gelben Metalls an meinen Händen kleben blieben. Eine genaue Untersuchung konnte ich nicht vornehmen, da es mir an Königswasser mangelte; ich kann deshalb in Bezug auf das Gold nur meine Vermuthung hier aussprechen. Meine Leute, denen das Gebirge etwas Neues war, kletterten auf eine nahe Felskuppe, um Felsen vom Berge herabrollen zu lassen.

Am 25. November steigen wir in östlicher Richtung höher ins Gebirge, ziehen auf dem Gebirgsrücken in östlicher Richtung weiter, steigen sodann etwas bergab, um eine schmale Sumpfwiese mit Bach zu passiren; dann führt uns unser Weg jenseits der Wiese wieder bergauf bis zu derselben Höhe als vorher. Hier befinden wir uns auf ebenem Plateau, auf dem wir nordöstlich weiter gehen und nach einigen Stunden unser Lager aufschlagen. Jener Wiesensumpf war übrigens sehr schwer zu passiren, und ich fiel dabei mit meinem Ochsen in ein mit Schilf bedecktes tiefes Wasserloch. Zu Anfang des ebenen Plateaus befindet sich links vom Wege ein etwa 200 Fuss tiefer, breiter Erdrutsch. In der Schlucht selbst sieht man im dunkelrothen Lehm viele weisse Kalkstreifen, welche das Aussehen von Strebepfeilern haben, wie man solche bei uns an Kirchen erblickt. Etwas rechts vom Wege liegt eine Schlucht mit wundervollem Urwald. Ein Baum, der grossen Akazienart angehörig, mass einige Fuss über dem Stammende 26 Fuss im Umfang und es mochte der Stamm 50 bis 60 Fuss hoch sein, bevor er seine mächtige Krone ausbreitet.

Das Lulua-Gebirge ist im Allgemeinen nur mit Campinenwald bestanden, hat aber viele Quellstellen mit Walddschungeln und Schluchten mit starkem Urwald bewachsen. Die Aussicht von der Höhe der östlichen Plateaus nach Norden ist sehr weit und schön. Das Lulua-Thal dehnt sich dort ziemlich weit nach Osten aus. In weiter Ferne nördlich biegt der westliche Gebirgszug des Flusses im stumpfen Winkel nach Osten, so dass der Lulua hier einen Bogen nach Osten machen dürfte. Das Lulua-Thal ist sehr bevölkert; man sieht von hier verschiedene Sanzala's; Kadinga kann man nicht sehen, da das Gebirge die weitere Aussicht nach Westen hemmt. Das Plateau, auf dem wir weiter gehen, ist oft dünn, oft dicht mit Savannenwald bestanden. Es begegnete uns, ehe wir Lager machten, eine Sklavencarawane, geführt von Bangela's (Kassange-Neger), um nach Kadinga zu gehen. Diese Bangela's hatten merkwürdige Frisuren, indem sie ihr Haupthaar in

allerlei bunte Tonsuren geschoren hatten. Unser Lager befand sich in einem hauptsächlich aus Mimbulla-Bäumen bestehenden Savannenwalde, von denen viele massenweis reife Früchte trugen, die uns sehr zu Statten kamen. Neben dem Lager fliesst ein Bach von Osten nach Westen und an seinen beiden Ufern in breiten Streifen dicht mit Urwald bewachsen. In allen solchen durch starken Wald beschatteten Bächen findet man herrliches Wasser, ebenso kühl wie unser norddeutsches Brunnenwasser. Der Boden ist hier wieder sandig, die Temperatur überall kühl und angenehm.

Am 26. November passiren wir mehrere Bäche, alle mit



starkem, hohen Urwald bewachsen und ohne Wiesenränder. Alle Bäume sind schlank und gerade gewachsen und erreichen eine ansehnliche Höhe; auch haben diese hohen Urwälder oftmals nur wenig Unterholz, so dass man stellenweise ungehindert in denselben sich bewegen kann. Nach anderthalbstündigem Marsch machten wir Lager im Dorfe Himbue, einem kleinen Orte, der an einem von Westen nach Osten fliessenden Bach mit breiter Schlucht und mit starken Bäumen bestanden, liegt. Alle Eingeborenen sind vor uns geflüchtet. — Nachmittags etwas Regen mit schwachem Gewitter; nachdem es klar geworden, stellte sich ein starker Wind ein. — Die Eingebornen errichten an den Stellen, wo sie Wasser aus den Bächen schöpfen, kleine, primitive, etwa 2½ Fuss hohe

und 2 Fuss breite Strohhütten, unter denen allerlei Knochen, Steine, alte Töpfe etc. liegen; ebenso findet man oft an diesen Stellen, unter eben solchen Strohhütten, Figuren aus Lehm geformt, welche Schlangen oder Krokodile vorstellen. Vor ihren Häusern sieht man manchmal geschnitzte Holzklötze, schwarz und weiss, oder roth mit Thon bestrichen, welche Leoparden oder andere Thiere darstellen sollen. An den Wegen sieht man grosse Strohhütten, Gräber von Verstorbenen, zu denen vom Fusssteig aus ein breiter Weg führt, der meist sehr reinlich gehalten ist. Alte, bunt mit Thon bemalte Töpfe, auch wohl Fetischfiguren findet man in denselben. Diesen Fetischkultus habe ich sonst nicht in diesem Maasse und in dieser Form beobachtet. — Baumartige Farn findet man am Rande der Wälder an den Bächen. Die breitblätterige Schmarotzerpflanze „das Elephantenohr“ wächst hier überall an den Bäumen.

27. November Rast, da von 6 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags bei Gewitter ein starker, anhaltender Regen fällt; meine Hütte steht wieder stark unter Wasser. — Mais und Hirse haben jetzt schon ansehnliche Köpfe, Bananen giebt es hier nur wenige und unreife. Vögel kommen nur in geringer Anzahl vor. — Oestlich vom Lulua trifft man fast gar kein Wild.

Am 28. November passiren wir mehrere, stark mit Wald bewachsene und von Westen nach Osten in den Luiyi-Fluss gehende Bäche. Wir überschreiten den Luiyi und machen nach einiger Zeit Halt und Lager in Luschadse. Die Ufer des Luiyi mögen 100 bis 120 Fuss hoch sein und bilden eine ziemlich breite Wiese, durch welche der Fluss sehr reissend nach Norden fliesst. Das Ostufer fängt an bergig zu werden und hat viele Schluchten und Bäche mit Urwald bestanden; auch die Uferränder des Luiyi sind stellenweise bewachsen. Der Luiyi ist so reissend, dass die Ochsen von dem Strudel mit weggerissen wurden und nur mit Noth das andere Ufer erreichen konnten. Viele meiner Leute und ich mit ihnen nahmen hier ein Bad und erreichten schwimmend das andere Ufer, während für die Carawane eine Brücke gebaut wurde. Wo die Flüsse sehr reissend sind, kann man ohne Furcht vor Krokodilen sich baden, da die Thiere ruhigeres Wasser lieben.

Ich schickte Germano von hier voraus, um uns beim Muata Jamwo anzumelden; er führte als Geschenke für denselben ein gelbes, baumwollenes Umschlagetuch mit rothen und grünen Streifen und 4 Yards rothen Flanell, für seine Weiber ausserdem 16 Yards Fazenda mit sich. — Die Einwohner von Luschadse waren sehr freundlich und beschenkten mich mit Lebensmitteln, die Frau unseres Kaquata mit einigen frischen, sehr wohlschmeckenden Maiskolben, die sie hier gekauft hatte.

Alle Damen der Carawane frisirten sich heute gegenseitig und schmückten ihr Haar mit allerlei Perlen. Wir Alle hofften in einigen Tagen in Mussumba zu sein. Hier im Orte hatte eine Sklavencarawane ihr Lager aufgeschlagen, welche von Bangela's geführt wurde und zu der oben erwähnten Carawane gehörte. — Abends Gewitter mit starkem, während der Nacht anhaltendem Regen.

29. November Weitermarsch, Lager in Kapape. Wir passiren zahllose, mit starkem Urwald bewachsene Bäche, welche Anfangs hauptsächlich von Osten nach Westen, dann aber von Süden nach Norden fliessen. Der Weg ist schlecht, die Bäche und ihre Wälder sind voll Wasser, glücklicher Weise aber fehlte in ihnen der Sumpf; das Erdreich in dieser Gegend besteht manchmal aus Sand. — Vögel giebt es wenig zu beobachten; ein grosser Nashornvogel von schwarzer Farbe mit weissem Schwanz lässt sich öfter sehen. — Ich war während des heutigen Marsches bis auf die Haut durchnässt; wieder begegneten uns Kassange-Neger mit Sklaven. — Abends Gewitter mit Regen.

30. November. Da wir gestern den vorausgesandten Germano beinahe wieder eingeholt haben, so warten wir heute. Hier giebt es ziemlich Nahrungsmittel; man kauft für etwas Salz 10 bis 12 Kolben Mais. Heute passirte wieder eine Sklavencarawane mit einigen starken Elephantenzähnen den Ort; sie gehörte ebenfalls zu der Kassange-Carawane. Ausserdem liegt hier noch ein Kaquata mit Sklaven aus Mussumba, um nach Kimbundo zu gehen; der unverschämte Bursche besuchte mich heute Mittag, um zu betteln, musste aber ohne Erfolg wieder abziehen. Einer meiner Träger hatte, bevor ich es erfahren, 12 Yards Fazenda, 2 Carga Pulver und 6 Fitas Perlen an den Kaquata zahlen müssen, weil er gestern Abend eine Frau jenes grossen Herrn besucht hatte. In Kalunda gilt es für ein Verbrechen, wofür der Beschädigte Bezahlung verlangen kann, sobald der unberufene Neger die Dame in ihrer Behausung besucht, während es nicht straffällig ist, wenn letztere ihren Liebhaber aufsucht. In Songo und Kioko ist es hingegen in allen Fällen strafbar, wenn ein Neger unberufen mit der Frau eines andern schön thut. Der Kaquata, welcher über eine ziemlich grosse Carawane verfügte, liess mir Nachmittag sagen, dass er von mir auch noch 12 Yards Zeug für das bewusste Vergehen meines Trägers verlange, andernfalls er denselben holen und tödten lassen würde; ich liess ihm erwiedern, er möchte sich den Träger nur holen, ich selbst wollte ihm dabei helfen.

Am 1. December Ruhetag wegen des von 6 bis 8 Uhr bei schwachem Gewitter fallenden Regens. — Ebo erzählte mir Mor-

gens, dass der Kaquata von Muata Jamwo Befehl hätte, auf dem Wege von Kimbundo am Lulua mehrere ungehorsame Häuptlinge hinzurichten. — Nachmittags Gewitter mit Regen. — Der edle Kaquata hat sich nicht im Lager blicken lassen; ich hatte mich schon darauf gefreut, ihn nach allen Regeln der Kunst herauswerfen zu lassen.

2. December Weitermarsch. Wir passiren viele Bäche mit Schluchten, die sehr unbequem zu durchkreuzen und überall mit starkem Urwald bewachsen sind; viele derselben laufen von Westen nach Osten, andere von Süden nach Norden, alle münden in den Luisa-Fluss, welchen letzteren man stellenweise in östlicher Richtung an seinen Waldufern erkennen kann. Als wir ein kleines Negerdorf durchwanderten, erschien der Häuptling desselben im Wege und erklärte, dass durchreisende Carawanen auf Geheiss Muata Jamwo's 8 Yards Fazenda an ihn zu entrichten hätten, und dass ich nicht eher weiter reisen dürfe, bis er befriedigt sei; ich kannte indessen schon derartige Prellereien und ritt mit der Carawane weiter, obgleich mein Dolmetscher mir rieth, zu bezahlen.

Nach sechsstündigem Marsch machten wir unmittelbar am westlichen Ufer des Luisa Halt. Als die Hütten fertig waren, erschien derselbe Häuptling, welcher uns die Passage verboten, und machte mir ein Geschenk mit einem Huhn und etwas Fuba, worauf ich ihm, zu seiner grossen Zufriedenheit, 1 Divunga (4 Yards Zeug) schenkte. Der Luisa hat hier eine Breite von 20 bis 30 Fuss und ist sehr tief und reissend; nach Norden wie nach Süden verliert man ihn bald aus dem Gesicht, da er von Busch oder Schilf und stellenweise von Urwald verdeckt wird. Da, wo wir den Fluss überschritten, sind seine Ufer eben, etwas nördlicher und südlicher steigen dieselben jedoch einige Hundert Fuss hoch an; am Westufer ist ein starker Urwald mit Kautschuk-Lianen von solcher Stärke, dass meine Dolmetscher versicherten, derartig starke Gummibäume nirgend gesehen zu haben.

Die Eingeborenen verstehen es nicht, den Gummi zu gewinnen, und es verlohnt sich für den Händler überhaupt nicht der Mühe, solches östlich vom Kassai-Strom, der weiten Entfernung bis zur Küste wegen, einzuhandeln; erstere hatten hier einige armdicke Bäume zusammengebunden, dieselben quer über den Fluss gelegt und als Brücke benutzt, auf welcher Germano ebenfalls den Fluss überschritten zu haben schien. Da diese Brücke für die Carawane nicht ausreichend und an einer unbewaldeten Stelle hergestellt war, so fällten wir in dem unmittelbar südlich von der Brücke gelegenen Urwald einen etwa 60 Fuss hohen Baum derartig, dass er quer über den Fluss fallen musste und die Brücke bildete. — Nachts Gewitter mit starkem Regen.

Am 3. December zwingt uns ein von Morgens 6 bis 12 Uhr anhaltender Regen zu warten, nach dessen Aufhören wir weiter nach Kifembe, einem 10 Minuten östlich vom Fluss liegenden Dorfe, marschiren. Die Passage des Urwaldes und des Flusses war sehr unbequem, da letzterer sein Bett verlassen und den Wald unter Wasser gesetzt hatte. Die Ochsen durchschwammen den Fluss an der unbewaldeten Stelle, wo die Brücke sich befand. Die Einwohner Kifembe's empfingen uns freundlich; ihr Häuptling beschenkte mich mit Lebensmitteln und bat um etwas Messingdraht, der ihm auch gern gegeben wurde.

Am 4. December warteten wir auf Germano, welcher Antwort von Muata Jamwo bringen sollte. Heute war grosser Tumult im Lager. Die Eingeborenen verlangten von einem der Träger 2 Yards Fazenda, da sie behaupteten, dass letzterer eine verheirathete Frau besucht habe; die Träger indessen gaben an, dass die Person ihren Kameraden besucht, und dass letzterer somit nach den Gesetzen des Landes nicht gegen das gute Recht gehandelt und kein Strafgeld zu zahlen hätte. Streitigkeiten der Carawanen mit den Eingeborenen entspringen häufig aus Vergehen gegen die Sittlichkeit, deren sich die Träger schuldig machen. — Während ich Morgens meinen Thee einnahm, rotteten sich meine sämmtlichen Träger, mit Musketen und Speeren bewaffnet, zusammen, um im Gänsemarsch unter Lärm und Geschrei vom Lager ins Dorf und auf demselben Wege wieder zurückzulaufen. Es war dies eine Herausforderung zum Kampfe oder vielmehr eine Drohung, da meine Leute wussten, dass sie an Zahl und Bewaffnung den Einwohnern Kifembe's überlegen waren. Das ganze Intermezzo hatte übrigens einen höchst unschuldigen Charakter, denn es wurde im Lager gescherzt und gelacht, während die Eingeborenen sich aus demselben entfernt und in ihr Dorf zurückgezogen hatten. Ich schickte meine Diener mit 2 Yards Zeug und einigen Perlen zum Häuptling mit der Aufforderung, den Handel um Lebensmittel wieder anzuknüpfen, worauf derselbe mir eine Schale mit grünen Bohnenschoten zum Zeichen seiner Freundschaft überbrachte. Die übrigen Einwohner folgten alsbald seinem Beispiel und kehrten ins Lager zurück, so dass hiermit die Ruhe vollständig wieder hergestellt war.

Etwa 1 bis 1⅛ Meilen östlich von Kifembe fliesst der Kalangi-Fluss nach Norden westlich am Fusse eines Gebirgszuges von etwa 400 bis 600 Fuss Höhe, welcher von Süden nach Norden streicht, während der Luisa-Fluss von einer etwa 200 bis 400 Fuss hohen Hügelkette begrenzt wird, welche ebenfalls von Süden nach Norden läuft und plateauähnlich 10 Minuten nördlich von Kifembe beginnt. Die Ebene zwischen dem Kalangi und

Luisa von Kifembe bis Mussumba ist nur dünn mit Busch und Bäumen bedeckt, coupirt und alle ihre Hügel werden durch Bäche von einander getrennt, die fast sämmtlich auf dem östlichen Hügelufer des Luisa entspringen und dann gerade durch die Ebene östlich in den Kalangi fliessen. Die Betten der Bäche bestehen theils aus Lehm, theils aus Granitblöcken; ihre Ufer sind meist nur schmal, vielfach gar nicht mit hohen Bäumen oder Busch bewachsen und sind durchweg ohne Wiesenränder, so dass sie grösstentheils leicht für die Carawanen zu passiren sind. Oft finden sich Schluchten an den Bächen, die stärker mit Bäumen oder dichtem Urwald bewachsen sind. Die Gebirge selbst links und rechts an der Ebene haben viele Quellstellen mit Walddschungeln,



im Allgemeinen aber sind auch sie nur dünn mit Busch oder Bäumen bestanden, während die Gipfel selbst meist ziemlich stark bewaldet sind. In dieser Ebene zwischen dem Luisa- und dem Kalangi-Fluss wächst eine Pflanze, deren Zweige denen einer Palme und die Früchte an Gestalt und Farbe denen einer Ananas sehr ähnlich sind*). Die 3—5 F. langen Zweige und die Früchte wachsen aus der Wurzel, die einer Rübe von etwa 1½ Fuss und oft darüber im Durchmesser bei einer Länge von etwa 2 Fuss gleicht. Die Farbe der Früchte ist grün, zur Zeit der Reife gelb oder bräunlich. Diese Pflanze

*) Diese Pflanze ist in den Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg 1878 S. XXXV nach einem von mir mitgebrachten Exemplar beschrieben und erhielt durch Prof. Dr. P. Ascherson den Namen *Encephalartus Poggei*. Obige Abbildung ist nach diesem Exemplar angefertigt.

bildet oftmals, zu mehreren nebeneinander wachsend, förmlich kleine Dschungeln und findet sich in solcher Menge, dass sie gleichsam charakteristisch für die ganze Landschaft wird. Ihre Zweige werden von den Eingeborenen gern zum Flechten von Zäunen verwandt. Trotz aller meiner Bemühungen ist es mir nicht gelungen, westlich vom Luisa dieses Gewächs zu finden. Meinen Trägern war dasselbe ebenfalls neu, mit Ausnahme meines Dolmetschers Ebo, welcher im Lande Luba dasselbe angetroffen zu haben vorgab. Der Boden dieser Ebene besteht zum grösseren Theil aus braunem Lehm und ist sehr fruchtbar. Noch vor Kurzem schien die Gegend bedeutend bevölkerter gewesen zu sein, als gegenwärtig, da wir nicht allein noch gut erhaltene, verlassene Dörfer auf der Reise nach Mussumba oftmals passirten, sondern auch in einiger Entfernung vom Wege manche verlassene Niederlassungen sahen. Die Entvölkerung dieser Gegend lässt sich dadurch erklären, dass die Kaquata's des jetzigen Muata Jamwo ungleich mehr auf ihren Reisen in der Nähe Mussumba's ihr Unwesen getrieben haben, als die seines, jetzt verstorbenen, Vorgängers. — Nachmittags Gewitter mit Regen.

Am 5. December schlugen wir nach einigen Stunden Marsches in einem verlassenen Dorfe das Lager auf. Einzelne Hütten waren verfallen und unbrauchbar, andere dagegen noch einigermassen wasserdicht und wurden von meinen Leuten in Beschlag genommen. Während dieselben mit der Anfertigung meines Fundo's beschäftigt waren, machte ich etwa eine halbe Meile vom Lager entfernt einen Spaziergang. Als ich gegen 1 Uhr ins Lager zurückkehrte, unterhielten sich meine Leute mit dem Batuk-Tanz, und es schien allgemeine Freude unter ihnen zu herrschen. Ebo empfing mich mit der freudigen Botschaft, dass ein Kaquata Muata Jamwo's mich zu empfangen gekommen sei; derselbe bringe Gegengeschenke und die besten Wünsche des Letzteren. Er liess mich bitten, so rasch als möglich in Mussumba einzutreffen. Ich hatte mich kaum in meinen Fundo zurückgezogen, als mir der Dolmetscher den Kaquata nebst Gefolge vor meine Hütte brachte, wo diese Leute sich mir vorstellten und mich mit grosser Neugierde anstarrten. Der Kaquata war mit Thierfellen bekleidet, hatte Hals und Brust mit verschiedenen kleinen Hörnern, sowie mit Perlen geschmückt und trug eine Muskete auf der Schulter, während vier erwachsene Neger, nur in Thierfelle gekleidet und mit Speeren bewaffnet, sein Gefolge bildeten. Er nahm, wie üblich, auf einer für ihn ausgebreiteten Strohmatte in hockender Stellung Platz; der Dolmetscher Ebo machte die Honneurs für ihn und übergab mir als Gegengeschenke Muata Jamwo's einen etwa sechs- bis achtjährigen Knaben, ein kleines Mädchen, mehrere mit Maniok-

mehl und Bobo gefüllte Körbe und eine Ziege; ferner als Geschenk der Lukokescha eine erwachsene Sklavin, endlich von dem Hauptweibe Muata Jamwo's, der Amari, ein Leopardenfell. Ich liess dem Kaquata 4, jedem seiner Begleiter 2 Yards Zeug als Geschenk verabreichen, worauf die Gesellschaft von Ebo wieder in seinen eigenen Fundo geführt wurde, während die drei mir geschenkten Sklaven vor meiner Hütte zurückblieben. Es war rührend zu beobachten, wie sie sich rückhaltlos in ihr Schicksal zu finden schienen, jetzt nachdem sie mir als mein Eigen, vielleicht ohne dass sie es wussten, auf Leben und Tod übergeben waren. Namentlich die Kinder glotzten mich treuherzig an, als meine Leute mit der Kette, jenem im Innern dem Reisenden unentbehrlichen Instrument, erschienen, um alle drei mit derselben zu fesseln. Als ich den Leuten verbot, die Kinder und die Sklavin in Ketten zu legen, erklärte mir Ebo, dass es unmöglich wäre, die Kinder sowohl als die Sklavin frei zu lassen, da sie ohne Zweifel die nächste Gelegenheit zur Flucht benutzen würden und es vielleicht von Seiner Majestät übel vermerkt werden könne, wenn ich seine Geschenke nicht besser in Ehren halten würde. Ich hatte dem Muata Jamwo durch Germano, welcher mich eigentlich abholen sollte, auf Wunsch des Herrschers aber zurückgeblieben war, sagen lassen, dass ich als Jäger, nicht aber als Sklaven- oder Elfenbeinhändler ihn zu besuchen käme. Als die drei Sklaven angekettet waren, liess ich sie abführen und gab Befehl, sie durch ein solennes Fleischmahl zu entschädigen. — Nachmittags Gewitter mit starkem Regen.

Am 6. December rasteten wir, weil wir Regen fürchteten. Der Kaquata besuchte mich heute allein, um sich etwas Pulver und Tabak auszubitten. Wenn ich von dergleichen Personen besucht wurde und im Augenblick kein Dolmetscher zur Hand war, so hatten sie die Gewohnheit, stumm vor der Thür meiner Hütte zu hocken, bis ich ihnen irgend eine Kleinigkeit als Geschenk offerirt hatte, worauf sie zum Zeichen des Dankes in die Hände klatschten und wieder abzogen. Heute Morgen erschien ein gewöhnliches Negerweib bei mir zum Besuch, das sich für die Frau des verstorbenen Muata Jamwo ausgab und mir als Geschenk ein Huhn und eine Kalabasse mit Garapa (Hirsebier) überbrachte; sie schien sich an meiner Person nicht satt sehen zu können, hockte stundenlang vor meiner Hütte und rauchte die bei den Kalunda übliche „Mutopa“ (Wasserpfeife). Sie empfing als Gegengeschenk 3 Yards Zeug. Es erschienen heute wiederum drei Träger von Muata Jamwo aus Mussumba, die mir noch mehr Lebensmittel brachten. — Nachmittags Gewitter mit wenig Regen.

Am 7. December schlugen wir nach vierstündigem Marsch unser Lager in dem sehr freundlich und romantisch an einem mit

Urwald bewachsenen Bache liegenden Dorfe Sangeyi auf. Hier bieten sich dem Auge plötzlich schlanke, hohe Palmen dar, ein Anblick, wie ich ihn seit meiner Abreise aus Pungo Andongo nicht genossen hatte. Die Bevölkerung benahm sich sehr freundlich gegen uns und brachte reichlich Lebensmittel zum Verkauf, unter anderen Bananen, einen Leckerbissen, den ich seit langer Zeit entbehrt hatte. Die Einwohner Sangeyi's belagerten mich förmlich und bewunderten hauptsächlich an meiner Person den Bart. Ihr Händeklatschen, das Zeichen des Wohlwollens, wollte kein Ende nehmen.

8. December Weitermarsch. Lager in Kabebe. Gleich hinter Sangeyi führt der Weg ziemlich steil einige 100 Fuss auf ein ganz ebenes Plateau, welches mit dichtem Walde bestanden ist. Nach etwa dreiviertelstündigem Ritt durch diesen Wald gelangten wir in eine sandige, nur mit niedrigem Gras bestandene Steppe, die an beiden Seiten, westlich und östlich, mit Wald umsäumt war. Eine halbe deutsche Meile vor uns tauchten einzelne Negerhütten im Hintergrunde auf. Kurz vor diesen Hütten, unmittelbar links am Wege, machte der Kaquata uns auf ein durch dunkelgrünes Gras markirtes grosses Viereck aufmerksam. Hier sollte vor langen Zeiten die Kipanga (d. h. eingezäunte Lager) Muata Jamvo's gestanden haben, desselben, welchen der europäische Händler Graça im Jahre 18 . . besucht haben will. Diese Stelle war deutlich gekennzeichnet; auch sah man stark verwitterte Thier- und Menschenknochen am Wege umherliegen. Ein einzelner, nicht hoher und nicht dicker Baum mit starker Krone, eigentlich mehr einem Gebüsch gleichend, stand isolirt unmittelbar rechts am Wege dieser Stelle gegenüber. Es wurde uns mitgetheilt, dass dieser Baum nicht abgehauen werden dürfe*). Gleich hinter dieser Stelle passirten wir zwei Bäche und schlugen unser Lager in einem Campinenwalde in naher Entfernung von Neger-Ansiedelungen auf. Der Boden ist hier wieder fruchtbarer. Um die Hütten der Eingeborenen herum sind vielfach Bananen, Maniok, Bohnen etc. angepflanzt. Oestlich von diesen Hütten fliesst ein Bach, welcher mit starkem Urwald umsäumt ist. Die Bäche von Kabebe fliessen nordwestlich in einen grösseren Bach Namens Giba, welcher in den Luisa geht. Der Ort Kabebe liegt zerstreut, indem die verschiedenen Ansiedelungen einige 100 oder 1000 Schritte von einander entfernt sein mögen. Die Einwohnerzahl mag 150—200 Menschen betragen.

---

*) Ob diese bezeichnete Stelle sicher der Ort ist, wo der frühere Muata Jamwo gewohnt hat, ist vielleicht zweifelhaft, da nach so langer Zeit man kaum erwarten kann, noch Spuren davon zu finden. Vielleicht mag hier auch später ein grosser Kilolo gewohnt haben. Soviel aber steht fest, dass hier in diesem Kabebe zu Graça's Zeiten ein Muata Jamwo gewohnt hat.

In Kabebe wurden wir wiederum von sechs Boten Muata Jamwo's empfangen, die alsbald nach Mussumba zurückkehrten, um dem ungeduldigen Herrscher meine Ankunft in Kabebe zu melden. Während ich mein Mittagbrod verzehrte, wurden unmittelbar vor meinem Fundo zwei junge Mädchen, welche mir schon vorher ihres schönen Wuchses und freundlichen, anmuthigen Wesens wegen aufgefallen waren, von dem Kaquata und seinem Gefolge verhaftet. Da half kein Gestikuliren, nicht Schreien und Bitten. Den beiden Mädchen wurden die Hände gebunden, dann wurden sie von einigen Negern gepackt und entschwanden, obgleich sie sich sträubten, bald meinen Augen in dem dicken Knäuel von Menschen. Als ich mich bei meinen Leuten nach der Ursache dieser Affaire erkundigte, erfuhr ich, dass der Kaquata die beiden Mädchen verhaften und nach Mussumba zu Muata Jamwo habe abführen lassen, zur Strafe, weil die Einwohner Kabebe's ihm als Kaquata Muata Jamwo's keine reichlichen Lebensmittel verabfolgt hätten. Am Abend erlaubte ich den Trägern zur Feier unseres morgenden Einzugs eine Kanonade zu veranstalten und liess Schiesspulver vertheilen. Die Neger lieben, die Gewehre bis zum Platzen stark zu laden, um einen möglichst starken Knall hervorzubringen. Es ist mir ein Räthsel geblieben, dass die schlechten Rohre nicht öfters beim Abschiessen gesprungen sind.

Am 9. December überschritten wir den östlichen, mit herrlichem Urwald umgebenen Bach, um bald darauf einen dichten Wald etwa eine halbe Stunde lang zu passiren. Man steigt jetzt einige Hundert Fuss ziemlich steil in eine weite nach Norden hin unabsehbare, coupirte Ebene hinab. Etwa 1¼ Meilen im Osten ist dieselbe eingefasst von den einige Hundert Fuss hohen Ufern des Ostufers des Kalangi. Zur Linken ist es das Plateau, von welchem man heruntersteigt, welches im stumpfen Winkel nach Norden zu in die Ebene hinein verläuft. Westlich vom Kalangi ist die ganze Gegend fast kahl; nur hier und da sieht ein Busch oder Baum aus dem hohen Grase hervor. Die ganze Ebene besteht aus wellenförmig auslaufenden Hügeln, getrennt von einander durch Bäche, welche sich nach allen Richtungen hin verzweigen; die grössere Wassermenge fliesst jedoch östlich zum Kalangi ab. Die meisten Bäche sind wenig oder gar nicht mit Bäumen bestanden, dagegen bilden sich an vielen Stellen der Bäche kleine und grosse Schluchten, welche oft nur dünn, dann und wann dicht mit Walddschungeln bewachsen sind, und aus denen stellenweise kolossale Bäume hervorragen. Oestlich vom Kalangi ist die ganze Ebene mehr bebuscht, als westlich von ihm, und befinden sich dort viele Quellstellen mit Wald bewachsen. Die Ufer des Kalangi selbst sind stellenweise mit breiten und langen Waldstreifen

bewachsen, so dass sein Lauf von hier aus oft durch die Waldränder markirt wird; stellenweise sind aber seine Ufer gar nicht bewachsen. Der Boden der ganzen Ebene besteht fast ausschliesslich aus rothem Lehm. Die Oelpalme wächst üppig in den Mulden der Bäche.

III. Theil.

Mussumba und der Hof des Muata Jamwo.

Nach dreiviertelstündigem Marsch in der Ebene in nördlicher Richtung erfolgte an demselben Tage (9. December) unsere Ankunft in Mussumba. Schon ehe wir zu den ersten Hütten, so zu sagen den Vorstädten Mussumba's gelangt waren, hatten die Träger ein geschlossene lange Reihe gebildet, welche unter Chorgesang die ersten Ansiedelungen passirte. Wir wurden an dem Wege überall von Massen neugieriger Neger empfangen, welche durch Händeklatschen, Schreien und Pfeifen ihr Willkommen ausdrückten. Inzwischen war mein Dolmetscher mit seinem Gefolge mir schon entgegen gekommen, welcher uns nach einviertelstündigem weiteren nördlichen Marsche im rechten Winkel rechts am Wege führte, wo dicht neben demselben auf sauber gereinigtem Boden Germano für mich vorläufig einen Fundo hatte herstellen lassen. An Tausend Menschen mochten hier wohl zur Stelle sein, welche mich wie ein Bienenschwarm umschwärmten, so dass ich mich, des Empfanges müde, in meinen Fundo zurückzog und mich für's Erste nicht wieder sehen liess. Als ich nach eingenommenem Mittagsbrod Thee trank, kam Germano, um den Besuch eines erwachsenen Sohnes Muata Jamwo's mit einer seiner Frauen zu melden. Beide erschienen mit Germano, den sie inzwischen schon kennen gelernt hatten, und nahmen mir gegenüber auf den bereitstehenden Kisten Platz. Der Prinz erschien mit künstlicher Perücke und war mit Fazenda bekleidet, welche von den Hüften bis zu den Aenkeln reichte. Verschiedene Perlenschnüre und kleine Antilopenhörner schmückten den Hals, Kupfer- und Eisenspangen die Fuss- und Handgelenke. Die Prinzessin, ein junges, überaus hübsches und schön gewachsenes Weib, war nach Sitte der Kalunda nur mit einem ganz kurzen Stück Fazenda, welches etwas über die Hüften reichte, bekleidet. Die Brust war unbedeckt,

das Haupthaar kurz geschnitten und auf der Stirn in Gestalt eines Dreiecks ausrasirt. Von ihren schönen Zähnen waren die zwei unteren Schneidezähne ausgebrochen. Von Unterhaltung war wenig die Rede. Der Sohn Muata Jamwo's konnte sich, sobald er mich ansah, des Lachens nicht enthalten, welches ich reichlich erwiederte, während die Prinzessin wie versteinert mich starr und stumm angaffte. Obgleich ich Beiden verschiedene kleine Geschenke verabreichte, dachten sie nicht daran, sich zu empfehlen, sondern blieben mit grosser Ausdauer in meiner Hütte. Nach und nach trat Besuch auf Besuch direct in meine Hütte ein, sämmtlich Prinzen und Prinzessinnen oder Grosse von Mussumba, wie Germano mir mittheilte. Die grosse Schaar des gemeinen Volkes durfte es freilich nicht wagen, in meine Hütte einzudringen oder hineingaffen, sondern musste sich damit begnügen, mit meinen Trägern zu fraternisiren, welche allmählig damit begannen, sich ihre Hütten für die Nacht zu bauen.

Dies war wirklich ein grossartiger, imponirender Empfang. Muata Jamwo schickte Lebensmittel über Lebensmittel, unter andern Palmwein (Maluvo), Hirsebier und zwei Ziegen. Gegen Abend nach einbrechender Dunkelheit war ich endlich allein und fand die lang ersehnte Ruhe. Dieser Empfang aber hatte mich förmlich nervös gemacht. Ich befand mich aber dennoch in gehobener Stimmung, denn ich hatte meine Aufgabe vorläufig gelöst und befand mich in Mussumba. Hier wohnte damals ein Elfenbeinhändler, an welchen mich Saturnino empfohlen hatte. Derselbe war ein Neger aus Ambacca, Namens Deserra. Germano meinte, dass Deserra uns wohl schwerlich in den nächsten Tagen besuchen würde. Er, Germano, habe bereits Weisung von Muata Jamwo bekommen, Mussumba nicht ohne seinen Willen zu verlassen, wahrscheinlich um nicht Veranlassung zu haben, den zwei Meilen von hier nördlich im Dorfe Quimeme wohnenden Deserra zu besuchen. Auf meine Frage, weshalb Germano das Lager hier an dieser Stelle in einer völlig baumlosen Gegend angelegt habe, antwortete er mir, dass ihm diese Stelle zur Anlegung des Lagers für mich von den Kaquata's Muata Jamwo's auf Befehl des letzteren angewiesen sei, obgleich er dagegen protestirt und gewünscht habe, das Lager eine Viertelmeile östlicher in der Nähe einer bewaldeten Schlucht anzulegen. Germano hatte inzwischen schon mehrere Audienzen beim Muata Jamwo gehabt und schilderte mir denselben als einen freundlichen Mann, der mich mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit empfangen würde.

Als ich am 10. December gegen 7 Uhr Morgens mich vom Lager erhob, war schon ein buntes Menschenwogen im Lager. Die Weiber brachten in grossen Quantitäten Lebensmittel zum

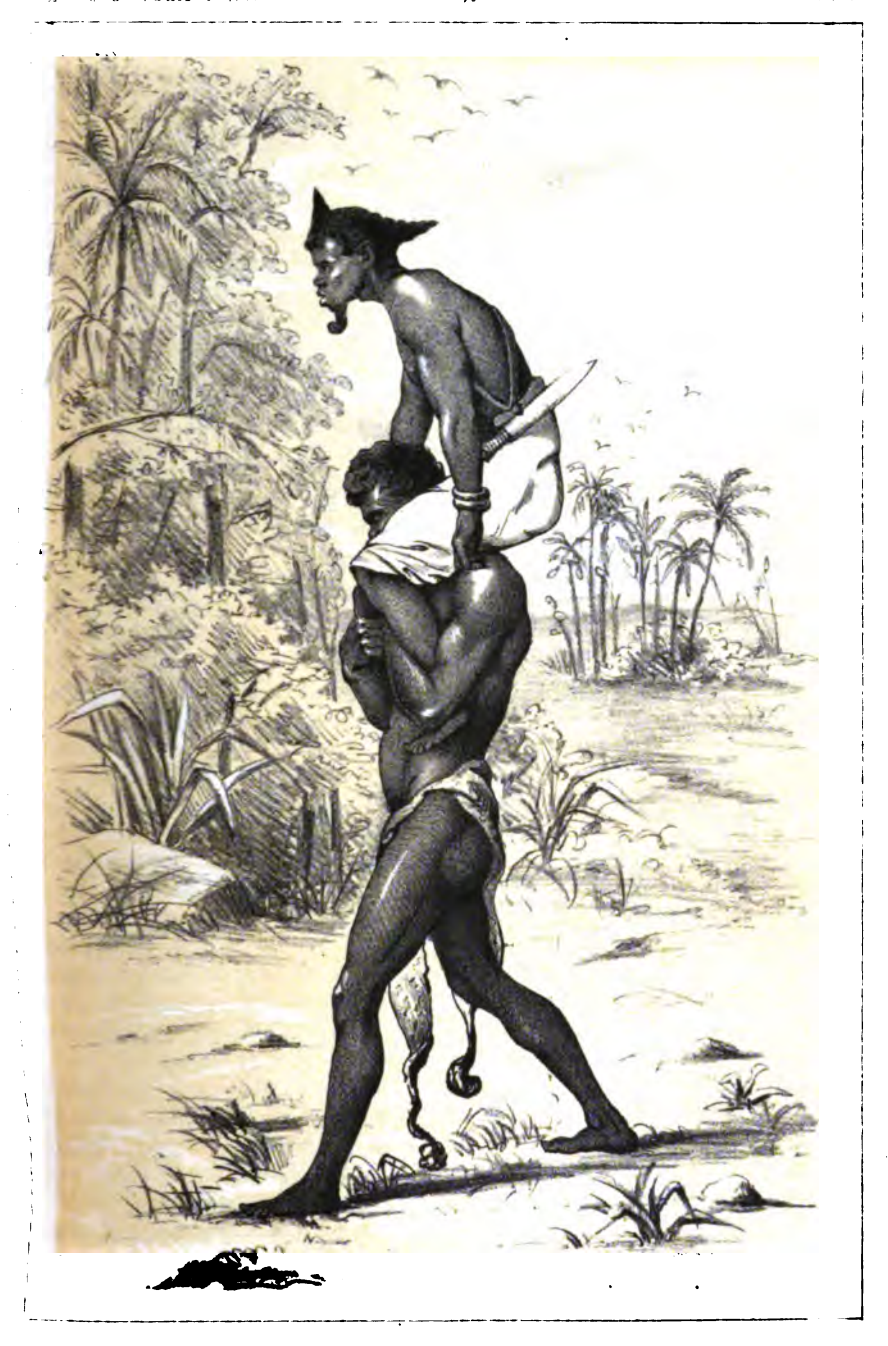
Verkauf, während Schaaren neugieriger Neger das Lager durchzogen. Gegen 9 Uhr erschienen drei Abgesandte des Muata Jamwo, die sich im Auftrage ihres Herrn für denselben einige derjenigen Lebensmittel ausbitten liessen, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hätte und genösse. Ich schickte Sr. Majestät in einer leeren Cigarrenkiste etwas Zwieback und in einem kleinen Blechkasten etwas Zucker. Gegen 11 Uhr machte ich meinen ersten Spaziergang in die Stadt, begleitet von einem Träger und meinen kleinen Dienern. Sobald ich die Hütte verlassen hatte, bildete sich hinter mir ein Schwarm Eingeborener, welcher sich lawinenartig vergrösserte, so dass ich schliesslich eine Begleitung von vielleicht tausend Menschen hinter mir haben mochte, bevor ich bei der Umzäunung von Muata Jamwo's Lager angekommen war. Letzteres lag etwa 10 Minuten nördlich von meinem Lager auf der Kuppe eines Hügels.

Unser Zug wurde geführt von einem auffallend corpulenten Mädchen, welches wiederum von andern Damen umgeben war und schreiend und gestikulirend sich und uns durch die dichten Haufen von Negern den Weg frei machte, welche sich inzwischen an den Wegen angesammelt hatten. Wie sich später herausstellte, war diese Dame eine Prinzessin und Tochter des verstorbenen Muata Jamwo. Als ich zuletzt der Menschenmenge wegen im Begriff stand, umzukehren, um das Lager wieder aufzusuchen und mich auf einem freien Platze vor der Umzäunung des Herrschers befand, kam ein Adjutant Muata Jamwo's in schnellem Trabe zu meinem mich begleitenden Träger gelaufen, um letzterem verständlich zu machen, mich zum Warten zu veranlassen, da Muata Jamwo sogleich selbst erscheinen würde, um mich zu sehen. In demselben Augenblick öffnete sich die einfache Thür der Umzäunung: voran schritt eiligen Schrittes ein Neger, dann folgte ein grosser Trupp Weiber, welcher, wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger, lärmend auf den freien Platz hinausströmte; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung auf einer Art Tragbahre getragen und weit über die Köpfe der acht Neger hervorragend, welche, vier zu jeder Seite, auf den Schultern die Tipoya des Herrschers trugen. Eine Anzahl Neger ging neben derselben her. Hinterher kam das Musikchor, bestehend aus vier Negern, von denen die beiden vorderen je eine Marimba, die beiden hinteren je eine Trommel bearbeiteten. Die Musiker trugen ihre Instrumente, wie unsere Tambours ihre Trommel, an einem breiten aus der Haut des Zebra verfertigten Riemen. Ziemlich auf der Mitte des Platzes angelangt, hielt der Zug still. Es erschien bei mir wiederum ein Adjutant, welcher mich jetzt zu dem etwa 50 Schritte von mir entfernten Herrscher führte.

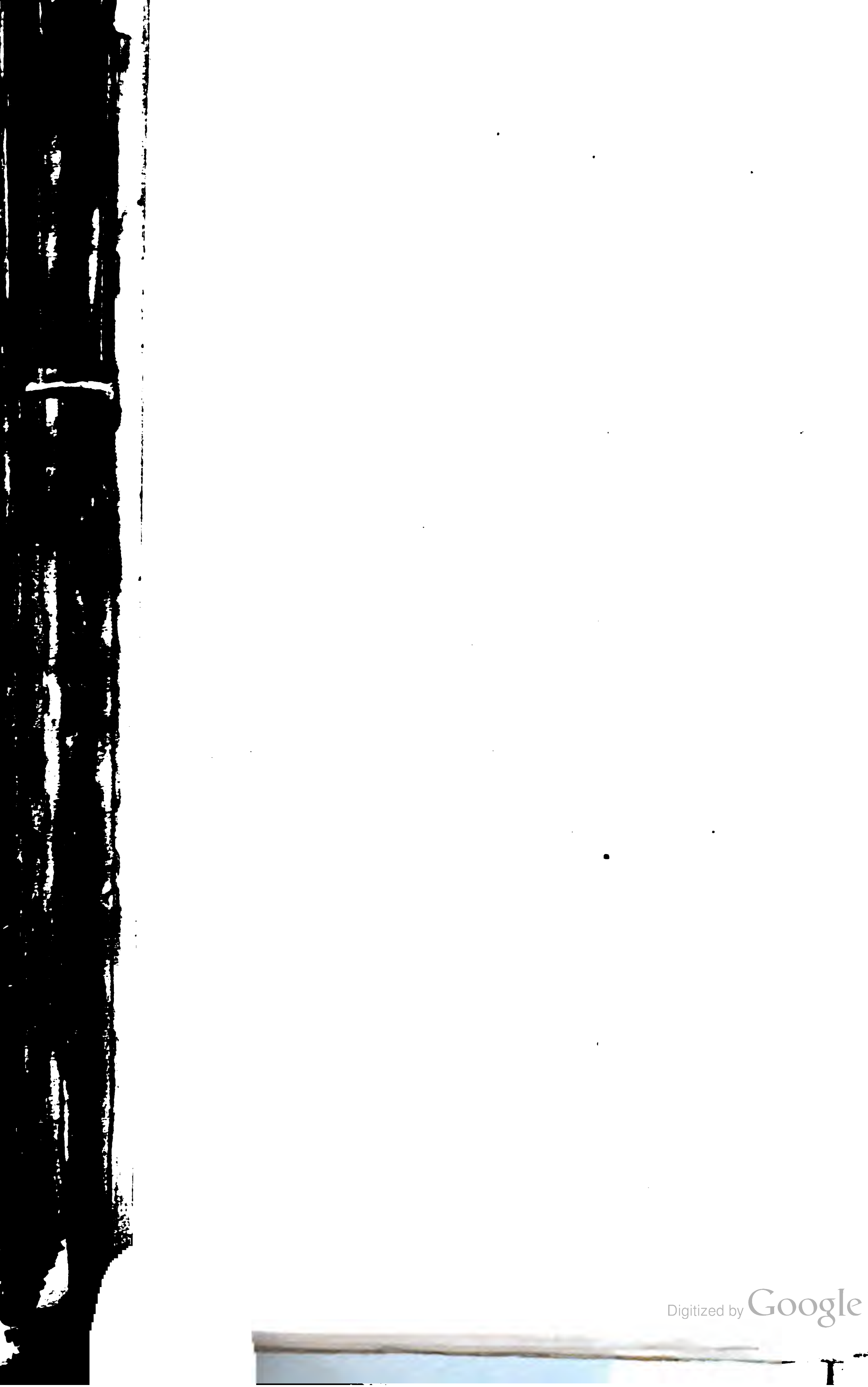
Mit mir hatte sich inzwischen das ganze Menschengewoge an die Tipoya herangedrängt, einen grossen Kreis um den Zug Muata Jamwo's und um mich herum bildend. Der Herrscher war sichtlich erfreut und geruhte, mir mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herab zu reichen, in welche ich kräftig einschlug. Muata Jamwo hielt eine längere Rede, welche an das Publikum gerichtet zu sein schien und welche mir mein Dolmetscher, der sehr gebrochen portugiesisch sprach, nur so weit zu übersetzen vermochte, dass der hohe Herr über meinen Besuch erfreut wäre und mir dafür danke. Ich liess ihm ebenfalls danken, indem ich zu meinem Träger und dieser wieder zu dem Adjutanten Muata Jamwo's sprach. Als die erste Ceremonie beendet war, liess mich Muata Jamwo bitten, den Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte, da meine Dienerschaft gar nicht, der Träger aber sehr schlecht die Lunda-Sprache verstand. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus. Muata Jamwo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und liess mir darauf sagen, dass er mich heute noch besuchen würde. Vor ihm auf seinem Sitze stand die oben erwähnte Cigarrenschachtel mit Zwieback, aus welcher er nach allen Seiten hin an die anscheinend zu den Grossen Mussumba's gehörenden Neger Kleinigkeiten spendete, welche sich an die Tipoya gedrängt hatten und bittend die offenen Hände Sr. Majestät entgegenstreckten.

Der Zug bewegte sich jetzt weiter und zog an meinem Lager vorbei, südlich zur Maniokpflanzung Muata Jamwo's. Ein grosser Trupp Neger schloss sich dem Zuge an, während die grössere Menge bei mir zurückblieb. An den Hütten einzelner Grossen, die jener Zug passirte, hielt Muata Jamwo an. Es erschienen dann die Insassen, mit denen der Monarch einige Secunden plauderte, um sich demnächst weiter zu begeben. Ganz Mussumba schien ausser sich vor Freude zu sein ob meiner Ankunft. Ich werde wahrlich vom Muata Jamwo, von den Kilolo's, den Prinzessinnen und Baronessen wie ein Kaiser honorirt.

Das Klima des Landes gleicht dem der Sommer in Norddeutschland, ist aber weniger heiss. Bei klarem Himmel weht meistens eine angenehme Brise, oder der Himmel ist bedeckt. Es ist dies wahrlich ein schönes Land, überall mit gesundem und frischem Wasser und schönem Boden. Reichlicher Regen fehlt niemals zur Regenzeit. Ueberschwemmungen sind unmöglich.



Ein Kilolo
auf den Schultern seines Sclaven reitend.



Gegen 1 Uhr war ich ins Lager zurückgekehrt, wo mich inzwischen das dampfende Mittagsmahl erwartete. Meine Leute hatten meistens ihre Hütten noch nicht fertig; es mangelte hier an Bauholz und musste das erforderliche Baumaterial aus dem Kabebe-Walde geholt werden, da in dem näher liegenden Urwalde keine verwendbaren Hölzer vorhanden waren. Für mich sollte demnächst noch ein grosser Fundo gebaut werden, um als Waarenlager zu dienen, damit den Trägern möglichst bald das Gepäck abgenommen werden konnte. Letztere schienen mich übrigens mehr oder weniger ganz bedenklich bestohlen zu haben; die meisten Ballen zeigten davon verdächtige Spuren. Zur Feier des heutigen Tages liess ich einen Blechkoffer herbeischaffen, welcher Schiffszwieback und englische Bisquits enthielt. Ich wollte mir und meinen Dolmetschern etwas Besonderes zu Gute thun. Wir waren aber sehr enttäuscht, als wir in der Blechkiste anstatt der besagten Leckerbissen nur noch einige Hände voll schimmeligen Staubes vorfanden. Diese Blechkiste war vor langer Zeit nicht weit von Kimbundo in denselben Bach gefallen, in der die Medicinkiste zu Schaden gekommen war, und hatte der Träger in seiner Nachlässigkeit oder aus Angst vor Strafe diesen Vorfall damals nicht gemeldet.

Am Nachmittag zog der Muata Jamwo wiederum mit grossem Gefolge, ohne mich zu besuchen, an meinem Hause vorbei. Eine halbe Stunde später erschien derselbe Mensch, welcher meine Vorstellung vermittelt hatte, bei mir im Lager und erklärte, dass Muata Jamwo ihn geschickt hätte und sich zwei Stücke Zeug à 8 Yards ausbitte als Strafe dafür, dass ich ohne seine Erlaubniss die Stadt besucht habe, welchem Ansinnen ich nolens volens Folge leistete. Der ganze Nachmittag verging mit dem Empfange von massenhaften Besuchen der Grossen des Ortes, von denen viele Geschenke: Ziegen, Palmwein, Maniokmehl, Bananen, Ananas etc. überbracht wurden. Einzelne dieser Herren (sog. Kilolo's) ritten auf den Schultern eines Sklaven und waren von einigen Sklaven und Weibern umgeben. Unter ihnen befand sich der Bruder der Amari, ebenfalls auf den Schultern eines Sklaven reitend, begleitet von vier seiner Weiber, welchen er den Weissen unter seinem Schutze zeigen wollte. Dem Kaquata, welcher mit uns von Kimbundo gekommen war, wurde in Aussicht gestellt, morgen in einer Audienz von Sr. Majestät empfangen zu werden. Derselbe wurde gestern hier in unserem Lager von seinen hiesigen Verwandten sehr feierlich begrüsst. Letztere hatten sich das Gesicht und die Brust mit weissem Thon eingeschmiert, namentlich waren die Ränder um die Augen mit dicken Strichen bemalt zum Zeichen ihrer Freude und Devotion.

Germano wurde heute zu Muata Jamwo citirt, und letzterer liess mir sagen, dass ich die Damen Mussumba's als meine eigenen betrachten möge, dass er aber einen Sittenwächter in meinem Lager anstellen würde, welcher darauf zu achten habe, dass von seinen Frauen keine mein Lager unberufen betrete, um nicht den Trägern Gelegenheit zu geben, Majestätsverbrechen zu begehen, worauf gesetzlich als Strafe in Mussumba der Tod steht. Gleichzeitig liess er mir mittheilen, dass ich an Niemand Geschenke machen möge, ehe er und die Lukokescha officielle Geschenke von mir bekommen hätten. Er würde mich in Umgebung seiner Würdenträger officiell besuchen, um die Geschenke entgegenzunehmen; angenehm wäre es ihm aber, wenn er vorher schon einige Geschenke erhielte, zumal da er wisse, dass ich Kleidungsstücke für ihn mitgebracht hätte. Ausserdem übersandte er mir als Geschenk eine Anzahl von Strohmatten. — Abends Gewitter mit ebenem Regen, Nachts starker Rege.

11. December. Die Physiognomie des Treibens im Lager blieb immer dieselbe. Eine Unmasse neugieriger Menschen bewegte sich entweder gaffend im Lager umher oder lagerte vor meiner Hütte, um mich zu sehen oder zu besuchen. Heute Vormittag schickte mir Muata Jamwo einen Sklaven. Der Mensch, von jeglicher Kleidung entblösst, wurde mir in rohester Weise überbracht, indem er gebunden und sich sträubend, so zu sagen, mir vor die Füsse geworfen wurde. Die Ueberbringer verlangten 8 Yards und ein Panno da costa (gelb und roth gestreifte ganze Umschlagetücher, von denen Muata Jamwo bereits eines zum Geschenk von Germano bekommen hatte). Ich schickte dem Häuptling, was er verlangte, liess ihm aber sagen, dass ich ferner keine Sklaven gebrauchen könne. Ich käme als Jäger zum Besuch und würde ihm nur dann 30 Sklaven abkaufen, wenn er mir demnächst erlaubte, nördlich oder östlich von hier in seinem Reiche Elephanten zu schiessen. Muata Jamwo war inzwischen selbst mit seinem Gefolge auf seiner Pflanzung gewesen und bereits wieder zurückgekehrt. Der Kaquata, unser Reisegefährte, lief heute, den ganzen Körper mit weissem Thon beschmiert, im Lager umher, da er am Nachmittage zur Audienz befohlen war. Diese verlief sehr glücklich für ihn, denn er kehrte alsbald von derselben zurück mit der frohen Botschaft, dass Muata Jamwo ihn in Gnaden aufgenommen, ihm seine alten Sünden verziehen und ihn dazu berufen habe, in meinem Lager darauf zu sehen, dass unbekannte Weiber oder Weiber Muata Jamwo's mit meinen Leuten nicht in Berührung kämen. — Nachmittags Regen.

Sobald es des Nachts nicht regnet, hört man von allen Seiten den Ton der Trommel, wozu die Kalunda fast immer singen.

Dieser Lärm, welcher von allen Seiten her zu vernehmen ist, dauert bis Mitternacht und länger.

12. December. Während der Nacht war der Sklave, den mir Muata Jamwo verkauft hatte, wieder entwischt. Die Sklavenkinder und die Sklaven wurden heute von ihren Fesseln befreit. Dieselben schienen sich vollständig an uns gewöhnt zu haben. Die beiden Kleinen machten am Morgen in der Nähe meiner Hütte der älteren Person, mit welcher sie zusammengekoppelt waren, freilich viel zu schaffen. Sie schienen die Alte zum Besten zu haben; denn sobald letztere sitzen wollte, zerrten die beiden Kleinen sie so lange, bis sie ging, und wollte sie gehen, so setzten sich wiederum die Kleinen. Der Junge wurde von mir Charly genannt. Derselbe begann auch bald den übrigen Jungen zu helfen und liebte viel um mich herum zu sein. Alle meine Knaben respectirten unter sich ganz besonders die Anciennetät. Wenn sie sich beim Namen riefen, so setzte der Jüngere stets ein „Cota", (d. h. der Aeltere) vor den Namen des Aelteren. Elunga sagte: „Charly", aber Charly als jüngerer sagte: Cota Elunga u. s. w. Meine Dolmetscher suchten mich heute zu überreden, zu Muata Jamwo zu gehen, um ihn von der Flucht meines Sklaven zu benachrichtigen, eventuell um Wiederergreifung desselben zu bitten. Ich lehnte ihr Gesuch indessen ab, um Muata Jamwo davon zu überzeugen, dass ich auf den Erwerb von Sklaven nichts gäbe. Wenn den schwarzen Sklavenhändlern in Mussumba Sklaven entwischen, so ist es Gebrauch, dass sie dem Herrscher davon Anzeige machen. Alsbald spielt in der Kipanga die Holzpauke (Ginguva) unter besonderen Schlägen, wodurch den Einwohnern Mussumba's angedeutet wird, dass etwas Besonderes vorgefallen sei und Muata Jamwo besondere Wünsche hege. Die Ginguva vertritt in Mussumba das europäische Amtsblatt. Sobald es nun durch die bestimmten Töne des Instruments bekannt geworden ist, dass ein Sklave entlaufen ist und von Muata gewünscht wird, dass er wieder aufgegriffen werde, bemüht sich jeder loyale Unterthan, dem Befehle seines Königs nachzukommen, wodurch denn auch die meisten entwischten Sklaven in der Umgegend von Mussumba leicht wieder aufgegriffen und dem Häuptling resp. den Eigenthümern zurückgestellt werden. Dem Muata Jamwo gebührt für die Ergreifung und Zurückerstattung eines Sklaven als fester Satz eine Divunga (4 Yards Zeug).

Muata Jamwo schickte wiederum einen Abgesandten und liess sich Geschenke ausbitten. Ich sandte in Folge dessen gegen Abend meine beiden Dolmetscher zu ihm, zur Lukokescha und zur Amari. Dieselben ritten der Feierlichkeit wegen auf Ochsen zur Kipanga, gefolgt von einigen Trägern, und brachten folgende Ge-

schenke an Muata Jamwo: 1) einen rothen Rock, 2) zwei Musketen, 3) zwei Fässer mit Pulver à 4 Pfd., 4) zwei Stück Fazenda, 5) acht Yards rothe Bacta (Flanell), 6) zwei kleine Spiegel, 7) acht gestrickte bunte Schlafmützen, 8) eine Tasse, 9) drei Bündel Perlen, 10) zwei Regenschirme. — Jedes der Weiber erhielt: 1) vier Yards rothe Bacta, 2) ein Stück Fazenda, 3) einen Regenschirm, 4) eine Tasse, 5) zwei gestrickte Schlafmützen, 6) ein Gewehr, 7) ein Fass Pulver (4 Pfd.), 8) zwei Spiegel.

Nach einiger Zeit kamen meine beiden Dolmetscher sehr kleinlaut zurück, da sie weder von Muata Jamwo, noch von der Amari empfangen worden waren, sondern die Geschenke an einen Adjutanten Muata Jamwo's hatten ausliefern müssen, während sie von der Lukokescha sehr freundlich aufgenommen und mit Palmwein bewirthet worden waren. Ich bedeutete nach diesem Vorfall meinen Dolmetschern, in Zukunft sich bei Muata Jamwo durch einen Träger anmelden zu lassen, damit jener die Zeit des Empfanges bestimmen möge. Am heutigen Tage hatte ich einigermassen Ruhe. Ausser gewöhnlichen Negern war Niemand von Bedeutung hier, mich zu besuchen. Spät am Abend liess Muata Jamwo meine beiden Dolmetscher zu sich bescheiden. Dieselben kehrten zurück mit einem Löwenfell als Geschenk für mich. Die Amari war bei ihrem Gemahl zum Besuch gewesen. Letzterer hatte den Dolmetschern seine Zufriedenheit im Allgemeinen mit den Geschenken ausgesprochen, obgleich er die Quantität des Pulvers für zu wenig gehalten hatte. Muata Jamwo liess mir sagen, dass ich weder Geschäfte machen noch Geschenke an Andere geben dürfe, ehe er es mir nicht besonders erlaubt hätte. Auch wünsche er nicht, dass ich Besuch bei anderen Grossen mache, bevor ich ihn selbst nicht besucht habe. Im Uebrigen betrachtete er es aber als ein gutes Zeichen, dass ein Weisser ihn jetzt schon besuchte, nachdem er erst kurze Zeit sich auf dem Throne befände. Wenn Kilolo's (Grosse) jedoch gegen sein Verbot feine Waaren von mir kaufen sollten, so würde er sie zur Strafe enthaupten lassen. Die Amari liess sich gleichzeitig mehr Perlen ausbitten. Der rothe Rock hat grossen Effect gemacht, und hat Muata Jamwo die beiden Dolmetscher in ihm empfangen und auch einen Theil der Geschenke unserm Kaquata zur Verwahrung übergeben. Die meisten Grossen lassen ihre Reichthümer, Elfenbein etc. durch ihre Sklaven, Muata Jamwo dagegen durch seine Beamten so lange aufbewahren, bis sie gebraucht werden sollen. Ich brenne jetzt Palmöl, was hier billig und reichlich zu haben ist, behufs der Beleuchtung meiner Hütte. Eine Blechbüchse ersetzt den Oelbehälter. Der Docht wird aus Baumwolle gedreht, die überall bei den Hütten der Eingeborenen zu finden ist; leider war das von der

Küste mitgenommene Beleuchtungsmaterial heute zu Ende gegangen. — Nachmittags Gewitter mit starkem Regen.

13. December Morgens Regenwetter. — Heute war wieder viel Besuch im Lager. Eine Haarbürste und ein Kamm, welche Gegenstände auf einem Koffer in meiner Hütte liegen geblieben waren, wurden zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung, namentlich der Damen. Die ewigen Visiten, die stets mit Betteleien verbunden sind, waren kaum zu ertragen; auch Muata Jamwo schickte Abgesandte über Abgesandte und liess sich auf die unverschämteste Weise Allerlei noch als Geschenke ausbitten, nachdem ich ihn gestern massenhaft beschenkt hatte. Die Eingeborenen sind wie kleine Kinder. Der Muata Jamwo liess mich unter andern heute um Schuhe bitten, welche Bitte ich ihm natürlich abschlagen musste. Die Lukokescha schickte eine Abgesandte und liess um mehr Schlafmützen bitten, und so ging es weiter. Der Sohn Muata Jamwo's besucht mich täglich mit seiner jungen Frau und Beide wurden schon ganz mit mir vertraut. Ich liess die Frau im Scherze fragen, welche von den Frauen ihrem Manne die liebste sei? Sie antwortete mir: „sie sei es, weil sie noch neu wäre". — Nachts Gewitter mit vielem Regen.

14. December. Soeben, 9 Uhr Morgens, zog Muata Jamwo im rothen Rock zu seiner Pflanzung. Man sah den Rock schon von Weitem schimmern, sobald er, hoch auf der Tragbahre sitzend, vom Berge herunterkam, und wir wussten dann genau, dass der König sich nähere, den wir sonst in der Entfernung kaum erkannt haben würden, da die Grossen, umgeben von zahlreichem Gefolge, oftmals auch diese Strasse benutzen. Oftmals hat mir dieser Rock bei meinem späteren Aufenthalte die grössten Dienste geleistet, da er die mir zugedachten, unangemeldeten Besuche des Monarchen stets verrieth und die nöthigen Empfangspräliminarien noch rechtzeitig vorgenommen werden konnten. Ein rühriges Leben herrschte dann stets in meiner kleinen Hütte. Die Diener, Dolmetscher und meine Wenigkeit versteckten oder absentirten dann ohne Erbarmen Alles, was zu verbergen und, sozusagen, nicht niet- und nagelfest war; Trinkbecher, Morgenschuhe, Teller, Hinterlader etc., Alles wurde unsichtbar gemacht, um den edlen Herrn würdig empfangen zu können und seine Aufmerksamkeit und Wissbegierde nicht auf Gegenstände zu lenken, welche ich besser gebrauchen konnte, als er.

Gestern wurde von höchster Stelle verboten, Lebensmittel ins Lager zum Verkauf zu bringen, weil befürchtet wurde, dass meine Träger oder ich heimlich Waaren weggeben könnten; wir waren deshalb gezwungen, auf dem Markte, welcher auf einem grossen, freien Platze hinter der Kipanga Muata Jamwo's täglich

etwa von 8 bis 11 Uhr abgehalten wird, das Nöthige für uns zu kaufen. Aber heute früh schickte er mir durch drei Abgesandte (Portadores, portugiesisch) einen starken Elephantenzahn zum Geschenk, wofür ein jeder der Ueberbringer 2 Yards Bringerlohn empfing. — Nachmittags Gewitter mit starkem, kaltem Winde. Heute wurde mein Waarenlager-Fundo fertig. Ich hatte die Absicht, ein Haus für mich zu bauen; die Träger waren indessen zu faul, das nöthige Bauholz herbeizuschaffen. Zwar hatte Muata Jamwo dem Germano versprochen, hierzu Sklaven zu schicken, aber bis jetzt hatte er weder Sklaven noch Holz geschickt, obgleich Germano ihn oft genug daran erinnert hatte. — Nachts Gewitter mit starkem Regen. Ich hätte froh sein können, wenn das Haus fertig gewesen wäre, denn nach solchem Regen war mein Fundo eher einem förmlichen See, als einer Wohnung vergleichbar, und meine Knaben mussten das Wasser am andern Morgen mit den Händen aus der Hütte hinaus schaufeln.

15. December. Heute Morgen besuchte mich Senhor Deserra, wozu derselbe gestern beim Muata Jamwo sich Erlaubniss ausgebeten hatte. Er erschien mit einigen Negern im Gefolge und mit drei Wächtern, welche Muata Jamwo ihm beigegeben hatte, um ihn zu controliren. Deserra ist ein alter Neger in den sechsziger Lebensjahren und befindet sich seit 11 Jahren hier in Mussumba. Mit dem verstorbenen Muata Jamwo handelte er hauptsächlich Elfenbein, welches er alljährlich nach Kimbundo zu bringen pflegte, woselbst früher neben der Saturnino'schen Factorei noch andere Factoreien bestanden. Er hatte die Absicht gehabt, nach dem Tode des früheren Muata Jamwo nach der Küste zurückzukehren, was ihm indessen bis jetzt bei dem jetzigen Muata Jamwo durchzusetzen nicht gelungen war. Deserra, welcher den verstorbenen Muata Jamwo, dem jetzigen gegenüber, als einen ungleich intelligenteren und menschenfreundlicheren Monarchen schilderte, bedauerte, dass ich nicht zu Lebzeiten des früheren Muata Jamwo Mussumba besucht habe, denn er würde mich nicht allein auf das Freundlichste aufgenommen, sondern sein ganzes Reich, dessen Grenzen und dessen Geschichte er genau gekannt hätte, würde mir für meine Reiserouten offen gestanden haben. Er wäre allerdings kriegerisch gewesen und habe jährlich selbst Sklavenraubzüge nach Norden hin unternommen, dagegen habe er mit Weisheit und Milde regiert. Hinrichtungen seien nur an Fetischeuren vollzogen, sobald Personen als solche öffentlich gebrandmarkt wären. Er gab mir schliesslich den wohlgemeinten Rath, mit der grössten Vorsicht den jetzigen Muata Jamwo, einen ebenso unwissenden, als misstrauischen, habgierigen und grausamen Menschen, zu behandeln. Deserra hat mich im Laufe meines Aufenthaltes sehr oft besucht

und ich habe jedesmal die Gelegenheit benutzt, um mich so viel wie möglich über die Sitten und Gebräuche des Volkes und in der Geographie des Landes unterrichten zu lassen.

Ein Träger kaufte für sich ein Leopardenfell, welches ich besah und voller Wanzen fand. Anscheinend war dies die europäische Wanze, und mit Recht war zu befürchten, dass der Besuch mir auch noch dieses Ungeziefer in meine Hütte schleppen würde. Ein Vergehen eines meiner Träger wurde mir mitgetheilt. Derselbe hatte die Frau eines Grossen (Canapumba*)) besucht, wobei er abgefasst wurde. Der betrogene Ehemann forderte von mir ein Gewehr, eine Tasse und 8 Yards Zeug als Abfindung, wofür er aber dem Delinquenten, meinem Träger Manuelo, die Frau zu eigen überlassen wollte. Ich schickte aber nur eine Tasse und 4 Yards mit der Weisung, dass ich weder für mich, noch meine Leute Frauen kaufe. — Nachmittags Gewitter mit vielem Regen, 1½ Stunden lang. Nach dem Regen schickte mir Muata Jamwo 4 Ziegen, eine grosse Menge Fuba, Bataten, frische Maiskolben und reife Bananen. Gleichzeitig liess er mich bitten, ihm morgen meinen Hinterlader zeigen zu lassen. — Die ganze Nacht über Regen.

16. December Morgens bis 9 Uhr ebener Regen; mein Fundo glich wiederum einem See. Den Träger Manuelo musste ich heute mit 16 Yards Fazenda loskaufen, da der Canapumba mit einer Tasse und 4 Yards nicht zufrieden war. Germano zeigte heute Muata Jamwo mein Centralfeuergewehr.

17. December. Heute früh schickte Muata Jamwo zu mir, um sich meinen Revolver zur Ansicht auszubitten, doch liess ich ihm antworten, derselbe sei zerbrochen. Der Kaquata hatte nämlich an Muata Jamwo ausgeplaudert, was ich an Waffen besass. Es erschien der Sohn Muata Jamwo's, das Haupt mit einem grossen Federbusch geschmückt, Brust und Arme mit rothem Thon eingerieben, bei mir.

18. December. Muata Jamwo liess sich heute schon wieder das Gewehr ausbitten, doch schlug ich dies ab, mit der Entschuldigung, dass es Sitte und Gebrauch eines Weissen sei, sein Gewehr niemals wegzugeben. Es wurde mir von einem Neger das Fell eines Geparden für 4 Yards zu Kauf angeboten. Heute Abend schickte Muata Jamwo schon wieder, um das Gewehr holen zu lassen, und wiederum schlug ich ihm seine Bitte ab. Am Abend vertrieb ich mir die Zeit mit Musiciren, da ich eine Negerzither etwas gestimmt hatte und im Stande war, einige Melodien noth-

*) Canapumba ist kein Familienname, sondern die Bezeichnung der Würde eines Ministers.

dürftig herauszubringen. Leider hatte ich gar nichts zu lesen. Meine Bibliothek bestand aus einem kleinen portugiesisch-deutschen Taschen-Lexikon. — Nachts langer, ebener Regen.

19. December. Heute wurde den Trägern das Gepäck abgenommen, da der dafür bestimmte Fundo fertig war. Die meisten der Leute hatten mich auf die unverschämteste Weise bestohlen; von einzelnen Lasten fehlte die Hälfte. Diejenigen Träger, welche verschlossene Blechkoffer getragen hatten, lieferten dieselben richtig ab. Von den Perlenkasten, welche in Säcken in den Tragkörben transportirt waren, fehlten 25 bis 50 Procent, von den Ballen mit Fazenda 10 bis 20 Procent, ebenso von denen mit Pulver. Germano liess die Diebe auf eine Stelle sich zusammensetzen und wollte sie zur Strafe in Ketten legen. Damit würde ich indessen das Deficit an Waaren nicht zurückerstattet bekommen haben und so blieb mir nichts übrig, als die Diebe zur Strafe das Holz für ein zu erbauendes Wohnhaus aus dem Kabebe-Walde holen zu lassen. Die anderen Träger bekamen 2 Yards Fazenda als Belohnung.

Heute endlich erschien die Lukokescha, die grösste Würdenträgerin in Lunda nach dem Muata Jamwo. Ich befand mich gerade im Waarenlager bei der Abnahme des Gepäcks, als ich von meinen Leuten herausgerufen wurde. Sie erschien in einer Tipoya, getragen von acht Negern, und war umgeben von einer grossen Anzahl Damen, die sämmtlich, sowie sie selbst, mit etwas neuer Fazenda bekleidet waren. Um ihre Fussknöchel und Handgelenke hatte sie viele feine Kupferspangen, um den Hals viele Perlenschnüre. Als ich auf sie zuging, ihr die Hand zu reichen, wandte sie sich lachend ab; doch nach einigem Zureden meiner Dolmetscher reichte sie mir mit abgewandtem Gesicht die Hand. Die hohe Dame war übrigens weniger ceremoniell, als Muata Jamwo, und liess ihre Fragen und Antworten durch Ebo direkt verdolmetschen. Allmählig, nachdem ich sie mit vier bunten Taschentüchern beschenkt hatte, begann sie, mich sehr oft zu berühren, und wenn Ebo ihr etwas verdolmetschen sollte, so zupfte sie ihn an's Ohr. Sie liess mich bitten, ihr das Gewehr zu zeigen. Beim Aufklappen desselben brach die Königin nebst Gefolge in ein allgemeines Gelächter und Geschrei aus und empfahl sich bald darauf, ohne von ihrem Sitz heruntergestiegen zu sein. Gegen Nachmittag nach einigen Stunden erschien die Lukokescha zum zweiten Mal, diesmal von ihrer Schwester und sechs anderen Damen begleitet. Beide Damen ritten auf den Schultern eines Sklaven. Vor meiner Hütte angelangt, nahmen die Träger der süssen Last eine gebückte Stellung ein, so dass die Reiterinnen auf die Füsse zu stehen kamen und ihre Sitze verliessen.

Ich lud jetzt die beiden Damen ein, mit mir in meine Hütte zu kommen, woselbst sie auf einem Blechkoffer mir gegenüber Platz nahmen und wir uns über eine Stunde lang mit Hülfe meines Dolmetschers unterhielten. Ich muss gestehen, dass das freundliche und graziöse Benehmen beider Damen einen wohlthuenden Eindruck auf mich machte. Ich habe ihnen mein Haar, meine Arme und Füsse ganz genau zeigen müssen, welche sie mit vieler Bewunderung angafften und berührten. Die Lukokescha mag 22 bis 25 Jahre alt sein; ihre Figur ist schlank und hoch, ihre Hautfarbe hellbraun, so dass meine Dolmetscher äusserten, sie sehe aus wie eine Mulattin an der Küste. Sie war einige Tage krank gewesen, und dies war der Grund, weshalb ich sie nicht früher gesehen hatte, und ich wünschte und hoffte, dass sie sich auf dem Blechkoffer nicht erkältet haben möchte. Nachdem eine Stunde mit Unterhaltung vergangen und ich den Damen kleine Geschenke an Perlen etc. gemacht hatte, bestiegen beide ihre Sklaven und ritten scherzend und lachend in Begleitung ihres Gefolges von dannen. Der Sklave wurde bestiegen, indem dieser sich bückte und die Reiterin das eine Bein über den Nacken desselben schwang, so dass sie ihren Stützpunkt auf seiner Schulter fand, sobald der Mann sich aufrichtete.

20. December. Zu dieser Jahreszeit kauft man in Mussumba sehr billig wohlschmeckende Ananas, sowie verschiedene Arten von Bananen. Es ging heute das Gerücht, dass der Muata Jamwo mich officiell besuchen wollte, obgleich ich ihn hatte bitten lassen, den Besuch aufzuschieben, bis mein Haus fertig sein würde. Am Nachmittag liess sich Muata Jamwo zum morgenden Tage anmelden und so nahm ich mir denn auch vor, ihn in allen Ehren zu empfangen. Heute Nachmittag erschien die Schwester der Lukokescha, schien aber etwas angetrunken zu sein, bettelte auch unverschämt und war ganz ausserordentlich freundlich. Sie nahm mir die brennende Pfeife aus dem Munde und rauchte, dann bedauerte sie gegen meinen Dolmetscher, dass die Thür offen sei und dass so viel neugierige Menschen draussen meine Hütte umlagerten, während welcher Betrachtungen sie mir unausgesetzt schmachtende Blicke zuwarf. Sie bekam als Geschenke 4 Yards Zeug, einen Spiegel, etwas Perlen und etwas Messingdraht, und endlich entschloss sie sich zum Aufbruch. Diese Dame mag etwas jünger sein, als ihre Schwester, etwa 18 bis 20 Jahre alt. Sie vertritt bei letzterer das Amt eines Leibmedicus, und zum Zeichen ihrer Kunst trägt sie eine Unzahl kleiner Wunderhörner und andere Fetischheiligthümer um den Hals; ebenso war ihr Hals reich behangen mit Perlenschnüren. Die Fuss- und Handgelenke waren mit feinen kupfernen Spangen und anderen Schmuck-

sachen von Kupfer oder Eisen geschmückt. Die Hüfte wurde von einem schmalen Streifen Fazenda bedeckt, die Brust war frei.

Nachmittags liess Muata Jamwo den Dolmetscher Ebo zu sich rufen, um denselben darüber zu fragen, ob ich Kriegsmaterial mit mir führe. Ebo brachte mir sehr deprimirt eine Kugel einer meiner Büchsen, welche Muata Jamwo ihm übergeben hatte; dieselbe war letzterem heute Morgen von einem Neger überbracht worden. Nun hatte ich heute früh aus meinem Fundo heraus eine Büchse, im hohen Anschlag gehalten, abgeschossen, und das Einschlagen der Kugel war auf eine Entfernung von fast 10 Minuten von einem Neger gehört worden, und dieser hatte die Kugel gesucht und aufgefunden. Ich schickte Ebo mit der Kugel zurück und liess mich damit entschuldigen, dass meine Gewehre alle so weit schössen und dass es nichts Ungewöhnliches wäre, wenn eine Kugel eine so grosse Entfernung geflogen sei. Der König liess hierauf wieder sagen, dass er sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben könne, sondern ich möge nach einigen Tagen ihn nach seiner Pflanzung begleiten, um auf weite Distanz auf eine Ziege zu schiessen. Wenn meine Kugel dann die Ziege träfe und tödtete, so wolle er zugeben, dass ich ein guter Jäger und dass es kein Fetisch sei, wenn meine Kugeln so weit flögen. Träfe und tödtete ich die Ziege aber nicht, so müsste er unzweifelhaft annehmen, dass die erste Kugel durch Fetisch so weit geflogen sei. Ich überlegte nun bei mir, mich auf diese Probe nicht einzulassen, und liess den Abgesandten ohne bestimmte Antwort wieder gehen. Ferner liess mir Muata Jamwo noch einmal sagen, dass er mich morgen mit seinen Grossen besuchen und sich seine Geschenke alsdann ausbitten würde. Da ich aber doch noch 30 bis 50 Sklaven zur Reise haben müsse, so möge ich ihm den Preis für die Sklaven nicht mit den Geschenken zusammen geben, sondern er wolle die Bansa's (vergl. unten) in der Nacht holen lassen, — wahrscheinlich um den Neid der Kilolo's nicht zu erregen. Im Uebrigen liess er mir die Versicherung seiner Freundschaft überbringen. Ich schickte Ebo zurück mit der Weisung an Muata Jamwo, dass ich seinen Besuch morgen erwartete und ihm seine Geschenke überreichen lassen würde. Die Bansa's für die Sklaven würde ich ihm ein anderes Mal geben, aber nicht zur Nachtzeit, da ich des Nachts weder Geschenke noch Geschäfte mache.

In Mussumba ist es Brauch, dass der Händler den bestimmten Preis für bestimmte Waaren pränumerando bezahlt, um dem Verkäufer Zeit und Mittel zu geben, die Waare anzuschaffen. Diese Pränumerando-Zahlung heisst Bansa's geben. — Die Bansa für einen starken Elephantenzahn von 70—80 Pfd. beträgt 4 Yards rothen Flanell, ein Stück Fazenda à 8 Yards, eine Muskete und

ein Fass Pulver à 4 Pfund. Die Bansa für eine ausgewachsene Sklavin beträgt 3—4 Stück Fazenda à 8 Yards, für einen Sklaven (Träger) 2 Stück Fazenda à 8 Yards, für ein Mädchen im Alter von 11—14 Jahren 2 Stück Fazenda à 8 Yards, für Kinder 4 bis 6 Yards. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass Händler Sklaven und Elfenbein, je nachdem billiger oder theurer bezahlen. Bemerkenswerth ist, dass eine Muskete (besonders beliebt sind möglichst starke Röhre des grössten Kalibers) in Mussumba unverhätnissmässig billiger ist, als im Kioko-Lande und Kimbundo. Während im letzteren Districte und Orte als Aequivalent für eine Muskete ein Stück Fazenda à 16 Yards gilt, kostet in Mussumba das Gewehr nur 4 Yards, wofür es unter Umständen dem Reisenden möglich sein mag, Gewehre von den Eingeborenen einzuhandeln. Als Ursache dieser verschiedenen Werthbestimmung mag der Umstand gelten, dass von Händlern nach Kimbundo und Umgebung ungleich mehr Pulver gebracht wird, als nach Mussumba, da Mussumba verhältnissmässig wenig von Carawanen besucht wird und die Gewehre in Ermangelung von Pulver unbrauchbar werden. Für den Reisenden ist das Mitbringen von Musketen nicht unbedingt nothwendig. Dasselbe gilt von rothem Flanell. Derselbe hat einen hohen Werth und wird bei dem Einkauf von Elfenbein und Sklaven von Wichtigkeit.

Zum Einhandeln von Lebensmitteln und Kleinigkeiten dienen in Mussumba hauptsächlich Perlen, und zwar: 1) eine rothe, inwendig weiss emaillirt (an der Küste bekannt unter dem Namen „Maria segunda"; 2) eine weisse sehr ordinaire Porzellanperle, welche aussieht, als wenn sie aus Knochen verfertigt wäre, an der Küste bekannt unter dem Namen „Missanga branca". Von der ersteren möge man eine möglichst grosse Sorte kaufen, von der zweiten eine von mittlerer Grösse. Beide Sorten von Perlen kommen in verschiedenen Grössen in den Handel; zu grosse oder zu kleine weisse Perlen haben jedoch fast gar keinen Werth. In Mussumba ist Alles von Werth, was glitzert, blinkt und bunt ist, und was der Neger als Schmuck sich am Körper befestigen kann. Alle diese Tauschartikel haben aber nicht wie die obengenannten einen ganz bestimmten Werth.

21. December. Wir erwarteten heute den König. Meine Dolmetscher waren des Empfanges wegen am Morgen früh schon im Staat, während ich meine Toilette erst gegen Mittag veränderte. Der Sohn Muata Jamwo's meldete um die Mittagszeit den Besuch seines Vaters gegen 3 Uhr an und zeigte dabei, um die Zeit zu bestimmen, auf die Stelle des Himmels, wo die Sonne etwa zwischen 2 und 3 Uhr stehen musste. Gegen 2 Uhr erschien derselbe Herr wieder im Lager, und zwar in vollem Pomp. Das Haupt

war geschmückt mit mächtiger Haarperücke und vielen bunten Federn; vom Hinterkopf herunterhängend bedeckte ein Luchsfell den Nacken und Rücken. Er war bewaffnet mit einem zweischneidigen, breiten Schwerte, mit welchem er winkend den Platz vor meiner Hütte von ordinairen neugierigen Negern säuberte. Nach einer halben Stunde hörte man die Musik. Bald darauf bewegte sich ein mächtig langer Zug, aus 2000 bis 3000 Menschen bestehend, den Berg herunter. — Muata Jamwo näherte sich. Ich hatte am Morgen einen Flaggenstock auf meiner Hütte anbringen lassen und liess jetzt die schwarz-weiss-rothe Fahne aufhissen, während meine Diener und Träger damit beschäftigt waren, etwa 20 bis 25 Schüsse aus Hinterladern und Musketen abzugeben. Zuerst erschien Muata Jamwo in seiner Tipoya, von Massen Volkes umgeben, dann die Lukokescha, ebenfalls in einer Tipoya von Männern und Weibern umgeben. Als Dritte kam die Amari, als Vierte die Temena, jede in einer Tipoya von 8 Negern getragen. Dahinter erschienen eine Menge Tipoya's von Grossen besetzt, die ich nicht kannte und bei der Menschenmenge auch nicht zählen konnte. Den Schluss des Zuges bildete ein langer und dichter Schweif von Negern. Kurz vor meiner Hütte hielten die ersten vier Tipoyas still; dann schwieg die Musik.

Muata Jamwo selbst war umgeben von einer Leibgarde, bestehend aus etwa 30 Mann mit Musketen und eben so vielen mit Speeren bewaffnet. Als der Zug still hielt, ging ich auf den Herrscher zu, zog meinen Hut und reichte ihm die Hand. Ebenso ging ich zur Lukokescha und zur Amari. Der dritten Dame, der Temena, hätte ich fast vergessen, meine Honneurs zu machen, wenn mich die Dolmetscher nicht auf meinen Fehler aufmerksam gemacht hätten. Nach dieser Begrüssung wurden die Tipoyas mit den hohen Herrschaften auf den Boden niedergesetzt, und zwar im Halbkreise um mich herum, während ich vor der Thür meiner Hütte auf einem Schemel Platz genommen hatte. Auf der äussersten linken Seite sass die Amari, rechts neben ihr der Muata Jamwo, weiter rechts die Lukokescha, dann die Temena, und noch weiter rechts hatten sich die anderen Grossen, welche mir jedoch unbekannt waren, mit ihren Tipoya's aufgestellt. Im Hintergrunde gewahrte man eine Unmasse von Menschen. Neben mir befanden sich meine beiden Dolmetscher und einige Träger, ferner mein kleiner Diener Elunga, über mir den Sonnenschirm haltend. Die Herrschaften blieben alle in ihren Tipoya's sitzen, und jeder dieser Throne war wiederum von einem besonderen Gefolge umringt. Um den Thron des Muata Jamwo kauerte eine grosse Anzahl Kilolo's und Sklavenweiber. Die dem Centrum des Halbkreises am nächsten befindlichen Menschengruppen hockten auf der Erde, wäh-

rend die Gruppen, welche sich hinter den ersteren befanden, aufrecht standen, so dass ich, was hinter diesen passirte, nicht beobachten konnte.

Ich befand mich ungefähr zehn Schritte von der Tipoya Muata Jamwo's, und meine Anrede, welche Ebo dem Dolmetscher Muata Jamwo's übersetzte und letzterer unter allgemeiner Lautlosigkeit der Versammlung mit deutlicher Stimme seinem Herrn und dessen Gefolge wiederholte, lautete:

„Muata Jamwo! Ich komme, um Dich grossen Häuptling zu besuchen und Dir Geschenke zu bringen, nicht aber um Handel zu treiben. Ich will wissen, ob Dir der Besuch des Weissen lieb ist. In meinem Vaterlande habe ich Brüder, welche Lust haben, Dich ebenfalls zu besuchen. Sie wollen aber nicht eher kommen, als bis ich zurückgekehrt bin, denn ich soll ihnen Nachricht bringen, ob Du den Weissen gut behandeltst, oder schlecht. Wenn der Regen aufgehört haben wird, werde ich zurückkehren in mein Heimathsland und den Brüdern sagen, dass Du den Weissen gut behandelst und dass sie Dich besuchen sollen. Wie Du weisst, bin ich Jäger. Ich bitte Dich, wenn ich es verlange, so gieb mir einen Kaquata, um mich dort hinzuführen, wo Elephanten sind. Das Elfenbein der getödteten Elephanten gehört Dir und Deine Leute sollen es Dir bringen. Heute empfängst Du von mir die Geschenke, welche ich von weit her für Dich gebracht habe. Sklaven kann ich Dir nur aber dann abkaufen, wenn ich auf Jagd nach dem Lubilasch-Flusse gehe, damit sie mich dorthin begleiten."

Auf diese meine Anrede liess Muata Jamwo einfach danken. Meine Dolmetscher und Träger breiteten jetzt auf einer Strohmatte vor der Tipoya Muata Jamwo's folgende Geschenke aus: 1) eine rothe Husaren-Uniform (ein Geschenk des Major v. Homeyer), 2) sechs Stücke Zeug à 8 Yards, 3) zwei kleine Klingeln, 4) zwei Musketen, 5) vier Fässer Pulver à 4 Pfund, 6) zwei bunte Regenschirme, 7) sechszehn Yards rothen Flanell.

Muata Jamwo liess sich, nachdem ihm diese Sachen übergeben waren, noch zwei Tassen und einen Spiegel ausbitten, welche Geschenke auch von mir sofort zu den übrigen hinzugelegt wurden. Gleich darauf liess er mir einen starken Elephantenzahn, ein Löwenfell und einige Bananen zu Füssen legen, mit einer Anrede seines Dolmetschers, welche mir aber der meinige in der Hitze des Gefechts zu übersetzen vergass.

Jetzt kam die Reihe an die Lukokescha, und gleichfalls wurde vor ihr eine Strohmatte ausgebreitet. — Inzwischen hatte sich eine regendrohende Gewitterwolke genähert. Es fing an zu blitzen und donnern, und obgleich viele der Eingeborenen durch Winken

mit einem Wedel oder mit den Händen, durch Schreien oder Pfeifen auf den Fingern das Gewitter inhibiren wollten, so schien die Wolke dennoch durch nichts sich beirren zu lassen und kam näher. Die Lukokescha hatte gerade ihre Geschenke in Empfang genommen und mir ebenfalls einen starken Elephantenzahn als Gegengeschenk gemacht, als es zu regnen begann. Noch hielt die ganze Gesellschaft aus. Die für den Muata Jamwo bestimmte Uniform ging inzwischen im Kreise herum und errang allgemeine Bewunderung. Die Herren in Muata Jamwo's Umgebung schüttelten die Fässer mit Pulver, um zu wissen, wie voll sie wären, prüften die Gewehre, klopften an die Tassen, ob sie ganz wären, klingelten mit den Klingeln u. s. w. Lukokescha wünschte auch einen rothen Rock, welche Bitte ich jedoch abschlagen musste; statt dessen erhielt sie von mir aufs Neue einige Perlenschnüre u. dgl. m. Der Regen wurde inzwischen stärker; es folgten heftigere Donnerschläge, Alles lief auseinander, und die feierliche Ceremonie war somit unterbrochen. Ich liess der Amari und der Temena sagen, dass ich die für sie bestimmten Geschenke nach ihrem Hause schicken würde. Jetzt erhob sich ein Orkan. Ich war aufgestanden und stand umringt von einigen neugierigen gewöhnlichen Negern noch vor meiner Hütte, als ein heftiger Donnerschlag die ganze Gesellschaft um mich erschreckte. Die Eingeborenen fielen, als wenn sie selbst vom Blitz getroffen wären, platt zu Boden, das Gesicht auf die Erde gelegt.

Als ich mich in meine Hütte zurückgezogen hatte, kamen einige Boten Muata Jamwo's im Trabe trotz allen Regens und Sturms nach meiner Hütte gelaufen und baten sich für Muata Jamwo den Hinterlader nebst zwei Patronen aus. Er selbst wartete noch etwa 200 Schritte von meiner Hütte entfernt. Ich zog mir meinen Regenrock über, nahm ausserdem noch meinen Regenschirm mit und ging mit einigen meiner Leute zu ihm. Er feuerte zum allgemeinen Jubel zwei Schüsse aus dem Hinterlader ab, und es wurde uns jetzt schwer, trotz des bösen Wetters, ihn zur Zurückgabe des Gewehrs und zur Heimkehr zu bestimmen. Nichts ahnend hatte ich meinen Regenrock angezogen, welcher dem Muata Jamwo jetzt, nachdem er geschossen hatte, ins Auge fiel. „Was ist das?“ — „Was ist das für Zeug?“ — „Nicht wahr — gleich mitnehmen.“ — „Auf ein ander Mal!!“ — Als ich mein Gewehr wieder in Händen hatte, lief ich zurück, wurde aber durch Boten mehrmals aufgehalten, da Muata Jamwo meinen Regenschirm zu haben wünschte. Er würde ihn wieder schicken, hiess es, und so sah ich mich genöthigt, ihm den Schirm zu überlassen. Jetzt erst ging die Tipoya und das Gefolge in raschem Trabe ihrem Ziele zu.

Muata Jamvo.





Muata Jamwo erschien bei dieser Audienz mit einer neuen künstlichen, mit Perlen verzierten Perrücke, verschieden von der früheren. Hinten am Kopfe im Zopfe war eine rothe Papageifeder befestigt, um die Hüfte herum ein Gewand, hergestellt aus zusammengehefteten breiten Streifen gelben und rothen Zeuges; über der einen Schulter hing ein lederner Riemen mit lederner Troddel, um das Handgelenk ein dickes Armband, verfertigt von den Sehnen eines Elephanten (der Lucano) und verschiedene Kupfer- und Messingspangen, um die Enkel ebenfalls eine Anzahl derartiger Spangen, um den Hals kleine Antilopenhörner, Perlenschnüre und eine Schnur, an welcher scheinbar ein kupfernes Geldstück von der Küste befestigt war.

Die Lukokescha trug, wie gewöhnlich, ihr kurz geschorenes Haar, der Hals und die Brust waren reich mit Perlen verziert. Die Amari und Temena sah ich heute zum ersten Mal. Erstere hatte sich scheinbar aus ihrem eigenen Haar eine ganz besondere künstliche Frisur mit Chignons herstellen lassen. Die Temena trug kurz geschorenes Haar und vorn auf dem Haupte das ausgeschorene Dreieck, wie die meisten Weiber es in Mussumba tragen. Die Amari ist eine kleine corpulente Person mit angenehmen Zügen und mag Ende der zwanziger Jahre sein. Die Temena ist eine bedeutend bejahrtere, ältliche Frau.

Diese Ceremonie, wie sie heute mir zu Theil wurde, wird für die Folge bei eventuellen Besuchen von Weissen wohl geltend bleiben. Sie ist die erste Empfangsfeierlichkeit, welche dieser Herrscher abgehalten hat. — Wie Ebo mir mittheilte, hatte Muata Jamwo ein besonderes Gelüst auf die schwarz-weiss-rothe Fahne gehabt und ihn bitten lassen, ihm von dieser Fazenda zu geben. Besonders auffallend war mir die Temena. Sie konnte sich nicht genug über meine Person wundern und klatschte fortwährend in die Hände, sobald sie mich ansah, während die Amari mich ziemlich ruhig und gleichgültig betrachtete. Letztere hatte ein besonders glänzendes Gefolge von Damen um sich, welche alle reich mit Perlen und Kupferspangen etc. geschmückt waren. Viele der Kilolo's hatten ebenfalls künstliche Perrücken und Federbüsche schmückten ihr Haupt. Einige der Kilolo's hatten sich förmlich ganze Pakete von Perlen in dem lang geflochtenen Kinnbart befestigt.

Nachmittags von 5 Uhr an Gewitter mit starkem Regen, welcher bis gegen 6 Uhr anhielt und meine Hütte wieder einmal unter Wasser setzte. In der Nacht, gegen 2 Uhr etwa, wurde ich durch Ameisen gestört. Es entstand ein Knistern im Dache, dann ein Flattern und Fliegen der Schaben oder anderer Insecten. Ich war nicht früh genug erwacht, um aus der Hütte zu flüchten

und wurde auf dem Körper, in den Haaren und im Bart überall von Ameisen angegriffen, die mir durch ihre Bisse empfindlichen Schmerz bereiteten. Als ich mit grosser Behendigkeit aus dem Fundo eilte, hatte Germano sich auch vom Lager erhoben, welches sich in dem benachbarten Fundo, unserem Waarenlager, das etwa 15 — 20 Schritte westlich von meinem Fundo entfernt lag, befand. Er war gerade damit beschäftigt, die Ziegen, welche in seinem Fundo einquartiert waren, loszubinden, und die Thiere, von Ameisen gleichfalls gepeinigt, ergriffen schreiend die Flucht. Gleichzeitig erschienen auch die Knaben mit brennenden Strohwischen und trieben die Ameisen nach etwa einer halben Stunde in die Flucht. Die Neger verstehen mit Feuer ausgezeichnet umzugehen. Ebenso geschickt, wie sie im Anzünden desselben sind, sind sie auch im Auslöschen. Obgleich das Dach der Hütte im Innern trocken war, so schwangen sie dennoch ihre Strohfeuerbrände bald auf dem Boden, bald gegen das Dach hinauf, ohne zu zünden, und gestattete ich ihnen dies im Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit ohne Weiteres, obgleich ich etwa 20 Pfund und Germano 150 Pfund Pulver in seinem Fundo beherbergte. Diese Art Ameisen, bräunlich oder schwärzlich von Farbe, verderben nichts, sondern machen nur Jagd auf Ungeziefer oder dringen, durch Fleischgeruch angelockt, in die Fundo's. Alles ergreift vor ihnen die Flucht. Sie kommen in langen Zügen und ziehen, wenn sie nicht gestört werden, von selbst wieder ab, nachdem sie tabula rasa gemacht und das Schlachtfeld gesäubert haben. Ihre Raubzüge unternehmen sie gewöhnlich des Nachts, und zwar nach beendigtem Regen, während man sie in der trocknen Jahreszeit kaum jemals gewahr wird. Sie erinnern, was ihre Gestalt und Farbe anlangt, an die norddeutschen Waldameisen. Das Gros eines Zuges besteht aus kleineren Thieren, während einzelne unter ihnen auffallend grösser sind, und diese sind es, welche mit ihren besonders grossen Kinnbackenscheeren sehr schmerzhafte Bisse verursachen. Sie wohnen in der Campine unter der Erde und lieben zur Anlage ihrer Baue vorzugsweise den Lehmboden.

22. December. Morgens ebener Regen bis 9 Uhr, Nachmittags Regenschauer. Ebo erzürnte sich heute mit unserm Kaquata aus Kimbundo. Es hat mir viel Vergnügen gemacht, diese beiden Gauner sich zanken zu hören. Beide tractirten sich gegenseitig mit derben Schimpfwörtern. — Heute Nachmittag wurden die Geschenke an die Amari und Temena überbracht; erstere schickte mir zwei Leopardenfelle als Gegengeschenke.

23. December. Muata Jamwo liess mich gegen 9 Uhr bitten, mit ihm nach seiner Pflanzung zu kommen, um dort nach einem

Baum zu schiessen. Es schien mir, als ob er die Sache mit der Ziege aufgegeben hätte. Ich lag indessen noch auf meinem Lager, und liess ihm zurücksagen, dass ich morgen ihn begleiten wolle. Die Nässe in meiner Hütte wurde jetzt von Tag zu Tag unerträglicher. Der Boden derselben bestand aus Lehm und trocknete sehr schwer, sobald er vom Regen aufgeweicht war.

24. December. Muata Jamwo liess mich heute wieder bitten, mit ihm zur Pflanzung zu kommen. Ich entschuldigte mich mit Fieber, obgleich ich, vollkommen guter Dinge, mich noch auf meinem Lager befand. Wenn ich gewollt, so hätte ich jetzt nach dem officiellen Empfang des höchsten Besuchs Handel mit den Eingeborenen treiben können, welche viele Felle von Leoparden, wilden Katzen, Fischottern, schwarzen Affen, Luchsen etc. und dann und wann Sklaven und Elfenbein zum Verkauf brachten. Der gewöhnliche Preis für ein fehlerfreies grosses Leopardenfell war 2—4 Yards Zeug; ein Otterfell galt ein Yard. — Gegen 11 Uhr schickte Muata Jamwo wiederum, ich möchte doch nach der Pflanzung mit dem Gewehr kommen; ich liess mich nochmals entschuldigen. — Mittags Regenschauer. — Zuckerrohr, welches ich auf der ganzen Reise nur in Songo angetroffen habe (in Kassange auch auf der Rückreise) wurde mir hier viel zum Verkauf angeboten. Dasselbe wächst in Mussumba in den Mulden oder Schluchten der Bäche besonders üppig, und sind die Stangen, welche mir gebracht wurden, oftmals ausserordentlich dick. Ananas wurden ebenfalls ziemlich viel zum Kauf angeboten. — Nachmittags von 5 bis 7 Uhr ebener Regen. — Gegen 8 Uhr liess sich Muata Jamwo anmelden, um die obenerwähnten Bansa's für die Sklaven zu holen. Ich liess ihm zurücksagen, dass ich jetzt schlafen gehen wollte und ein anderes Mal wegen der Sklaven mit ihm sprechen würde. Gegen 11 Uhr in der Nacht erwachte ich, weil meine Knaben Lärm machten und von Ameisen in ihrem Fundo gestört waren. Eine Viertelstunde darauf wurde Alles vor meiner Hütte hell. Die Knaben hatten bei Gelegenheit der Ameisenjagd ihren Fundo angesteckt. Der Fundo Germano's stand 8 Fuss neben dem der Knaben, der meinige etwa 60 Fuss von dem Germano's. In letzterem befanden sich, wie schon oben bemerkt, bedeutende Quantitäten von Pulver. Es fiel ein ebener Thauregen bei vollständiger Windstille, so dass, als ich mit einem Satze zur Brandstelle war, die Flamme senkrecht in die Höhe loderte. Die drei grösseren Knaben waren mit grosser Geistesgegenwart damit beschäftigt, die Hölzer, welche das Gerippe des Fundo's bilden, unten anzugreifen, damit etwas von dem Stroh mit den Hölzern zur Erde fiele. Ehe es soweit aber kam, war das Feuer niedergebrannt. Jetzt erst waren die meisten Träger aus ihrem 40 bis

50 Schritt entfernten Lager zur Stelle. Die Leute gingen alsbald an's Werk, die am Boden glimmenden Massen zu löschen. Ich athmete auf, als die Gefahr vorüber war, und Germano sagte zu mir: „Die Vorsehung hat uns gerettet". Wie durch ein Wunder war der Fundo Germano's vom Brande verschont geblieben. Ich habe am andern Tage die Entfernung der beiden Fundo's gemessen, und ergab die Messung, dass der Fundo der Knaben nicht voll 8 Fuss von dem des Waarenlagers entfernt gewesen war. Auf einem solchen Fundo liegen in der Regenzeit enorme Quantitäten von Stroh, welches inwendig vollständig trocken zu sein pflegt. Das Dach brennt dann ebenso leicht wie die Strohdächer eines europäischen Dorfes. Vermuthlich wäre Alles für mich verloren gewesen, wenn der Fundo Germano's mit den 150 Pfund Pulver in die Luft gesprengt wäre. Dies war mein Weihnachtsabend 1875! Eine Theebüchse war geschmolzen, sonst waren keine Verluste zu beklagen, da die Knaben ausser ihrem Tuch keine Habseligkeiten besassen. Der Diener Elunga hatte das Feuer angesteckt. Ich habe dem Knaben übrigens nicht ein einziges böses Wort gesagt, sondern ihn, sowie den kleinen Charly für die Nacht in meine Hütte genommen, während die grösseren Knaben bei Germano untergebracht wurden. — Nachts ebener feiner Regen.

25. December. Am Morgen gegen 6 Uhr bald nach Sonnenaufgang wurde ich von Germano geweckt, weil Muata Jamwo vor der Thür war, um Bansa's zu holen. Ich stand auf, begrüsste den Häuptling vor meiner Hütte, ihm die Hand gebend. Muata Jamwo war umgeben von vier Kilolo's, unter ihnen jener Dolmetscher, welcher am 21. December die Honneurs machte. Er verlangte meine Waaren zu sehen und ihm Waaren als Pränumerando-Bezahlung für zu kaufende Sklaven zu geben. Ich begab mich in Begleitung meiner Dolmetscher mit Muata Jamwo und seinem Gefolge in das Waarenlager, wo er sofort mit seinen Leuten, wie der Habicht auf die Taube, auf die verschiedenen Ballen und Koffer losschoss. Nach vielem Parlamentiren und meiner entschiedenen Erklärung, dass ein Weisser solche Behandlung übel nehme und dass in Folge dessen kein weisser Besuch jemals wieder Mussumba betreten würde, liess er sich endlich dazu bewegen, auf einem ihm angewiesenen Schemel Platz zu nehmen. Er verlangte ungestüm Waaren; dann bat er wieder, ihm Waaren zu zeigen, u. s. w. Ich wusste mir factisch nicht anders zu helfen, als ihm Waaren zu überlassen, unter der Bedingung jedoch, mir Reiseerlaubniss und Sklaven zu geben, sobald ich es verlangen würde. Ich liess ihm in Folge dessen 10 Stücke Zeng à 16 Yards geben, und successive handelte er sich weiter herauf

auf 10 Fässer Pulver, diverse Bündel Perlen, eine bunte Decke, etwas Messingdrath und ein buntes Taschentuch. Dennoch war er natürlich damit nicht zufrieden. Nachdem wir nach und nach einige Träger hatten holen lassen, welche sich alle auf die verschiedenen Ballen setzten mussten, folgte er einer Einladung meinerseits, mit mir in meinen Fundo zu kommen, wo ich ihm noch besonders schöne Waaren schenken und den Hinterlader zeigen wolle.

Am unverschämtesten benahm sich seine Begleitung, namentlich jener Kilolo, welcher die Kammerherrendienste zu verrichten schien. Derselbe prüfte Alles, was ich dem Muata Jamwo gab, und war niemals mit dem Angebotenen zufrieden. Selbst wenn Muata Jamwo sich zufrieden erklärte, ermunterte er von Neuem seinen Herrn, sich noch mehr geben zu lassen. Eine sichtbare Zufriedenheit zeigte sich auf den Gesichtern Muata Jamwo's und seiner sämmtlichen Kilolo's, als sie sich endlich anschickten, mir in meinen Fundo zu folgen. Meine Dolmetscher gaben an den Kaquata Muata Jamwo's für jedes Stück Zeug einen langen, für jedes Fass Pulver einen kurzen Strohhalm. Die andern Sachen nahmen sie gleich mit sich, während die Fazenda und das Pulver einstweilen hierbleiben sollte. Die Strohhalme wurden darauf dem Monarchen übergeben, um ihm gleichsam die Dienste einer Notiz zu verrichten. Jetzt betrat Muata Jamwo meinen Fundo, nahm anfangs Platz neben mir auf meinem Bettlager, stand aber dann auf und fiel über Alles her, was er sah. Er verlangte schliesslich die Koffer zu öffnen, verlangte Branntwein u. s. w., so dass ich mir kaum zu helfen wusste. Was würde aus dem Medicinkasten geworden sein, wenn ich ihm denselben geöffnet hätte? Und doch gebot es die Klugheit, seines Misstrauens wegen, ihm das nicht vorzuenthalten, was er zu sehen verlangte. Sein Gefolge war glücklicherweise mit Germano ausserhalb der Hütte geblieben, indem ich mich damit entschuldigte, die Herren nicht hereinlassen zu können, weil der Raum in meinem Fundo für so vielen Besuch zu eng sei. Als Muata Jamwo halb lächelnd, halb ungestüm die Koffer zu öffnen verlangte, fiel mir plötzlich mein Hinterlader ein. Ich schickte sofort Ebo mit dem Zaubergewehr und diversen Patronen hinaus, wo er das Gewehr abzuschiessen begann. Dies Manöver glückte. Mein edler Gönner lief hinaus und wollte selbst schiessen. Nachdem er vergeblich nach einem Baume einige Male geschossen hatte, forderte er eine Ziege, um sie durch einen Schuss zu tödten und liess mir sagen, dass er mir eine andere wiedergeben würde, wenn ich ihm eine der meinigen zur Zielscheibe stellte. Wir mussten Alle darüber lachen, welche Gesichter er und seine Umgebung schnitten, als er drei Mal auf

etwa 20 Schritt mit Schrotladung jedesmal vorbeischoss; erst der vierte Schuss tödtete das Thier zur sichtbaren grossen Genugthuung Muata Jamwo's und seiner Leute.

Aus meinem Fundo hatte Muata Jamwo sich alles Mögliche mitgenommen, und selbst meine Morgenschuhe entgingen nur durch Zufall seinen stürmischen Angriffen. Er wünschte jetzt nach seiner Heldenthat wieder in meine Hütte zurückzukehren; die Thür war jedoch geschlossen und die Knaben wachten davor und machten ihm plausibel, dass ich jetzt bei dem schönen Wetter nicht Lust hätte, im Fundo zu sitzen. Meinen Regenrock hatte er bereits gesehen; derselbe war jedoch gerettet. Er verlangte jetzt ungestüm einen Blechkoffer von mir, welches Anliegen ich ihm jedoch abschlug. Dann bettelte er fortwährend um den Besitz eines Stearinlichts, ich konnte ihm aber auch dieses nicht geben, weil es mein letztes war; denn am ersten Abend nach meiner Ankunft hatte ich das letzte Licht gebrannt, welches Ereigniss von den Eingeborenen ihrem Herrscher jedenfalls mitgetheilt worden war. Er wünschte daher das Wunderding auch zu probiren. — Ich musste während unseres Zusammenseins öfters meinen Hut abnehmen und ihm und seinen Leuten meine Brust zeigen, worauf stets allgemeiner Jubel ausbrach. Jedesmal gab mir Muata Jamwo dann die Hand und dankte mir. Behaart zu sein, scheint hier sehr beliebt zu sein. Muata Jamwo wenigstens zeigte mir stolz seinen Körper und wandte sich dann an seine Umgebung mit den Worten: „Seht Ihr, dass ich den Weissen ähnlich und ein Verwandter der Weissen bin?“ Endlich gegen 12 Uhr Mittags schickte er sich zum Aufbruch an. Er war heute auf den Schultern eines Sklaven angeritten gekommen und ritt auf demselben auch wieder von dannen; anscheinend war er, als er Abschied nahm, in sehr froher Stimmung. Für einen Teller voll Salz, welchen ich ihm geschenkt hatte und welchen einer seiner Leute hinter ihm her trug, liess sein Adjutant sich einen Lappen Zeug geben, mit dem er den Teller bedeckte, damit Niemand durch Blicke etwas Schlechtes in das Salz bringen könne.

Muata Jamwo's Perrücke, sowie seine Schmuckanhängsel waren heute dieselben, wie bei seinem neulichen Besuch. Er trug aber ein anderes Gewand, auch fehlte die bunte Feder im Haar. Der Herrscher ist ein mittelgrosser, nicht corpulenter Mann und mag 40 bis 45 Jahre alt sein, da sein Haar schon grau melirt ist. Seine Hautfarbe ist hellbraun, wenn auch nicht so hell, wie die der Lukokescha. Er hat volle Zähne und einen kurzen, kunstlos herabhängenden Kinnbart. Sein Gang ist sehr auswärts. Wenn er sitzt, liebt er, das eine Bein über das andere zu schlagen. Er hat die Gewohnheit, fast unausgesetzt, sobald er nicht spricht,

mit den Zähnen zusammen zu beissen und beim Reden vor sich hin auszuspeien. So unangenehm mir der heutige Besuch auch war, so habe ich doch viel lachen müssen. Als er vor meiner Hütte vor seinem Abschiede den Gummirock noch einmal besah und denselben anzog, liess er mich fragen, scheinbar aufmerksam gemacht von seinem klugen Adjutanten, ob Kugeln durch den Rock gingen. Gestern hat er einen Menschen hinrichten lassen, weil dessen Bruder eine Liebschaft mit einem seiner Weiber gehabt hat. Da der Verbrecher entflohen war, hat der Bruder statt seiner büssen müssen. Das kleine Beil, welches in Kioko und im westlichen Lunda von den Männern als Schmuck und meistens über der Schulter hängend getragen wird, sieht man hier seltener. Dafür tragen sie hier ein breites, langes Messer, meistens mit Scheide.

26. December. Heute Morgen 6 Uhr wurde ich wieder geweckt. Die Lukokescha befand sich im Lager und wünschte trotz des Regens ebenfalls Bansa's zu holen. Eine Stunde lang bemühten wir uns im Fundo Germano's vergebens, der Lukokescha und ihren sie umgebenden Damen begreiflich zu machen, dass ich keine Sklaven kaufe. Ich konnte sie aber auf diese Weise nicht wieder los werden, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr 8 Pfund Pulver, 24 Yards Zeug, einige Schnüre Perlen, ein buntes Tuch, einen Spiegel, eine Klingel u. a. m. überreichen zu lassen, worauf sie auf den Schultern eines Sklaven wieder fortritt und alle Geschenke von ihren Begleiterinnen sogleich mitnehmen liess. Die Lukokescha war heute fast noch unverschämter als Muata Jamwo. — Von 7—9 Uhr Morgens Gewitter mit ebenem Regen. Nachts wiederum Störungen durch Ameisen. Früher entledigten wir uns derselben dadurch, dass ihr Bau, nachdem er im Grase von den Trägern aufgefunden war, aufgehackt und mit Feuerbränden ausgeräuchert wurde.

27. December. Muata Jamwo schickte mir heute Morgen ein Fass Pulver zurück, weil dasselbe mit Kohlen vermischt war. Die Träger haben vielfach die Gewohnheit, Pulver mit Kohle zu vermischen, um Diebstähle zu bemänteln. Germano hatte heute Streit mit zwei Trägern, weil sie kein Holz holen wollten. Dieselben waren ihm beide mit Messern zu Leibe gerückt. Ich hatte die Absicht, beide Leute sogleich in Ketten legen zu lassen; einstweilen hatten sie jedoch das Weite gesucht. — Nachmittags Gewitter mit etwas Regen. — Heute hatte ich mich zum nächsten Tage beim Muata Jamwo anmelden lassen.

28. December. Als ich heute Morgen gegen 8 Uhr im Begriff stand, zum Besuch beim Könige aufzubrechen, zog derselbe schon mit grossem Gefolge nach seiner Pflanzung an meinem

Lager vorbei. Gleich darauf schickte er einen Boten und liess mir mittheilen, dass er in kurzer Zeit wieder nach Hause zurückkehren würde. Da ich mich gestern gleichfalls für den heutigen Tag bei der Lukokescha hatte anmelden lassen, so beschloss ich, gegen die Etiquette, die Königin zuerst zu besuchen und den Muata Jamwo in diesem Fall warten zu lassen, da er mir nicht die schuldige Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Meine beiden Dolmetscher und ich bestiegen die Ochsen und ritten, gefolgt von einigen Trägern und einem Diener, welcher einen Sitzschemel für mich trug, nach Mussumba. Wir wurden, wie gewöhnlich, vom Lager aus von vielen Eingeborenen umringt. Nachdem wir zwischen den Wohnungen des Muata Jamwo und der Lukokescha hindurch geritten und den Marktplatz, auf welchem Hunderte von Negern und Negerinnen Markt hielten, passirt hatten, begaben wir uns, gefolgt von Schaaren von Negern, in gerader Richtung auf breitem Wege durch die eigentliche Negerstadt. Zur rechten und linken Seite des Weges befanden sich auf einer Entfernung von einigen hundert Schritten dicht neben einander eine Anzahl von Negerhütten. Einige derselben waren eingezäunt, andere nicht.

Nachdem wir das Ende der Stadt erreicht hatten, verschwanden allmälig die mich begleitenden Eingeborenen. Wir ritten auf dem immer noch breiten, gerade nach Norden führenden Wege weiter, welcher hier an seinen Seiten vielfach von Maniokpflanzungen umgeben ist. Nach 10 Minuten weiteren Marsches befanden wir uns vor einer niedlichen Ansiedelung. Ueber eine acht Fuss hohe Umzäunung sah man die Spitzen verschiedener Fundo's hervorragen. Aussen an den Seiten der Umzäunung waren saubere freie Plätze, reichlich mit Bäumen und Bananen bepflanzt, auf welchen sich Ziegen, Hühner und Hunde umhertummelten, während unter dem Schatten einiger Bäume drei verschiedene Gruppen von Menschen auf dem Boden kauerten. Ich bemerkte eine Gruppe von 8—10 Männern, von denen der eine in der Mitte der übrigen sass und sich besonders geschmückt hatte; ferner eine andere Gruppe von 6—8 wohlgeschmückten Frauen und eine dritte aus 12—15 fast ganz nackten kleinen Kindern bestehend. Dies war eine Ansiedelung und Nebenwohnung der Lukokescha. Da ich in der Stadt erfahren hatte, dass die Lukokescha dort nicht zu treffen sei, sondern augenblicklich hier weile, waren wir hierher geritten. Sobald wir angelangt waren, trat mein Dolmetscher Ebo zu den im Kreise sitzenden Männern und trug denselben mein Anliegen, die Lukokescha zu sprechen, vor, worauf eine der daneben gelagerten Weiber durch ein niedriges viereckiges Loch in die Umzäunung kroch. Bald darauf erschien dieselbe wieder und

benachrichtigte mich, dass die Lukokescha mich bitten liess, einstweilen bei ihrem Gemahl Platz zu nehmen; sie selbst würde sofort erscheinen. Nachdem ich von meinem Reitochsen abgestiegen war und mich zu den Gruppen der Männer begeben hatte, breitete ein kleiner Sklave des Hauses eine Strohmatte für mich aus, auf welcher ich trotz Protestirens meiner Dolmetscher Platz nahm. Beide wünschten, dass ich mich auf meinen mitgebrachten Schemel setzen sollte, um meiner Würde nichts zu vergeben. Etwas Entwürdigendes für mich würde es allerdings gehabt haben, wenn ich mich auf die blosse Erde gesetzt haben würde. Auf eine Strohmatte mag aber jeder Weisse sich getrost setzen; können doch die Eingeborenen ihm zu seiner Bequemlichkeit nicht mehr geben, als sie selbst haben. Der Mann, welcher in der Mitte der Männergruppe sass, war der Gatte der Lukokescha, dessen Brust und Stirn mit einem Kreuze von Thon bemalt war. Genauer bezeichnet müsste es freilich anstatt Gatte „der bevorzugte Sklave" heissen, da die Lukokescha gesetzlich nicht verheirathet sein darf. Sie selbst aber nennt diesen Sklaven ihren Mann, und es werden ihm in Mussumba auch die den Grossen zukommenden Ehren eingeräumt.

Kaum hatte ich mich auf die Matte niedergelassen, als auch schon die Lukokescha mit einigen Damen erschien, indem die ganze Gesellschaft hintereinander auf allen Vieren aus der Umzäunung herausgekrochen kam. Als die Königin zwischen die verschiedenen Menschengruppen getreten war, erhob sich die ganze Gesellschaft mit Ausnahme meiner Wenigkeit, des Gatten der Königin und meiner Dolmetscher, welche ebenfalls auf einer Strohmatte Platz genommen hatten. Jetzt schritt die Lukokescha in ihrer freundlichen ungezwungenen Manier auf mich zu, mir die Hand reichend, welche ich, mich erhebend, entgegennahm. Als sie sich darauf zur Seite ihres Favorit-Sklaven gesetzt hatte, trat ein Kind aus der Gruppe der Kinder auf sie zu und malte mit einem Stück kreideartigen weissen Thons ihr auf jeden Arm und auf die Brust ein Kreuz. Ein solches Bemalen mit Thon ist in Mussumba sehr im Gebrauch und heisst Pemba. Pemba geben lässt sich der Neger von einem andern, oder er giebt es sich auch selbst. Es ist damit ein Aberglaube verknüpft. Er giebt sich Pemba des Morgens, um den Tag über kein Unglück zu haben, oder auch, um den günstigen Ausgang etwaiger Unternehmen zu fördern. Der Jäger z. B., ehe er auf die Jagd geht, lässt sich Pemba geben. Muata Jamwo lässt es sich geben oder giebt es sich des Morgens selbst, um den Tag glücklich zu verbringen u. s. w. Das Pemba wird mit rothem oder auch weissem Thon oder auch wohl mit anderen Farbestoffen gegeben. So kommt es denn, dass man die gewöhnlichen Neger

oft mit Pemba, für gewöhnlich aber ohne Pemba sieht. Haben sie sich bemalt, so ist anzunehmen, dass sie irgend etwas Besonderes vorhaben.

Als ich nach einiger Zeit wieder aufbrechen wollte, liess mich die Lukokescha bitten, einen Augenblick zu warten. Sie wolle mich selbst nach ihrer officiellen Wohnung begleiten. Nach zehn Minuten waren die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Es erschien aus der Behausung die Musikcapelle, aus zwei Marimba's, einer Trommel und einer Holzpauke (Ginguva) bestehend. Die Königin, einen ausgespannten Regenschirm in der Hand haltend, die Brust und den Hals reich mit Perlen geschmückt, die Fuss- und Handgelenke überladen mit Kupfer- oder Messingspangen und mit einem schmalen, um die Hüfte befestigten Calicostreifen, schritt vorauf. Hinter ihr her kam das weibliche Gefolge und die Kinder, ihnen folgte ihr Gemahl mit einigen Männern, und dann die Musik. Den Schluss machten ich und meine Begleiter. Nach einer kurzen Strecke Marsches intonirte die Musik, indem sie ein etwas Melodie verrathendes Stückchen losliess. In demselben Augenblick begann die Lukokescha zu tanzen, d. h. sie machte im Gehen graziöse Körper-, Hand- und Fussbewegungen. Ab und zu stand sie still, wie die Tanzregel es vielleicht vorschreiben mochte, und dann verdrehte, streckte und verrenkte sie Minuten lang den Körper in häufig nicht ganz decenten Pantomimen. Die Person schien ob ihres Tanzeifers förmlich in Raserei zu gerathen. Meine Leute jubelten und ich musste auch lachen. Als wir endlich die Stadt erreicht hatten, stellte sie ihre Kunstproductionen ein. Der Zug bewegte sich wiederum langsam vorwärts. Alle Neger liefen aus ihren Hütten herbei und bildeten ein förmliches Spalier oder schlossen sich hinter uns dem Zuge an. Auf dem Marktplatze angelangt, machte die Königin wiederum Halt, und während die Musik spielte, begann sie ihre Tanzproductionen von Neuem. Der grosse Marktplatz war so voller Menschen, dass sie wohl nach Tausenden zu zählen waren. Alle klatschten, jubelten oder pfiffen auf den Fingern vor Vergnügen ihrer Königin zu. Tanzend bewegte sie sich allmälig ihrer Kipanga näher, und hinter ihr her der ganze Zug. Als sie bei der Umzäunung ihrer Wohnung angelangt war, machte sie eine graziöse Handbewegung; die Musik schwieg, der Tanz war vorbei. Sie winkte uns, worauf wir von den Reitthieren stiegen und ihr durch eine einfache, sechs Fuss hohe Thür auf einen grossen viereckigen, von allen Seiten eingefriedigten Hof folgten.

An dem Zaune zu beiden Seiten des Eingangs waren 20 bis 30 Menschenschädel angebracht. Auf einem freien Platze in der Mitte stand innerhalb einer auf einem niedrigen Gerüst ruhenden

Schale ein Fetischbild, bestehend aus einem plump aus Holz geschnitzten menschlichen Oberkörper*). Die Herrscherin ging uns voran über den ersten Platz und kroch durch eine zweite Umzäunung, in welcher sich eine viereckige niedrige Oeffnung als Eingang befand. Wir folgten ihr und kamen auf einen anderen grossen eingehegten Platz, auf dem verschiedene grosse Fundo's standen. Eine Negerin aus ihrer Begleitung brachte mich und die Dolmetscher durch eine ganz niedrige Oeffnung in den rechts stehenden ersten Fundo, während die hohe Dame in eine andere Hütte gekrochen war. Als wir hier einige Zeit gewartet hatten, erschien die Lukokescha, von ihrer Mutter, ihrem Manne und von einigen Damen begleitet. Gleich darauf wurde ein grosses Gefäss mit Palmwein gereicht; ein Trinkgefäss wurde von einer Sklavin mit Wein gefüllt und mir zuerst zum Trunk angeboten, darauf meinen Dolmetschern. Nachdem wir Wein zur Genüge getrunken hatten, liess sich die Lukokescha das Gefäss füllen und kroch mit demselben auf allen Vieren in das innerste Gemach der Hütte, um dort ungestört den Wein zu trinken, da alle hochgestellten Personen in Mussumba weder essen noch trinken, sobald sie von Anderen gesehen sind.



Das Innere solcher Fundo's ist oftmals in verschiedene Gemächer eingetheilt, welche, wenn auch nicht durch Wände, so doch durch niedrige, nach dem Centrum zu höhere Barrieren, auf welchen das Dach ruht, wie die Logen in einem Amphitheater von einander getrennt sind. Das erste Gemach mag 3 Fuss hoch und 4 Fuss breit sein, das zweite 4 Fuss hoch und 4 Fuss breit, das dritte etwa 5 Fuss hoch und 4 Fuss breit. Das Gemach im Centrum ist etwa 10

*) Zwei ähnliche Fetischbilder stehen auf den Vorplätzen in der Kipanga Muata Jamwo's. Vergl. unten den Plan dieser Kipanga Nr. 10 u. 16.

bis 15 Fuss hoch und 12 bis 15 Fuss breit, so dass man nur in letzterem bequem aufrecht stehen kann. Selbstverständlich sind die Fundo's nicht alle gleich gebaut. Es giebt grössere und kleinere, mit mehreren oder auch nur mit einem Gemache, je nachdem ihre Besitzer dem besseren, dem geringeren oder dem Sklavenstande angehören. Alle Hütten werden im Innern meistens reinlich gehalteu, und der aus Lehm bestehende Boden ist oft so hart und glatt, als wenn er aus Cement gegossen wäre.

Nachdem die Königin ihren Palmwein genossen hatte, rief sie mich zu sich in das kleine innerste Gemach, um mir dasselbe zu zeigen. In der Mitte des Fundo's war ein etwa 5 Fuss breiter und 6 Fuss langer Raum mit Strohmatten eingefriedigt, welche, senkrecht gestellt, die Wände bildeten. In eine dieser Strohmatten war ein ziemlich grosses viereckiges Loch als Eingang geschnitten. Eine Strohmatte lag in der Mitte auf dem Boden, an ihrer Seite ein kleiner Haufen halbverkohlter Holzstücke; andere Zimmerdecorationen waren nicht vorhanden. Dies sind die Ess-, Schlaf- und Wohnplätze der Grossen, sobald sie allein zu sein wünschen. Nachdem wir zu der anderen Gesellschaft zurückgekehrt waren, musste ich derselben, auf Wunsch der Lukokescha, meinen Arm zeigen, dann die Brust u. s. w. Die hohe Dame äusserte jetzt den Wunsch, mich zu entkleiden, wogegen aber meine Dolmetscher energisch Protest einlegten. Als Grund meiner Weigerung wurde angeführt, dass eine Entkleidung gegen die Sitten eines Weissen verstosse. Nachdem eine Stunde mit Plaudern vergangen war, drückten wir der ganzen Gesellschaft die Hand, um uns zu entfernen. Am Ausgange der Umzäunung hielten die Diener der Lukokescha eine Sklavin und zwei Ziegen in Bereitschaft, welche sie selbst mir als Geschenk überwies. Gleichzeitig bemerkte sie, dass sie mich heute Nachmittag noch besuchen würde. Die Geschenke wurden hinter uns her auf die Strasse gebracht, wo meine Träger uns erwarteten. Hierauf ritten wir nach meinem Fundo zurück, gefolgt von der königlichen Musikcapelle, welche uns klingenden Spiels bis an mein Haus begleitete.

Die Lukokescha ist eine gross und schlank gebaute Dame, und ihrer groben Züge und starken Lippen wegen nicht schön. Ihr Gang ist etwas einwärts. Sie ist entschieden eine intelligente, sehr lebhafte und durchaus gutmüthige Person. Eine gewisse königliche Würde lässt sich ihr nicht absprechen. Sie ist, wie schon erwähnt, nicht verheirathet, sondern hat einem ihrer Sklaven den anderen Sklaven gegenüber besondere Vorrechte eingeräumt und behandelt ihn als ihren Mann. Derselbe wird von ihr vielfach um Rath befragt, obgleich er kein officieller Rathgeber ist. Die

Lukokescha, als höchste Würdenträgerin des Staats nach dem Herrscher, darf keine leiblichen Kinder haben, da sie gleichsam in abstracto als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Kinder gilt. Zwei von der jetzigen Lukokescha geborene Kinder sind nach der Geburt sogleich getödtet worden.

Ich war seit etwa einer Stunde in meinen Fundo zurückgekehrt, als die Lukokescha, von einigen Damen gefolgt, auf den Schultern eines Sklaven geritten kam. Ich beschenkte sie mit einem Stück Seife, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte und welches sie aus Neugierde mitnahm. Da sie mich im Laufe der Unterhaltung unaufhörlich quälte, ihr einen rothen Rock zu schenken, so nahm ich in Ermangelung eines solchen endlich meine Zuflucht zu einem meiner Hemden, das sie, als es sich in ihrem Besitz befand, sogleich anzuziehen wünschte. Als meine beiden Dolmetscher sich ans Werk machten, ihr bei der Toilette zu helfen und ihren Kopf durch das Gewand stecken wollten, legte sie gestikulirend Protest ein, da sie diesen Liebesdienst von mir erwiesen zu haben wünschte. Meine Dolmetscher mussten mir indessen helfen, denn es war ein schwieriges Stück Arbeit, Kopf und Arme dort durchzuzwängen, wohin sie gehörten. Nachdem ich sie noch mit etwas Zwieback, einer Klingel und einigen Perlen beschenkt hatte, zog sie sehr befriedigt wieder ab, allseitig von ihren Unterthanen bewundert ob ihres seltenen Kostüms.

29. December. Der Regen schien jetzt seltener zu fallen. Der Monat Januar bringt in der Regel weniger Regen, als der December, und ebenso der Februar; dagegen sind der März und April wiederum sehr regnerisch, während in den Mai der Anfang der trockenen Periode fällt. — Muata Jamwo liess mir heute früh sagen, dass er gegen 11 Uhr Morgens in seiner Behausung zu sprechen sei. Ich liess ihm indessen antworten, dass es mir heute zu heiss wäre, um Besuche abzustatten. Gleichzeitig liess der Monarch anfragen, wieviel Taschentücher er kürzlich von mir bekommen habe. Er besässe nur eines und drei seiner Leute ständen im Verdacht, ein vermeintliches zweites gestohlen zu haben. Wie uns die Abgesandten mittheilten, so war schon der Befehl ergangen, die drei verdächtigen Personen eine Giftprobe bestehen zu lassen, um den Dieb festzustellen. Die Sache klärte sich aber auf. Muata Jamwo hatte nur ein Tuch von mir bekommen. In Folge dessen schickte ich Ebo zu ihm, um den Irrthum zu melden. — Heute war ein Baptist, der Begleiter Deserra's, welcher die Carawanen des letzteren mit noch einem anderen Baptisten, dem Neffen Deserra's, zusammen bis jetzt von hier nach Kimbundo und zurück geführt hatte, zum Besuch in unserem Lager. Dieser

Mensch gewährte einen urkomischen, kaum zu beschreibenden Anblick. Er befand sich in vollem Staat. Ein leinener Rock, wie ein Tigerfell gefleckt, mit sehr kurzen Aermeln, enge, zu kurze, an gewissen Stellen in defectem Zustande sich befindende Pantalons, Schuhe, aus denen die Zehen nach allen Himmelsrichtungen hin zu entweichen drohten, ein Hut ohne Boden etc., gaben ihm jenes malerische Aussehen, das auch wohl schon so mancher europäische Reisende auf seinen Wanderungen im inneren Afrika ohne seinen Willen an seiner eigenen Person kennen gelernt hat oder wohl noch kennen lernen wird. Der Mann verband gleichzeitig das Angenehme mit dem Nützlichen, denn seine ihn begleitenden Sklaven führten ein grosses schwarzes, borstiges Schwein an einem Strick, das er mir verkaufen wollte. — „Sind Sie ein Portugiese?“ fragte ich. — „Was sonst?“ war die Antwort. Er hatte mir fast übel genommen, dass ich ihn überhaupt fragen konnte, ob er ein Portugiese sei, denn alle schwarzen Händler an der Küste nennen sich mit Vorliebe „Portugiesen“. Muata Jamwo liess mir heute mittheilen, dass er mir morgen einen Kaquata schicken würde, um mich zu sich abholen zu lassen.

30. December. Heute Morgen gegen 6 Uhr sass die Kapelle Muata Jamwo's schon vor meiner Hütte, um mir ein Ständchen zu bringen: zwei Marimba's, eine Ginguva und eine Trommel*). Die Musici erhielten 4 Yards zum Geschenk und entfernten sich, nachdem sie einige Stücke vorgetragen hatten. Um 7 Uhr erschien ein Kaquata Muata Jamwo's um mich abzuholen. Gegen 8 Uhr begab ich mich mit zwei Dolmetschern und einem Diener zum Häuptling. Nachdem wir, bei seiner Umzäunung angelangt, durch zwei schmale Corridors hindurch, in welchen je ein Wächter sich befand, über einen langen und breiten viereckigen freien Platz und aus diesem durch verschiedene andere kleinere eingezäunte Plätze geschritten waren, wurden wir vor einen grossen Fundo geführt, vor dem etwa 20—30 Neger hockten. Ich kroch mit meinen Dolmetschern wie üblich in die Hütte, welche am Boden etwa 25—30 Fuss im Durchmesser halten mochte und im Centrum etwa 20—25 Fuss hoch war. Es erschien sofort ein Abgesandter Muata Jamwo's mit der Bitte, einen Augenblick warten zu wollen. Inzwischen hatten wir in der geräumigen Mitte des Fundo Platz genommen, in welchem sich jedoch kein mit Matten abgesperrter Raum befand. Auffallend war mir, dass alle Neger, welche vor dieser Hütte kauerten, leise sprachen. Auf einem der grossen, eingefriedigten Plätze, welche wir passirt hat-

*) Im 5. Theil meines Tagebuches werden diese Instrumente näher beschrieben werden.

ten, befanden sich zwei parallel laufende Reihen von Hütten, jede Reihe 21 Fundo's (Hütten) zählend. Vor einigen der Hütten sassen auf einer Strohmatte Weiber und rauchten aus der Mutopa. Nach einer halben Stunde vergeblichen Wartens erschien endlich der Monarch. Die Annäherung desselben wurde ich schon vorher gewahr, indem die Neger, welche unmittelbar am Eingange des Fundo sassen, sich erhoben. Muata Jamwo kroch durch die ersten beiden Galerien zu mir in den Fundo, gefolgt von 10 bis 15 Kilolo's, während die Sklaven in den beiden Galerieen Platz nahmen. Nach unserer Begrüssung wurde für den Muata Jamwo eine Löwenhaut ausgebreitet, auf welcher er Platz nahm. Als er sich gesetzt hatte, gab ein Knabe, welcher den hohen Herrn speciell zu bedienen schien und das Löwenfell auseinander gerollt hatte, demselben ein Stück weissen Thons, mit welchem der Häuptling selbst einen Strich auf den Bauch malte. Ich liess ihm jetzt sagen, dass ich ihn zu besuchen gekommen wäre, und ihn gleichzeitig bäte, mir einen Führer zu geben, um mich östlich an den Lubilasch-Flusse zu begleiten. Muata Jamwo versprach dies zu thun. Hierauf sprachen einige Kilolo's zu ihm, sich vorher mit dem Gesicht zur Erde neigend und sich Brust, Arme und Gesicht scheinbar mit Staub reibend. Ein Knabe von 12 bis 14 Jahren wurde von zwei Negern vor Muata Jamwo geführt. Der Knabe, dessen Gesicht und Brust mit weissem Thon beschmiert war, blieb jedoch in der zweiten Galerie. Derselbe lag auf den Knieen, das Gesicht ganz zur Erde geneigt, und es schien mir, als wenn er irgend ein Verbrechen begangen hätte und um Gnade bitte. Muata Jamwo schien sich gar nicht um denselben zu kümmern und sprach nur einige Worte, worauf der junge Mensch abgeführt wurde.

Sobald der obenerwähnte kleine Diener irgend eine Besorgung gemacht hatte, so reichte er stets dem Muata Jamwo ein Blatt, welches letzterer entzwei brach. Und ebenso reichte jeder Untergebene, sobald er irgend einen Befehl Muata Jamwo's ausgeführt hatte, diesem ein Blatt, einen Strohhalm oder ein kleines Stück Holz, von welchem er ein Stück abbricht. Soll diese Ceremonie rite beobachtet werden, so folgen nach dem Brechen des Blattes eine Berührung desselben mit beiden Händen oder mit einer flachen Hand, und darauf ein Händeklatsch. Diese Ceremonie heisst Kukala machen und wird stets vom Muata Jamwo ausgeführt, oft aber ohne Händeklatsch.

Nach und nach kamen fünf seiner Weiber in die Hütte gekrochen, welche sich neben ihrem Gebieter gruppirten. Eines von ihnen erschien mit einem Säugling auf den Armen, auf den mich Muata Jamwo als auf sein eigenes Kind besonders aufmerksam

machte. Der Häuptling sprach zu mir durch die Vermittelung eines Kilolo. Ich sprach zu meinem Dolmetscher, dieser zum Kilolo, letzterer zu Muata Jamwo, und so umgekehrt. Als ich mich anschickte, aufzubrechen, liess er mich bitten, noch etwas länger zu bleiben, und unterhielt sich von Mund zu Mund mit meinem Dolmetscher Ebo. Als ich endlich aufbrach, wurde mir draussen vor der Hütte ein kleiner Knabe als Geschenk überwiesen. Muata Jamwo begleitete mich mit seinem Gefolge bis zum grossen Platze und bat mich hier, ihm nochmals meine Brust zu zeigen, welche Bitte ich mit der Entschuldigung ablehnte, dass mir hier zu viel Menschen gegenwärtig wären, und begab mich ohne weitere Unterbrechungen wieder in mein Lager zurück. Die Audienz mochte zwei Stunden gedauert haben, während welcher die ihren Herrn umlagernden Kilolo's demselben die grösste Devotion bezeugten und unter Anderen sich um die Ehre rissen, diejenigen Stellen auf dem Boden mit der flachen Hand wieder trocken zu reiben, welche der Monarch zu bespeien geruht hatte.

Heute wurde von höchster Stelle ein zweiter Kaquata, und zwar derselbe, welcher mich auf der Reise eingeholt hatte, als Sittenwächter in meinem Lager angestellt. Derselbe baute sich unverzüglich Hütten und liess sich dauernd mit seinen Weibern und Sklaven in meinem Lager häuslich nieder. Es schien mir, als wenn dieser Mensch nur unter dem Vorwande hierher geschickt worden war, mich genauer controliren zu können, um Alles in Erfahrung zu bringen, was ich begönne. Als ich am Abend allein von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte, kam mir die Lukokescha mit drei Hofdamen und einigen Sklaven schon zehn Minuten vor meiner Wohnung entgegen, um mit mir nach meiner Wohnung zu gehen. Die Person machte mir heute geradezu eine Liebeserklärung, welche mir nichts weniger als angenehm war; ich sollte sie besuchen und bei ihr bleiben u. s. w. Sie beschenkte mich in meiner Hütte mit Zuckerrohr und einem Leopardenfell und führte eine lebhafte Unterhaltung mit ihren Damen, welche oftmals in ein allgemeines Gelächter ausartete. Als eine der jungen Damen einen Scherz zu machen schien, welcher die Anderen und ihre Herrin in Heiterkeit versetzte, ergriff die letztere eine auf dem Boden liegende Stange Zuckerrohr und schwang sie scherzend auf das Haupt der witzigen Dame. Nachdem der Hauptzweck des Besuches erreicht war, und die Königin einige Geschenke in Empfang genommen hatte, bestieg sie glücklich wieder ihren Sklaven.

Gestern hatte ich dem Sohne Muata Jamwo's, meinem alten Bekannten, Perlen mit dem Auftrage gegeben, mir durch seinen Perrückenkünstler eine Perrücke anfertigen zu lassen. Heut Mor-

gen erschien aber seine Favoritin bei mir, geschmückt mit meinen Perlen. Ehrlichkeit gehört in Mussumba nicht zu Hause. — Die Farbe der Leopardenfelle, welche ich hier kaufte, war heller als derjenigen von Songo. Meine Dolmetscher behaupteten, dass das Fell eines Leoparden aus gebirgiger Gegend dunkler sei als das der die Ebene bewohnenden Leoparden (??) — Heute Abend musicirte wieder eine aus den obengenannten Musikern bestehende Kapelle vor meinem Fundo. Diese Leute hatten sich hierher gewöhnt, da ich ihnen regelmässig ein kleines Geschenk für ihre musikalischen Leistungen verabreichen liess. Die Musik der Eingeborenen in Mussumba ist übrigens gar nicht übel. Entweder werden alle drei Instrumente gleichzeitig bearbeitet, oder es erfolgt ein Solospiel, in welches dann die anderen Instrumente einfallen. Auch wissen die Musiker das Forte und Piano zu unterscheiden; mit der Melodie aber ist es nur schwach bestellt.

31. December. Heute schickte mir der Muata Jamwo zwei Stücke Zeug zurück, weil sie von Ameisen gelitten haben sollten. Er liess Ebo und Germano zu sich kommen und drückte ihnen seine Unzufriedenheit über die empfangenen Bansa's aus. — Die Eingeborenen hier nennen sich Molua. Lässt man Jemand fragen, wer er sei, so wird er antworten: ein Molua. Meine Dolmetscher behaupteten, „Molua" wäre eine Generalbezeichnung für alle Unterthanen des grossen Lunda-Reiches. Ich bezweifle dies, weil ich niemals den Namen Molua sonst wo gehört habe. Für gewöhnlich beschmieren sich die Molua den Körper nicht in dem Grade mit Fett, wie z. B. die Songo-Neger; bei feierlichen Gelegenheiten aber trieft oft der Kopf und Hals von Palmöl, namentlich manchmal bei den Damen, sobald sie mir die Ehre ihres Besuches zu Theil werden liessen. — Nachmittags von 3—5 Uhr Gewitter mit starkem Regen, Nachts viel Regen.

1. Januar 1876. Morgens bis 8 Uhr anhaltender Regen. Mittags Besuch von Herrn Deserra.

2. Januar. Heute kam die Amari, in der Tipoya getragen und umgeben von einem ziemlich grossen und glänzenden Gefolge, zu mir und verlangte ebenfalls Bansa's. Ich gab ihr 16 Yards Zeug und 8 Pfund Pulver, sowie einige Perlen. Sie selbst sprach gar nicht, verhielt sich überhaupt vollständig passiv und blieb draussen vor der Hütte. Ein männlicher Begleiter führte für sie die Unterhandlung. Die Amari war wiederum reich geschmückt mit Perlen, Metallspangen und Callico, und ihre auffallend kleinen Füsse und Hände erregten meine besondere Bewunderung. Nach kurzer Zeit entfernte sie sich. Eine Stunde später liess sie mir meine Waaren zurückschicken mit der Erklärung, dass es ihr zu wenig wären und sie darüber unzufrieden sei. Ich sandte

darauf die Dolmetscher mit denselben Sachen wieder zurück, liess ihr dieselben als Präsent anbieten und ihr sagen, dass ich nicht gesonnen sei, unsere Freundschaft zu trüben. — Heute wurde im Lager erzählt, dass die Lukokescha ihren Sklavinnen bei Strafe der Tödtung verboten habe, ohne ihre specielle Erlaubniss mich zu besuchen. Meine Träger fassten heute Nachmittag unter furchtbarem Lärm einen Ziegendieb ab. Der arme Teufel lief zwar davon, wurde aber eingeholt und jämmerlich durchgeprügelt. Es waren mir bereits zwei Ziegen von den Eingeborenen gestohlen worden.

Muata Jamwo war heute damit beschäftigt, Heilmittel gegen Fetisch zu bereiten. Er liess sich, wahrscheinlich zu diesem Zweck, einen Spiegel von mir ausbitten. Es hiess, er würde übermorgen erst mit seinem Geschäft fertig werden. Bei dieser Gelegenheit gebe ich allen Reisenden den Rath, in Mussumba die nöthigen Vorsichtsmassregeln nicht zu versäumen und z. B. beim Experimentiren mit Instrumenten nicht ausser Acht zu lassen, dass der jetzige Muata Jamwo sehr abergläubisch und misstrauisch ist.

Zu Anfang der siebziger Jahre, zu Lebzeiten des früheren Muata Jamwo's, wohnte der jetzige Muata Jamwo als Mona (Häuptling) Chanama in Mulemba westlich am Kassai. Da der Chanama hier mehrere nach Mussumba bestimmte Carawanen an ihrer Weiterreise verhindert hatte, so war er mit seinem Lehnsherrn in Fehde gerathen, welche bald darauf indessen wieder beigelegt wurde. Später schickte der alte Deserra seinen Neffen mit einer Carawane nach Kimbundo. Als der Neffe Deserra's, welcher einen zahmen Leoparden mit sich führte, den Kassai passirt hatte und in Mulemba angekommen war, liess der Chanama (der jetzige Muata Jamwo) die Carawane und den Baptisten unter dem Vorwande anhalten, dass er als Freund des damals regierenden Muata Jamwo's den Leoparden als Fetischmittel mitgebracht habe, um ihm zu schaden resp. ihn zu tödten. Mehrere Molua-Leute aus Mussumba, welche zu der Carawane gehörten, wurden hingerichtet, während dem schwarzen Händler nur mit Hinrichtung gedroht wurde. Es waren einige der Träger nach Kimbundo geflüchtet und hatten Herrn Saturnino de Sousa, für welchen das Elfenbein bestimmt war, diese Mittheilung gemacht. Saturnino machte sich unverzüglich mit seinem Gefolge, reich mit Geschenken versehen, auf, um Menschen und Elfenbein zu retten. Es gelang ihm auch allerdings in Mulemba den Neffen Deserra's zu retten, nachdem auch besonders die jetzige Amari in Mussumba Fürsprache für diesen Menschen bei ihrem Gemahl eingelegt hatte. Einige andere Neger der Mussumba-Carawane wurden indessen während der Anwesenheit Saturnino's noch hingerichtet, welcher vom Chanama bis

auf das letzte Stück Zeug sozusagen ausgeraubt wurde und, ohne die Einwilligung des letzteren, mit dem Carawanenführer und dem Rest der Mussumba-Carawane ohne Elfenbein zur Nachtzeit heimlich nach Kimbundo entfloh.

3. Januar Abends starkes Gewitter mit Regen.

4. Januar. Heute schickte mir die Amari ihre kürzlich empfangenen Geschenke wieder zurück. Es wurden denselben noch einige andere hinzugefügt und ihr von dem Dolmetscher auf's Neue überbracht. Jetzt endlich wurden die Sachen gnädigst acceptirt. — Heute Mittag Gewitter mit Regenschauer.

5. Januar. Muata Jamwo war heute mit der Bereitung seiner Fetischmittel fertig geworden. Wenn dergleichen wichtige Staatsgeschäfte beendet sind, spielt sofort die Musik in der königlichen Umzäunung zum Zeichen, dass der Monarch wieder Besuche annimmt oder Audienzen ertheilt, und jeder Unterthan, welcher jetzt die Hofburg betritt, bringt seinem Herrn ein kleines Geschenk gleichsam als ein Opfer für das beendete gemeinnützliche Wirken des grossen Vaters. In Mussumba hat jeder Kilolo das Recht, zu gewissen Tageszeiten das Hoflager nach seinem Gefallen zu besuchen und dem Muata Jamwo seine Aufwartung zu machen, und oftmals finden von späterer Nachmittagsstunde an Tanzfeste und Trinkgelage in der Umzäunung statt, welche zur allgemeinen Belustigung des Herrschers und seiner Gäste oft bis spät in die Nacht hinein andauern. — Mittags Gewitter mit Regenschauer.

6. Januar. Ich ging heute Abend in Begleitung Germano's in der Stadt spazieren, da letzterer der Lukokescha etwas Magenbitter als Heilmittel von mir überbringen sollte. Auf dem grossen Platze vor der königlichen Behausung herrschte ein reges Leben. An 200 Krieger waren aus dem Kauanda-Lande mit 22 geraubten Menschen, meistens Kindern, heimgekehrt. Vor der Umzäunung der Lukokescha wurde ein Kriegstanz aufgeführt. In der Mitte loderte ein mächtiges Feuer und auf zwei grossen Marimba's, von denen jede von zwei Personen bearbeitet wurde, wurde Musik gemacht. Etwa 100—200 Männer tanzten im Kreise um das Feuer und die Musik herum, jeder zwei grüne Zweige oder ein Messer, oder einen Speer oder Menschenschädel in die Höhe haltend. Die Krieger selbst trugen grüne Zweige im Haar, und ihr Gesicht war roth mit Thon bemalt. Einige Krieger kamen sehr vergnügt aus der Kipanga Muata Jamwo's, wo sie ihm die Schädel der von ihnen getödteten Feinde überbracht hatten. Der tanzende Kreis selbst drehte sich ziemlich rasch um das Feuer und nahm, je nachdem einzelne Tänzer aus dem Kreise herausgetreten oder neue in denselben hineingetreten waren, bald kleinere, bald grös-

sere Dimensionen ein. Kleine Knaben mischten sich ebenfalls mit Zweigen in der Hand unter die Tanzenden. Der Tanz bestand aus einem allgemeinen Gliederverrenken mit möglichst gekrümmten Knieen. Das Scharren mit den Füssen auf dem Boden machte einen derartigen Lärm, dass man kaum die Töne der Musik vernehmen konnte. Eine grosse Menge Menschen, hauptsächlich aus Frauen bestehend, bildeten die Zuschauer. Muata Jamwo, sowie die Lukokescha spendeten der Tanzgesellschaft Palmwein, welcher das Nöthige zur allgemeinen heiteren Stimmung beitrug; dieselbe wurde indessen, namentlich die der Damen, für mich eine zu animirte, so dass ich nach einiger Zeit es vorzog, die milde, schöne Nacht in aller Ruhe vor meiner Hütte zu geniessen. — Nachts Gewitter mit Regen.

7. Januar. Heute Morgen erhielt ich unerwartet den Besuch vom Muata Jamwo. Ebenso musste ich mit ihm nach seiner Pflanzung gehen, um ihn dort mit dem Hinterlader schiessen zu lassen. Gleich darauf besuchte mich die Lukokescha. Dieselbe verweilte längere Zeit in meinem Fundo, bettelte, schickte alle Menschen und auch meinen Dolmetscher weg, um allein mit mir zu sein, und bekam zu guter Letzt einen kleinen Blechkasten mit Medicinpillen und Pulvern in die Hände, den sie durchaus nicht wieder abgeben wollte. Als ich meinen Dolmetscher rief, wurde sie gegen denselben grob, und erst nach einiger Zeit gelang es uns, gegen andere Geschenke ihr die Schachtel wieder abzunehmen. — Ich machte heute Nachmittag einen Ausflug an den Kalangi. Unser Weg führte uns durch die Stadt, an der Wohnung der Lukokescha vorbei und 10 Minuten weiter an die dick mit Papyrus bestandenen, jetzt zur Regenzeit mit 3—4 Fuss Wasser bedeckten Ufer des Flusses, so dass wir den 400—500 Schritte weiter entfernten, mit Wald umsäumten Kalangi nicht erreichen konnten. Hinter der Wohnung der Königin befanden sich noch einige Ansiedelungen, welche von ihren Sklaven bewohnt waren. Unser Weg wurde hier von einigen kleinen Bächen durchkreuzt, an deren Ufer sich die reichste Tropenvegetation in ihrer wunderbaren Pracht entfaltet hatte. Viele Oelpalmen zierten die Gegend und einige Fächerpalmen lenkten hier meine Aufmerksamkeit auf sich, da ich solche vorher noch nicht gesehen hatte. Der Stamm dieser Palme ist unten am Boden dünner und wird nach oben zu dicker, bis er unterhalb der Krone die grösste Dicke erreicht. Derselbe ist niedriger als der Stamm der Oelpalme, und nur 20 bis 25 Fuss hoch. Die fächerähnlichen Blätter hängen an langen, im Bogen nach unten sich neigenden Zweigen. Nachdem wir eine Biegung gemacht und eine breite Schlucht mit einem mächtig hohen Urwald passirt hatten, kehrten wir in's Lager zurück.

8. Januar. Heute, am frühen Morgen, erschien Muata Jamwo wieder bei mir, um mich zu bitten, ihn nach seiner Pflanzung zu begleiten, welche er mir zu zeigen wünschte. Gleichfalls liess er mich bitten, einen Hinterlader mitzubringen. Ich versprach ihm nachzukommen, und gegen 9 Uhr begab ich mich mit meinen Dolmetschern und Dienern nach der 15—20 Minuten südwestlich gelegenen Pflanzung, welche zwischen zwei im rechten Winkel zusammenstossenden Bächen liegt. Als ich anlangte, hockte Muata Jamwo unter einem grossen, aus Strohflechtwerk hergestellten Regenschirm, ähnlich einem Baldachin. Er war umgeben von etwa 30 bis 40 Weibern, 20 bis 30 Kilolo's und eben so viel Sklaven und von seiner Musikkapelle. Einige fünfzig Neger waren beschäftigt, dicht dabei mit der Hacke die jungen Maniokpflanzen vom Unkraut zu befreien. Nach der üblichen Begrüssung liess mich der Herrscher bitten, die Pflanzung zu besehen, und wies einen Kilolo an, als Führer mit uns zu gehen. Gleichzeitig bat er mich um das Gewehr, welches ich nebst einigen Patronen einem meiner bei ihm zurückbleibenden Dolmetscher gab. Der Führer führte uns auf eine Anhöhe, von welcher herab ich die ganze Pflanzung übersehen konnte. Es ist dies die grösste zusammenhängende Maniokpflanzung, welche ich jemals gesehen habe, und ich schätzte die Grösse derselben auf 35—40 Magdeburger Morgen. Etwas weiter weg befanden sich einige Fundo's, in welchen Wächter wohnten und die gleichzeitig dazu bestimmt waren, Muata Jamwo eventuell als Schutzdach bei Regenwetter zu dienen. Als wir zurückkehrten, war Muata Jamwo damit beschäftigt, auf einen entfernten einzelnen dicken Baum zu schiessen, welcher an einem Bache stand. Als ich den Häuptling warnen liess, nicht dorthin zu schiessen, weil man Menschen in der Nähe arbeiten sah, liess er mir sagen, es wären jene Arbeiter alle seine Sklaven, und schoss unbeirrt weiter.

Von der Anhöhe der Stadt zu bewegte sich inzwischen ein langer Zug Menschen herab. Als derselbe näher kam, bemerkte ich, dass der vorderste Neger ein Schwein auf den Schultern trug, und es wurde mir jetzt klar, dass Muata Jamwo mich überrumpelt hatte. — Ich sollte das Schwein schiessen. Das Thier wurde an einen kleinen verkümmerten Baum gebunden, welcher sich in ziemlich weiter Distanz von uns befand. Der Häuptling übergab mir nun das Gewehr und forderte mich auf, auf das Thier zu schiessen. Ich war jetzt der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sowohl des Muata Jamwo als eines dichten Negerknäuels, welcher mich eng umkreiste. Zweimal schoss ich fehl, indem jedesmal die Kugel dicht vor ihrem Ziel in die Erde einschlug, und jedesmal wurden zwei oder drei Kilolo's abgesandt, welche,

sobald sie bei dem Ziel angekommen waren, durch Geberden zu erkennen gaben, dass ich fehlgeschossen habe, und dann im schnellen Lauf wieder zu uns zurückkehrten. Nach dem dritten Schusse brach das Thier zusammen. Die ganze Negermenge, Muata Jamwo mitten im dicksten Haufen, eilte jetzt im raschen Trabe unter Schreien und Pfeifen auf den Fingern zu dem getödteten Schwein, das ich durch einen Blattschuss erlegt hatte. Die arbeitenden Sklaven hatten ihre Arbeit verlassen und befanden sich ebenfalls unter den Neugierigen. Muata Jamwo kam jetzt auf mich zu, gab mir die Hand und liess mir sagen: er wisse jetzt, dass ich ein guter Jäger sei. Das Schwein wurde mir als Geschenk übergeben, worauf ich mich unverzüglich mit meinen triumphirenden Leuten nach Hause zurückbegab. Zwar wünschte der Häuptling das Gewehr bei sich zurückzubehalten, indessen nahmen meine Leute es unter der Entschuldigung mit sich, dass es jetzt nothwendiger Weise gereinigt werden müsse. Mein Dolmetscher Germano hatte die Distanz des Schusses auf 144 Yards abgeschritten.

Heute ging mir mein europäisches Rauchmaterial aus, und so bin ich von jetzt an genöthigt, einheimischen Tabak zu rauchen. Die Eingeborenen in Mussumba verstehen den Tabak nicht gut zu bereiten. Besser dagegen verstanden es die Leute Deserra's, welche aus Angola und Kioko stammten; dieselben brachten mir dann und wann Tabak zum Verkauf in's Lager. Die Präparation des Tabaks besteht darin, dass die gebrochenen grünen Blätter halb an der Sonne getrocknet und in Mörsern, wie der Maniok, gestossen werden. Der gestossene Tabak wird in kleine Ballen geformt, was regelmässig in kleinen thönernen trichterförmigen Gefässen geschieht, an der Sonne getrocknet, und gleicht dann an Farbe und Festigkeit trockenem Torf. Der Raucher bricht kleine Stücke vom Tabak und reibt denselben zwischen den Händen zu Pulver, ehe er ihn in die Pfeife stopft. Die Qualität dieses Tabaks ist fein, aber sehr stark, so dass ich ihn vor dem Genuss 12—24 Stunden in Wasser legte, dann ausquetschte und trocknete, durch welchen Prozess er für mich rauchbar wurde. Viele der Colonisten in Angola behaupten wohl mit Recht, dass die Tabakcultur in der Colonie einer blühenden Zukunft entgegengehen könnte, sobald der Tabak dort kunstgerecht präparirt würde. — Heute traf eine Carawane ein, bestehend aus 50—80 Trägern. Es war dies eine Tributsendung eines nördlich nicht weit von Mussumba wohnenden Häuptlings, welche hauptsächlich aus Strohmatten bestand.

9. Januar. Es war mir früher von Deserra mitgetheilt worden, dass etwa 1½ Meilen nordwestlich von der Stadt ein langer Wall sich befinde, welcher früher eine Festung gewesen sein

sollte. Deserra schickte mir heute einen Führer, um mich dorthin zu geleiten. Da Letzterer mir indessen ohne specielle Erlaubniss Seitens Muata Jamwo's den Ort nicht zeigen wollte, so schickte ich heute in aller Früher einen Dolmetscher zum Häuptling, um mir die betreffende Erlaubniss auszubitten. Derselbe liess mir antworten: „Ich könne den Ort besuchen, er wolle mir aber morgen selbst einen Führer geben. Der Ort sei heilig und die grösste Vorsicht nöthig, damit nicht eins seiner Familienmitglieder erkranke, denn die Seele des verstorbenen Muata Jamwo könnte bei dieser Gelegenheit gestört werden". Ebo gab an, dass der Monarch sich sehr misstrauisch gezeigt und fortwährend gefragt habe, was ich eigentlich dort wolle. Heute Nachmittag erschien ein Gesandter Muata Jamwo's, welcher um Perlen bitten liess als Geschenk für den Wächter des zu besuchenden Ortes. Der Reisende muss, um zu diesem Orte zu gelangen, die zerstörte Kipanga des verstorbenen Muata Jamwo passiren, weshalb wahrscheinlich alle diese Vorsichtsmassregeln dem Häuptling nöthig zu sein schienen.

10. Januar. Der versprochene Führer war heute Morgen, wider Erwarten, früh vor meiner Hütte erschienen. Ich brach mit Germano, einigen Dienern und Trägern nach dem Frühstück gegen 9 Uhr auf. Als wir auf dem freien Platze vor der Kipanga Muata Jamwo's angekommen waren, wo der Weg im rechten Winkel nach Westen führt, eilte ein Abgesandter aus dem Hoflager auf mich zu, mich im Namen seines Herrn zu bitten, sogleich bei diesem vorzukommen. Der Häuptling sei beschäftigt und hätte mich deshalb nicht besuchen können. Muata Jamwo befand sich heute in einer zweiten kleinen Einzäunung, so dass wir jene Umzäunung, in welcher ich die erste Audienz hatte, passiren mussten, indem ich durch die kleinen Ein- resp. Ausgänge der Zäune kroch. Hier sass der Herrscher im Freien vor einem grossen Fundo auf einer Löwenhaut, umgeben von vielen Weibern und einer grossen Anzahl Kilolo's und Sklaven. Nachdem er mich eine Zeit lang hatte stehen lassen, ohne im Geringsten Notiz von mir genommen zu haben, liess ich durch meinen Dolmetscher seinen Adjutanten, welcher neben ihm auf dem Boden kauerte, auffordern, dem Muata Jamwo zu sagen, dass er mir seine Wünsche mittheilen möge, da ich der Sonnenstrahlen wegen hier nicht länger warten möchte. Der Häuptling war damit beschäftigt, Stücke rothen Flanells selbst mit einem Messer in schmale lange Streifen zu schneiden. Er hielt in der einen Hand das eine, sein neben ihm sitzender Adjutant das andere Ende des Flanells, während die ganze übrige Gesellschaft diesem wichtigen und kunstvollen Geschäft zuschaute. Er liess mir jetzt sagen, der bewusste Wächter müsse

einige Geschenke erhalten, und möge ich dieselben bei ihm zurücklassen. Ich liess ihm antworten, dass ich Geschenke dem Wächter selber zu überbringen wünsche, da er, Muata Jamwo, bereits gestern solche für denselben Wächter bekommen habe. Hierauf bat er noch um etwas Pulver, was ich ihm zu schenken versprach, sobald ich zurückgekehrt sein würde. Als der hohe Herr einmal während der Audienz nieste, klatschte die ganze Umgebung enthusiastisch Beifall, einige Neger pfiffen auf den Fingern oder schrieen; kurz, es entstand ein wahrer Höllenlärm. Während ich noch dastand, erschien die Lukokescha, an ihrem Körper reichlich mit Thon geschminkt, und die ganze Umgebung Muata Jamwo's, mit Ausnahme der Adjutanten, erhob sich. Sie grüsste mich kopfnickend und schritt lautlos, hinter ihr einige Damen, durch die Neger auf den Fundo zu, wo hinein sie alsbald, auf allen Vieren kriechend, verschwand, während Muata Jamwo sich nichts merken liess, sondern noch immer mit dem rothen Flanell beschäftigt war. Vor diesem Fundo bemerkte ich drei kleine Hüttchen, in deren jeder ein Palankahorn als Fetisch angebracht war. Ich liess hierauf den Häuptling fragen, ob er mir noch etwas zu sagen habe, da ich nunmehr aufzubrechen beabsichtige. Nachdem er noch eine gute Medicin für Krieg von mir verlangt hatte, verabschiedete ich mich.

Vom freien Platze vor der königlichen Behausung in westlicher Richtung führt der ziemlich breite Weg als Strasse etwa 200 bis 300 Schritte lang zwischen vielen, dicht nebeneinander stehenden Hütten, läuft dann als Fusssteig etwa 8 bis 10 Minuten lang weiter bis zu einer Stelle, wo nördlich, vom Wege isolirt, ein ziemlich bedeutender Complex von Hütten sich befindet. Nachdem darauf zwei Bäche passirt waren, kamen wir nach etwa 15 Minuten weiteren Marsches an den Ort, wo die Umzäunung des zuletzt verstorbenen Muata Jamwo gestanden hatte. Man sah hier noch ziemlich deutlich die frühere breite Strasse; auch das grosse Viereck der Umzäunung war durch besonders hohes Gras gekennzeichnet. Nachdem wir eine Stunde in nordwestlicher Richtung weitergegangen waren und noch zwei Bäche überschritten hatten, befand sich nördlich nahe am Wege ein etwa 3—4 Fuss hoher und 3—4 Fuss breiter Erdwall, welchen man in der weit zu übersehenden Ebene in seinem südnördlichen Verlauf auf etwa eine halbe Meile weit mit den Augen verfolgen konnte; dort biegt derselbe in einem rechten Winkel von West nach Ost um und erstreckt sich bis zum Kalangi-Fluss. Nachdem wir 10 Minuten in östlicher Richtung weitermarschirt waren, überschritten wir einen Bach und lagerten im Dorfe Kitamba, dessen Häuptling mich besonders freundlich aufnahm und uns reichlich mit Lebensmitteln

beschenkte. Ueber den Wall habe ich keine zuverlässigen Erkundigungen einziehen können. Wahrscheinlich ist derselbe sehr alt und mag früher als Bollwerk gegen die nördlich wohnenden, dem Molua-Stamm feindlichen Kauanda-Stämme benutzt worden sein. Die Uferränder des kleinen Baches bei Kitamba enthalten sehr viel Glimmerschiefer. Wir kehrten erst mit Dunkelwerden wieder nach Hause zurück.

11. Januar. Die Lukokescha schickte heute Morgen und bat um rothen Flanell, den sie nothwendig zu einem bevorstehenden Mahambafeste gebrauchen müsse. Ich schickte ihr ein Yard Flanell. — Nachts Gewitter mit Regen.

12. Januar. Morgens Regenwetter bis 11 Uhr. Ich verabredete mich heute mit zwei Kilolo's, darunter einem Sohn des verstorbenen Muata Jamwo, mich morgen nach der südlichen Fähre des Kalangi zu führen, um dort Flusspferde zu schiessen. — Die Lukokescha erschien Nachmittags; sie trug das Elephantenarmband, den Lukano, da sie in Staatsgeschäften beim Muata Jamwo gewesen war. Muata Jamwo hatte nämlich die Absicht gehabt, zwei Kilolo's und zwei seiner Sklavenweiber hinrichten zu lassen, weil die Delinquenten Liebschaften mit einander gehabt hatten. Die Lukokescha war noch ganz heiser und aufgeregt von ihren Verhandlungen mit dem Könige. Sie äusserte, dass Muata Jamwo schon Recht habe, die Hinrichtungen vornehmen zu lassen; er sei aber noch zu kurze Zeit auf dem Throne, und da die Männer Kilolo's wären, so habe sie um Schonung gebeten.

13. Januar. Heute machte ich einen Ausflug, um Flusspferde zu schiessen. Die beiden Kilolo's mit kleinem Gefolge waren schon früh Morgens im Lager und jeder von ihnen führte eine Muskete. Nachdem ich ihnen Munition gegeben hatte, brachen wir um 9 Uhr auf. Der Weg führt in südöstlicher Richtung an einigen Negeransiedelungen vorbei und über fünf kleine Bäche, bis wir uns bei einer mit einem hohen Flechtzaun eingefriedigten Ansiedelung befanden, dessen Besitzer das Kanoe der Fähre gehörte und den wir hier um die Erlaubniss bitten mussten, seinen Kahn benutzen zu dürfen. Der Mann befand sich ausserhalb der Einfriedigung seines Gehöftes. Ich liess ihm mein Anliegen vortragen und ihm einige Perlenschnüre und etwas Tabak als Geschenk überreichen, worauf der Kilolo einen Knaben in die Umzäunung schickte, welcher alsbald mit einem zusammengerollten Leopardenfell wieder zurückkam. Der Häuptling nahm aus demselben das Elephanten-Armband, den Lukano, sowie ein weisses Stück Thon, da er uns Pemba für die bevorstehende Jagd geben wollte. Nachdem er seinen Arm mit dem Armband geschmückt hatte, machte er mir, Germano und den beiden einge-

borenen Führern einen weissen Strich auf die Hand und bespie ausserdem noch die Hände der beiden letzteren. Hierauf bestrich er die Gewehre zwischen den Schlössern ebenfalls mit Thon und bespie diese Stelle. Nach Beendigung dieser Ceremonie begaben wir uns an das ebene westliche Wiesenufer des Kalangi, welches 20 Minuten breit sein mag, dessen Boden aber meistens, obgleich er stellenweise drei Fuss unter Wasser stand und mit Papyros oder anderem Schilf bestanden war, sich fest erwies und keine besonderen Schwierigkeiten bei der Passage bot. Am Flusse angelangt, wurden wir von einem Sklaven, Namens Efuka, dessen Ansiedelung gleichen Namens unmittelbar auf dem etwa 80—100 Fuss hohen östlichen Ufer lag, mittelst Kanoe übergesetzt.

Etwa 200 Schritte südlich von diesem Orte befindet sich an der Westseite im Flusse eine kleine Sandbank, auf welcher die Flusspferde, wie man uns mittheilte, täglich in den Nachmittagsstunden lägen und sich sonnten. Ich hatte mit meiner Begleitung vergeblich in der Ansiedelung, wo wir mit Palmwein bewirthet wurden, bis gegen 2 Uhr gewartet, als wir auf die Anwesenheit der Thiere durch ihr Schnauben aufmerksam gemacht wurden. Oben von der Anhöhe aus konnte man des Schilfes wegen nicht den ganzen Fluss, sondern nur das Westufer und die Sandbank übersehen, so dass die Thiere nicht zu erspähen waren und sich scheinbar am Ostufer oder in der Mitte des Stromes befanden. Die Eingeborenen meinten, ich möchte noch etwas warten, da die Thiere gewiss noch die Sandbank betreten würden. Ich zog indessen vor, allein mit meinem Diener durch das Rohr an den Fluss zu dringen, wurde indessen bald durch tiefen Schlamm und Wasser an meinem Vorhaben gehindert, und musste wieder umkehren. Nach 10 Minuten weiteren Wartens, nachdem wir uns bereits wieder auf der Anhöhe befanden und die Thiere sich uns am Westufer im Wasser schon einige Male gezeigt hatten, stieg eines derselben auf die Sandbank, schnüffelte mit der Schnauze auf dem Boden umher und legte sich alsbald behaglich auf den Bauch, blieb aber nicht lange liegen, sondern stand auf, und liess sich sanft wieder in den Fluss gleiten. Ein kleiner Knabe des Orts brachte mich, meinen Dolmetscher und die Führer jetzt auf einem weniger nassen, ziemlich bequemen Fusssteige durch das hohe Schilf unmittelbar an den Rand des Wassers, wo drei Flusspferde, ein altes mit einem ziemlich grossen Jungen und scheinbar ein Männchen, ohne sich im Geringsten um uns zu bekümmern, ihr Spiel in der Mitte des Flusses trieben. Die Thiere tauchten unausgesetzt im Wasser auf und nieder, blieben aber oft ziemlich lange Zeit mit dem Kopfe über Wasser; dann und wann

erschien eines selbst einige Fuss hoch mit dem Oberkörper oberhalb des Wassers, so dass man glauben konnte, das Thier befände sich mit den Füssen auf Grunde, alsbald aber verschwand es wieder unter den Fluthen. Sobald das Männchen sich allzu sehr dem Weibchen und dem Jungen näherte, machte die Mutter Miene, sich auf das Männchen zu stürzen, worauf dies mit raschen Bewegungen die Flucht ergriff, so dass das Wasser nach allen Seiten hin hoch aufspritzte. „Schiessen Sie auf den Kopf oder hinters Ohr", flüsterte mir Germano zu. Ich hatte, obgleich die Thiere so dicht bei mir waren und oft lange Zeit mit dem Kopfe über dem Wasser blieben, dreimal das Gewehr im Anschlag, musste es aber jedesmal wieder absetzen, da ich zu unruhig war und mit dem Schuss nicht fertig werden konnte. Zum vierten Male meinte ich gut hinter's Ohr gezielt zu haben und gab Feuer. In demselben Moment war Alles lautlos verschwunden. Ich hatte die Kugel weder in das Wasser, noch in das jenseitige Schilf einschlagen hören, so dass ich sicher meinte, mein Schuss müsse sitzen. Wir warteten jetzt noch etwa eine Viertelstunde am Ufer, da der Cadaver eines Flusspferdes, wie man mir mittheilte, alsbald nach oben kommt —, aber umsonst. Ich musste abgehen mit dem Troste, dass das vielleicht tödtlich verwundete Thier, heute oder morgen von den Eingeborenen, irgendwo angeschwemmt, aufgefunden würde. Efuka erzählte mir, dass die Thiere hier täglich ohne alle Scheu ihr Wesen trieben und sich manchmal zu grösseren Heerden vereinigten. Den Flusspferden wird in diesen Gegenden fast gar nicht nachgestellt, da die Kalunda zu faule und schlechte Jäger sind. Sie versuchen auch nicht einmal in Fallen die Thiere zu fangen, obgleich letztere den Maispflanzungen, wie auch hier die frischen Spuren zeigten, oft vielen Schaden zufügen. Ich befand mich höchstens einen Fuss über dem Wasserspiegel unmittelbar am Wasser, und die Flusspferde waren höchstens 20—25 Fuss vom Ufer entfernt, wo wir, alle ziemlich frei im Rohr stehend, sie gewiss 5—10 Minuten lang beobachtet haben, ohne dass sie im Geringsten Notiz von uns genommen hätten, bis der Schuss krachte. — Die Uferränder des Kalangi sind bei Efuka nicht mit Wald bewachsen, sondern nur mit Schilf, dann und wann mit etwas Busch oder einigen Bäumen. Der Fluss ist hier etwa 40 Fuss breit und hatte zur Zeit 16—20 Fuss Wasser. Sein Wasserstand soll sich jedoch nach der Aussage der Eingeborenen zur trockenen Zeit bis auf 3 und 4 Fuss vermindern.

15. Januar. Heute Morgen waren wir wieder im Begriff, uns nach der obenerwähnten Negeransiedelung Efuka zu begeben, wurden jedoch unterwegs von Gewitter und Regen überrascht und

mussten Schutz in der Hütte einer kleinen am Wege liegenden Ansiedelung suchen, wo ein armer Neger und zwei seiner Ehehälften in der Mitte des Fundo's um ein wohlgenährtes Feuer hockten, schweigend und gedankenlos mit langgezogenen, gurgelnden Tönen den Rauch ihrer gemeinschaftlichen Mutopa blasend. Die Insassen waren freundliche Leute, denn sie räumten uns bereitwilligst neben sich einen Platz ein und versorgten unsere Pfeifen mit Kohle und Feuer. Nachdem der Regen 3 Stunden angedauert hatte und meine durchnässte Kleidung am Feuer getrocknet war, ritten wir, ohne unser Ziel erreicht zu haben, wieder nach Hause zurück. — Von 9—12 Uhr Vormittags Gewitter mit starkem Regen.

16. Januar. Heute schickte ich Ebo zum Muata Jamwo, ihn um Führer zu bitten, welche mich nach dem Lubilasch-Flusse begleiten sollten. Der Häuptling liess mir sagen, dass er mir morgen Führer schicken werde, jedoch müsste ich ihm heute pränumerando für seine Gefälligkeit ein Fass Pulver geben. Vorgestern und gestern war auf Befehl Muata Jamwo's je ein Neger hingerichtet worden und heute früh hatten zwei andere dieselbe Strafe zu erleiden. Gegen 11 Uhr Vormittags überbrachte der Scharfrichter die beiden blutigen Köpfe, von 2 Negern getragen, an unserem Lager vorbei seinem Herrn, der sich nach der Pflanzung begeben hatte. Alle vier Personen waren wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit geköpft worden. Die Hinrichtung geschieht mit einem grossen zweischneidigen Messer, meistens des Morgens ausserhalb der Stadt, wo dann die Leichen gewöhnlich in's Wasser geworfen werden. Schwere Verbrecher aber werden auf dem Marktplatze hinter der Umzäunung Muata Jamwo's enthauptet. — Heute empfing ich den Besuch des Häuptlings vom Kitamba.

Meine Reitochsen fingen jetzt vielfach an zu kränkeln, und auf den Rath meiner Dolmetscher schickte ich heute drei nach dem Orte Quimeme, wo der alte Deserra wohnt, da es hiess, dass das Gras dort besser wäre, während das hiesige zu hoch und hart geworden war und nur ungern von den Thieren genommen wurde. Futtermangel für Rindvieh tritt regelmässig in der Mitte, sowie am Ende der Regenzeit und zu Anfang der trockenen Zeit ein, würde aber, wenn eine Rinderheerde an einem Orte bliebe, leicht beseitigt werden können. Es müssten zu verschiedenen Zeitabschnitten verschiedene Weideplätze vom ihrem Grase befreiet resp. abgemäht werden, so dass, wenn auf dem einen das Gras zu hart wird, auf einem später gemähten Platze schon wieder genügendes junges Gras nachgewachsen ist. — Man sagte mir heute Nachmittag, dass die Leichen des heute hingerichteten Liebespaares noch auf dem Marktplatze lägen. Gegen Abend ging ich mit meinen Dolmetschern in die Stadt. Im Hoflager

schienen grosse Orgien gefeiert zu werden, denn es gingen Menschen aus und ein und Musik nebst Gesang schallte aus dem Innern. Einige Neger, welche links von der Umzäunung am Wege wohnten, kamen, als wir diesen Weg einschlugen, lächelnd zu uns, und frugen ob wir gekommen wären, um die hingerichteten Menschen zu sehen. Ich liess ihnen antworten, dass wir nur lebende Menschen zu sehen liebten.

Auf dem Marktplatze angelangt, bemerkten wir ziemlich auf der Mitte desselben, lang ausgestreckt neben einander liegend, zwei Leichname. Die Köpfe lagen nicht mehr dabei. Eine weibliche Leiche war bereits von Hunden an der Brust angefressen, während noch jetzt zwei Hunde an ihr umherzerrten. Wahrscheinlich waren die Leichen hier als warnendes Abschreckungsmittel ausgestellt. Mein Dolmetscher behauptete zu wissen, dass die Hingerichteten von einer hier zur Zeit lagernden Kauanda-Tribut-Carawane verzehrt würden.

17. Januar. Anstatt des Führers zum Lubilasch schickte mir heute Muata Jamwo einen Abgesandten, um sich ein zweites Fass Pulver und 16 Yards Zeug ausbitten zu lassen, bevor er den Führer stellen könnte. Die Lukokescha schickte siebenmal zu mir um jedesmal etwas Anderes sich ausbitten zu lassen. Eine Sklavin, welche sie mir als Geschenk anbot, wurde von mir nicht angenommen.

18. Januar. Ich schickte heute meine beiden Dolmetscher zu Muata Jamwo und liess ihm sagen, dass ich allein reisen würde, wenn er mir morgen keinen Führer schickte. Sein Bescheid lautete, er würde mir übermorgen selbst drei Führer zuführen. — Nachmittags Gewitter mit Regen.

19. Januar. Muata Jamwo mit grossem Gefolge besuchte mich heute Morgen. Er drang in meine Hütte und raubte mir buchstäblich einen Rock und einen Teller. Darauf blieb er, umringt von vielen Kilolo's und einer Unzahl Weiber, vor meiner Hütte sitzen, und hielt mir eine lange Rede, deren kurzer Sinn in dem Wunsche bestand, ihm Medizin für die Vermehrung seiner Familie geben. — Von den Führern geruhete der hohe Herr nichts zu erwähnen. Nachdem er aufgebrochen war, brachten wir die Waaren in die Hütte eines meiner kranken Träger, da die Eingeborenen die Gewohnheit haben, nicht in Hütten zu treten, in denen ein ihnen fremder Mensch krank liegt. Meine Waaren lagen hier vor ferneren Besuchen Muata Jamwo's einstweilen ziemlich sicher. — Nachts Gewitter mit vielem Regen.

20. Januar. Ich hatte heute einen leichten Fieberanfall, den einzigen, den ich in Mussumba durchzumachen hatte. Muata Jamwo schickte mir heute eine Sklavin zum Geschenk, welche ich ihm aber zurücksandte.

21. Januar. Heute Morgen kam der Häuptling von einem grossen Trupp bewaffneter Kilolo's und Sklaven begleitet. Er forderte, vor meiner Hütte sitzend, auf gebieterische Weise Geschenke und verlangte unter Anderm einen Blechkoffer, ein Licht und Fazenda. Nachdem ich die Erfüllung seiner Wünsche abgelehnt hatte, äusserte er in längerer Rede: Er wünsche zu wissen, warum ich in sein Land gekommen sei und was ich in seinem Lande wolle, wenn ich kein Kaufmann sei und keine Sklaven und Elfenbein kaufe. Er hatte es mir jedenfalls übel genommen, dass ich ihm gestern die Sklavin zurückgeschickt hatte. Ich antwortete, dass ich ihm bereits gesagt habe, weshalb ich ihn zu besuchen gekommen sei und dass er bereits wisse, dass ich weder Sklaven noch Elfenbein kaufe. Nach dieser Erklärung meinerseits und ohne etwas an Geschenken bekommen zu haben, verliess der Häuptling mit seinen Kriegern meine Wohnung. Am Nachmittag schickte ich meine Dolmetscher zum Muata Jamwo mit der Meldung, dass ich übermorgen die Rückreise antreten würde.

22. Januar. Heute früh liess sich der Häuptling bei mir anmelden und erschien gleich darauf, gegen 9 Uhr, im rothen Rock. Er war besonders freundlich und versprach ohne Weiteres, mir morgen Führer zur Jagdreise zu geben, jedoch unter der Bedingung, dass meine Dolmetscher hier bleiben müssten und ich mit nur wenigen eigenen Leuten gehen dürfe. Nach Norden und Osten, wobei er mit der Hand nach den betreffenden Himmelsrichtungen zeigte, würde er mich um keinen Preis ziehen lassen, weil dort seine Feinde wohnten und ich um's Leben kommen könne, wohl aber wollte er mich südöstlich führen lassen; ich dürfe aber nicht zu weit in's Innere gehen. Ich liess ihm jetzt vor allen Dingen sagen und einschärfen, dass ich seine gestrigen Fragen nach dem Zweck meiner Reise übel empfunden habe. Der hohe Herr ersparte sich eine weitere Antwort, indem er um ungetrübte Freundschaft bat und mich aufforderte, ihm dieselbe mit dem Geschenke eines Blechkoffers, eines Lichts und etwas Pulver zu besiegeln. Ich übergab ihm jetzt einen Koffer, eine alte Kruke und eine Oellampe, da ich nicht mehr über ein Licht zu verfügen hatte. Wir drückten uns die Hand und erneuerten die Freundschaft, nach welcher Ceremonie Muata Jamwo sich entfernte. Ich bekam heute die Nachricht, dass einer meiner Ochsen in Quimeme krepirt sei. Derselbe hatte an blutender Diarrhoe gelitten.

23. Januar. Das Fleisch des gefallenen Ochsen wurde heute für die Träger und Diener in unser Lager geschafft, und gleichzeitig empfing ich die Botschaft, dass ein zweiter Ochse an derselben Krankheit daraufgegangen sei. Es war dies mein Leib-

reitthier, welches mich von Malange bis hierher getragen hatte. Muata Jamwo liess sich heute ein Schloss nebst Schlüssel für seinen Koffer ausbitten, welche Bitte ihm gewährt wurde. Heute Abend entdeckten meine Leute unter sich einen Fetischeur. Das ganze Lager war während der Nacht in Aufregung. Einige Träger liefen wie wahnsinnig umher, grunzende Töne ausstossend. — Abends Gewitter mit ebenem Regen.

24. Januar. Meine Dolmetscher erklärten mir, dass der vermeintliche Fetischeur Gift trinken solle und müsse. Ich trug ihnen dagegen auf, allen Trägern zu sagen, dass wenn Jemand von ihnen Bambu (Gift) tränke, ich ihm dabei helfen würde — nämlich mit dem Stock. Von Muata Jamwo habe ich heute nichts gehört und gesehen. Es kam mir übrigens gar nicht darauf an, ob ich einen Tag früher oder später aufbrach. Der Kadaver des Ochsen, dessen Fleisch heute geholt wurde, war nach einer einzigen Nacht fast zur Hälfte von Hyänen verzehrt gewesen, als meine Leute ihn in der Campine von Quimeme auffanden.

25. Januar. Ebo legte heute feierlich Protest ein gegen meine Reise. „Ihr Reitochse, welcher Sie so weit getragen hat, ist dahingegangen. Das ist ein schlechtes Zeichen. Als ich vor Jahren mit einem Weissen nördlich von Kimbundo reiste, starb sein Reitthier, und der Mann ist auch nicht wieder zur Küste zurückgekehrt. Er starb auf der Rückreise von Kimbundo nach Malange. Sie thun so, als ob Sie in Ihrem Vaterlande reisten. Das ist ein heiliges Land. Dies Land aber ist wild und kein heiliges." — Nachts Gewitter mit wenig Regen.

26. Januar. Nichts Neues.

27. Januar. Regenwetter bis 9 Uhr. Die königliche Musikkapelle musicirte Vormittags vor meiner Hütte. Ich gab, als ich zur Hütte herauskam, dem Kapellmeister unter Jubel der Träger eine recht tüchtige Ohrfeige, weil er aufgestanden war und mich fortwährend anbettelte. Nach diesem Rencontre mit ihrem Meister verliessen die Künstler auf Nimmerwiedersehen das Lager, so dass mir dieser musikalische Genuss niemals mehr vor meiner Hütte zu Theil geworden ist. — Heute gegen Mittag erschien Muata Jamwo, um mir mitzutheilen, dass er mir morgen die gewünschten Führer stellen würde. Er wünschte aber, dass ich westlich nach dem Luisa-Fluss gehen möchte, um dort zu jagen, welchen Wunsch ich indessen ablehnte. Er beschenkte mich mit einer Ziege und gab mir vor seiner Verabschiedung Pemba, indem er sich mein Gewehr geben liess und dasselbe zwischen den Schlössern bespuckte. Dann nahm er Ebo mit sich nach seiner Wohnung, um mit demselben meine Reise noch zu besprechen.

IV. Theil.

Von Mussumba nach Inschibarraka und zurück nach Malange.

28. Januar. Heute brach ich auf. Meine Begleitung bestand aus einem Kaquata Namens Udschik, demselben, welcher mich bei meiner Ankunft eingeholt hatte und im Lager als Wächter angestellt war. Letzterer war von vier seiner Weiber und Sklaven begleitet. Ausserdem gingen vier meiner Träger mit, darunter der alte Juan und Manuello, welche beide portugiesisch sprachen, ferner der Träger Matheu, ohne Last und auf einem Ochsen reitend, als Dolmetscher, und drei Diener. Muata Jamwo war heute Morgen früh um 8 Uhr schon hier, um mir noch eine Ziege und Lebensmittel zu bringen und gute Reise zu wünschen. Die Lukokescha war ebenfalls hier, um mir Lebensmittel zu überbringen.

Um die Mittagszeit traten wir unsere Reise an. Richtung Süd-Ost. Wir erreichten nach 2½—3 stündigem Marsche den Kalangi an einer Stelle, wo sich über dem 40 Fuss breiten Fluss eine künstliche Brücke befand, welche indessen für die Ochsen nicht passirbar war. Nach einem vergeblichen Versuche, den Fluss zu durchschwimmen, bei dem beide Thiere in der grössten Gefahr des Ertrinkens schwebten, schickte ich dieselben mit Matheu nach Hause zurück, sie sollten am nächsten Tage bei Efuka den Fluss überschreiten und dann wieder zu uns stossen. Der Urwald am Rande des Flusses ist hier zu beiden Seiten ziemlich breit und fast undurchdringlich. Gewaltige dicke und hochstämmige Bäume, in deren Kronen sich mächtige Schlinggewächse hinauf gerankt haben, oder welche dicht mit Unterholz umgeben sind, drängen sich bis unmittelbar an den reissend nach Norden strömenden Fluss, welcher sein Bett verlassen und den breiteren westlichen Wald mit zwei und stellenweise mit vier Fuss Wasser überspült hatte, wodurch die Passage hier erheblich erschwert wurde; das Ostufer war hingegen nur stellenweise überschwemmt. Die Brücke selbst stand einige Zoll unter Wasser. Diese Brücke war die beste, welche ich in Afrika östlich von Malange angetroffen habe. Nach 15—20 Minuten Marsch östlich in der Campine, machten wir Lager beim Orte Schimbambe. Meine Leute transportirten als Proviant grosse Stücke Ochsen-

fleisch mit sich, dessen Geruch mir freilich den Aufenthalt im Lager nicht besonders angenehm machte. — Die Landschaft östlich vom Kalangi ist äusserst lieblich und parkähnlich. Die Campine ist bebuscht und mit vielen Urwalddschungeln bunt übersäet, welche auf quelligen Stellen oder in den Schluchten der Bäche wachsen; in ziemlicher Entfernung östlich wird der Horizont von einem aus rothen Felsen bestehenden Gebirge begrenzt. Es erschienen alsbald im Lager vier Jäger mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in Begleitung ihrer Weiber, um sich unserer Carawane anzuschliessen. Die Eingeborenen östlich am Kalangi besitzen wenig Musketen und sind regelmässig nur mit Bogen und Pfeil oder mit Speeren bewaffnet. Der Häuptling von Schimbambe beschenkte mich mit einem Huhn und einer Kalabasse Garapa, und empfing als Gegengeschenk zwei Yards Zeug.

Nachdem wir am 29. Januar auf Matheu gewartet hatten, der gegen 3 Uhr mit den Ochsen unser Lager erreichte, marschirten wir am 30. weiter in östlicher Richtung. Der Weg steigt fortwährend allmählig an, und führt etwa nach zwei Stunden Marsches auf ein 400—600 Fuss hohes Plateau, auf welchem wir in südlicher Richtung weiter gingen, um in einem breiten muldenartigen Thal Lager zu machen. Die Gegend ist bergig und romantisch. Viele Bäche, welche östlich in den Kasserigi-Fluss gehen, durchkreuzen den Weg. Die Bergrücken sind stellenweise mit dichtem Wald bedeckt, sonst steht fast überall nur dünner Savannenwald. Die Ufer aller Bäche sind mehr oder weniger stark mit Urwald bewachsen. Der Boden dieser Gegend besteht abwechselnd aus braunem Lehm oder grauem Sande. In einer Entfernung von etwa einer halben Meile östlich von unserm Lager lag das Dorf Inkatschia, dessen Häuptling mich mit seiner Amari besuchte. Er gab sich für den Sohn des früheren Muata Jamwo — Kabebe aus und beschenkte mich mit frischem Mais, Bobo, einem Huhn und Palmwein. Als ich ihm sagen liess, dass ich nicht mehr viel besässe, um seine reichen Geschenke zu erwidern, äusserte er, dass dies nichts ausmache; er fühle sich sehr geehrt, den Besuch eines Weissen zu empfangen und bat mich, ihn in seinem Dorfe zu besuchen, welche Bitte ich einstweilen ablehnte. Als Gegengeschenk empfing er 4 Yards Fazenda und einige Perlen.

31. Januar. Weil Regen in Aussicht war, mussten wir einstweilen warten. Vormittags von 8 bis 11 Uhr Gewitter mit starkem Regen. Als derselbe aufgehört hatte, besuchte ich den Häuptling in Inkatschia, wo ich nebst meiner Begleitung auf das Freundlichste empfangen wurde. Wir wurden alsbald in einen innerhalb einer weiten Umzäunung stehenden grossen Fundo geführt. Der Häuptling mit seiner Amari, einigen Kindern und ge-

wöhnlichen Negern hockten bei uns nieder und liess uns mit Palmwein tractiren. Als dieser aus einem grossen thönernen Gefäss in die halbe Schaale eines Kürbisses gegossen und gereicht wurde, genoss Udschik den Palmwein nur in der Art, dass er sich ein Tuch über den Kopf deckte, um hinter diesem ungesehen zu trinken. Einige Molua schlossen in Ermangelung einer Kopfbedeckung die Augen beim Trinken, während der Häuptling selbst sich dieser für ihn in Gesellschaft unpassenden Beschäftigung enthielt. Es war dies der freundlichste Häuptling, den ich jemals kennen gelernt habe. Innerhalb der Umzäunung befanden sich noch mehrere andere durch Zäune abgeschlossene Räumlichkeiten, in welchen ebenfalls grosse Fundo's standen. Ausserhalb derselben waren einige Arbeiter mit dem Neubau eines ganz besonders grossen Fundo's beschäftigt, welcher etwa 40 Fuss im Durchmesser am Boden haben mochte und auf dessen Besitz der Häuptling besonders stolz zu sein schien, da er mich und mein Gefolge in denselben hineinführte, um den grossen stattlichen Bau bewundern zu können. Als Baumaterial dient den Eingeborenen hier hauptsächlich der Zweig der Bourdão-Palme.

20—30 Minuten östlich von Inkatschia entfernt fliesst der Kasserigi-Fluss nach Norden. Sein Lauf ist stellenweise durch lange Strecken Waldes an den Rändern bezeichnet. Im Osten hinter dem Flusse erhebt sich ein etwa 600—800 Fuss hoher Bergrücken. — Nachmittags von 3—4 Uhr Gewitter mit starkem Regen. Nach dem Regen gegen Abend erschien der Häuptling mit seiner Gemahlin noch ein Mal im Lager und brachte Wein zum Geschenk. — Ein grosser weiss und schwarzer Nashornvogel, bei welchem die weisse Farbe vorherrscht, kommt hier viel vor. An Wild war die Gegend äusserst arm, man sah höchstens an den Bächen die Spuren oder Suhlen einiger Wildschweine.

1. Februar. Nach einem Marsch von 4½ Stunden lagerten wir im Savannenwalde an einem Bache, der mit Urwald umsäumt ist.

2. Februar. Rasttag. Morgens von 8 bis 10 Uhr Gewitter mit ebenem Regen.

3. Februar. Wir passirten nach zwei Stunden den Kasserigi-Fluss, welcher hier einen Bogen nach Osten macht. Der Fluss ist 20 Fuss breit und hatte zur Zeit 3 Fuss Wasser. Seine Ränder sind fast überall mit Urwäldern bestanden, in denen die Kautschuck-Liane sehr häufig anzutreffen ist, welche jedoch hier von den Aexten der Eingeborenen verschont bleibt, da ihr Saft als Handelsartikel nicht bekannt ist. Unmittelbar hinter dem Kasserigi stiegen wir einige Hundert Fuss hoch auf ein ebenes, mit Campinenwald bedecktes Plateau, passirten dann einige Bäche

und machten nach einer Stunde Halt im Dorfe Mona-Kapassu. Der Boden auf diesem Plateau besteht durchweg aus Sand. Ich beobachtete auf dieser Tour die Klapperlerche, welche ich in Mussumba niemals gesehen oder gehört habe. Mein Lager befand sich unmittelbar neben dem Dorfe. Die Eingeborenen holten Baumaterialien für unsere Lagerhütten, säuberten den Platz vor meiner Hütte vom Grase und waren überhaupt sehr zuvorkommend. Der Häuptling beschenkte mich mit Bobo, Garapa und einem getrockneten kleinen Buschbock, einer Art Zwergantilope, welche, soviel ich weiss, überall vorkommt. Die ganze Nacht über anhaltendes starkes Gewitter mit Platzregen.

4. Februar. Rasttag. Ebener Regen bis 11 Uhr. Kapassu liegt an einem Bach, welcher ohne Unterbrechung überall stark mit Urwald bewachsen ist, in dem, ausser anderen Arten von Meerkatzen, auch die schwarzen langhaarigen Plumba-Affen sich aufhielten, von welchen die Träger zwei erlegten. Lebensmittel waren in Kapassu billig; denn während in Mussumba ein Huhn 5 Schnüre Perlen à 20 Stück kostete, wurde es hier mit nur 3 Schnüren à 20 Stück bezahlt.

Der Weitermarsch am 5. Februar führte uns durch eine vollständig flache Gegend. Der Boden besteht aus grauem Sande, welcher nur dünn mit niedrigen Campinenbäumen oder Busch bewachsen ist. Nach Ueberschreitung einiger Bäche, deren Ränder überall mit Bäumen bewachsen waren, folgten wir dem von Süden nach Norden fliessenden Bache Empegi während ¾ Stunde, überschritten ihn und wandten uns östlich in eine unbebuschte, mit niedrigem braunen Grase, dann und wann mit kleinen Walddschungeln bewachsene Ebene, welche allmälig nach Osten zu etwas höher ansteigt. Die Ufer des Empegi sind stark bevölkert, namentlich war das westliche unmittelbar am Bach überall mit einzelnen Dörfern bebaut. Nachdem wir auf der Höhe angelangt waren, gingen wir wiederum auf ganz ebenem Boden eine halbe Stunde in östlicher Richtung weiter bis zum Dorfe Inschibaraka. Dasselbe liegt hart an einem mit Urwald bewachsenen Bache, welcher von Westen nach Osten läuft, um demnächst in einen anderen grösseren, von Süd nach Nord fliessenden Bach zu münden. Oestlich hinter dem grösseren Bache steigt das Terrain wieder ganz allmälig etwa ¾ bis 1 Meile weit zu einer einige Hundert Fuss hohen Anhöhe, welche mir die fernere Aussicht ins Land benahm. Die Ebene östlich von diesem Bache ist ebenfalls nur äusserst spärlich mit Bäumen oder Busch bestanden. Es befinden sich aber viele einzelne Quellstellen mit Urwald-Dschungeln in derselben. Wir hatten uns in unmittelbarer Nähe des Dorfes dicht am Bache niedergelassen, während der Kaquata Udschik

mit seinem Gefolge sich in den Hütten der Eingeborenen ein Obdach suchte. Heute erreichte ein Kaquata mit fünf Jägern, welcher von der Lukokescha abgeschickt worden war, unsere Carawane, um mich zu escortiren. Der Häuptling und die Eingeborenen des Ortes waren besonders freundlich und bescheiden und beschenkten mich reichlich mit Lebensmitteln. Die Amari des Häuptlings überbrachte mir eigenhändig, sehr verlegen und ängstlich, ganze Haufen reifer Bananen.

Inschibaraka ist ein wahrer Bananenwald. Es mögen etwa 150 Menschen im Orte wohnen. Mir fiel hier zur Nachtzeit das Quaken der Frösche auf, welches ähnlich demjenigen klang, welches die Teichfrösche in Norddeutschland zur Zeit der schönen Sommernächte vernehmen lassen, während ich das unkenartige, mit schwachen Glockentönen vergleichbare Gequake der Lurche in Kimbundo und den Gegenden am Kassai hier vermisste. Gleichen doch auch die Nächte in Inschibaraka den schönen Juni-Nächten Norddeutschlands. Die ganze umgebende Ebene glich jetzt zur Regenzeit einer Wasserpfütze, aus welcher nur einige grosse und kleine erhöhte Stellen, gleichsam als Inseln, sich erheben. Auf solchen trockenen Stellen befinden sich einem Hünengrab an Höhe nicht nachstehende Termiten-Haufen, die mit hohem Gras bewachsen sind, während das Gras in der Ebene (wahrscheinlich in Folge des kalten, nassen Bodens) kurz bleibt. Ich erhielt am heutigen Tage sehr viel Besuch. Zwei Häuptlinge der Umgegend erschienen mit grossem Gefolge und brachten Lebensmittel. Sie waren für die 2 Yards Calliko, welche ich an sie austheilte, sehr dankbar, beschmierten sich dafür die Brust und die Arme mit Sand, und das Händegeklatsch ihres Gefolges war eine wahre Freude. Unter den mir gebrachten Lebensmitteln befanden sich oft getrocknete, ziemlich grosse, schwarz und gelb gestreifte Raupen, welche regelmässig in hölzernen Schalen präsentirt wurden und bei meinen Leuten als Leckerbissen in hohem Ansehen standen.

Im Urwalde des Baches am Lager blühen jetzt viele Bäume mit roth, weiss und anderen schön gefärbten Blüthen, einen herrlichen Anblick gewährend. Meerkatzen beleben die Gipfel des Dickichts, und Vögel mit blendendem Gefieder tummeln sich auf den Zweigen der äusseren Bäume oder lassen aus ihrem geheimnissvollen Dunkel wunderbar klingende, nie zuvor von mir gehörte Töne erschallen. In der Ebene selbst trifft man, ausschliesslich allen anderen Wildes, viel Socowild. Die Eingeborenen fangen das Wild, indem sie eine lange biegsame Stange senkrecht in die Erde bohren. An ihrem äussersten Ende befestigen sie einen 8 bis 10 Fuss langen, aus Bast oder Schlinggewächsen verfer-

tigten Strick, biegen dann die Spitze der Stange nach unten und befestigen den Strick mit einer Schlinge an der Erde durch einen Stellstock über einem etwa 1½ bis 2 Fuss tiefen und etwa 6 Zoll im Durchmesser haltenden runden Loche. Dies Erdloch wird mit trockenem Gras verdeckt. Sobald nun das Wild mit einem Lauf in die Oeffnung auf den Stellstock tritt, wird der Strick gelöst, und die gebogene Stange schnellt nach oben, die Schlinge fest um den Lauf des Thieres schnürend. Diese Fallen waren hier jetzt in der Ebene überall angebracht. Die Eingeborenen hatten auf kleinen Stellen das alte Gras entfernt, wo jetzt ganz junges Gras als Köder für's Wild wieder gewachsen war, und solche Weideplätze waren, mit Ausnahme der mit Fallen versehenen Eingänge, mit Reisigen etc. niedrig eingehegt. Fallgruben, wie sie am Lulua-Fluss von den Eingeborenen gegraben werden, habe ich in Inschibaraka nicht beobachtet.

7. Februar. Ich schickte heute drei Träger nach Mussumba, um mir noch etwas Fazenda holen zu lassen. Der Häuptling des Orts hatte gestern versprochen, mir Boten nach Mussumba zu geben. Er verweigerte jedoch heute, aus Angst vor Muata Jamwo, sein Versprechen zu halten. — Nachmittags Gewitter mit starkem Regen.

8. Februar. Morgens von 8 bis 11 Uhr ebener Regen.

9. Februar. Mittags Gewitter mit Regen bis 4 Uhr. Mein Zeug und meine Stiefel zeigen jetzt bedenkliche Anzeichen der Vergänglichkeit. Heute sprang mir die Feder des rechten Laufes meines Gewehres.

10. Februar. Ich gehe jetzt täglich auf die Jagd und kehre auch regelmässig zur grossen Freude meiner Leute mit einem oder zwei Stücken Soco-Wild heim. — Nachmittags 3 Uhr Gewitter mit starkem Regen bis 5 Uhr. — Nachts Gewitter mit anhaltendem Regen.

11. Februar. Morgens Regen bis 11 Uhr. — Nachmittags Gewitter mit Regen.

12. Februar. Nichts Neues.

13. Februar. Die in Pungo Andongo wahrgenommene graue Drossel wurde heute von mir auch hier beobachtet. Glanzstaare kommen hier überall da vor, wo Bäume am Wasser stehen. Den mir bekannten Riesenkranich sah ich in der Ebene, wo er sich durch Ducken ins Gras meinen Blicken zu entziehen pflegte. Derselbe wurde regelmässig einzeln oder paarweise angetroffen; er scheint dem gemeinen europäischen ähnlich zu sein.

14. Februar. Heute kamen meine Leute mit Fazenda von Mussumba zurück, begleitet von einigen Leuten Muata Jamwo's. Germano liess mir mittheilen, dass Muata Jamwo gedroht habe,

mich mit Gewalt zurückholen zu lassen, wenn ich weiter ginge und nicht in nächster Zeit zurückkehren würde. Ausserdem brachte Manuello die Botschaft, dass mein dritter Ochse crepirt sei, und theilte mir mit, dass aus Unvorsichtigkeit in einem Fundo der Sclavenweiber Muata Jamwo's Feuer ausgebrochen und mehrere Fundo's der Frauen niedergebrannt seien. Die beiden Ochsen, welche wir mitgenommen hatten, frassen das Gras hier sehr gut. Als wir hier ankamen, waren sie mager, während sie sich nach einigen Tagen schon sichtlich erholt hatten. Die Mutter des Ortshäuptlings, eine alte Person, besuchte mich heute, und überbrachte mir Massen von Bobo. Ihr Körper war mir zu Ehren ganz und gar mit Thon eingeschmiert. Sie empfing 2 Yards Callico und klatschte zum Danke mit ihrem Gefolge in die Hände, so dass es im Walde davon wiederhallte. — Nachts Gewitter mit schwerem anhaltenden Regen. Unser ganzes Lager glich während der Nacht einer Wasserpfütze, da es schlecht angelegt war und grosse Wassermassen über dasselbe hinweg in den Bach strömten. Die Träger und Diener waren während der Nacht damit beschäftigt, die Rinnen, welche um die Fundo's herum gegraben werden, um das Wasser aufzufangen und wegzuführen, zu vergrössern.

15. Februar. Morgens feiner Regen bis 9 Uhr. Heute erklärte mir Udschik, dass er östlich nicht weiter mit mir gehen könne, da Muata Jamwo ihn sonst tödten lassen würde, und dass wir morgen der Ueberschwemmungen wegen überhaupt nicht reisen könnten. Er hatte nicht ganz Unrecht. Meine Leute fingen jetzt immer in der Nähe unserer Hütten kleine Weissfische von der Grösse eines Stintes, etwa ½ bis 1 Zoll lang, welche Kunst sie von den hiesigen Eingeborenen gelernt hatten, die behufs des Fischfanges kleine Fischkörbe in einen künstlichen Wasserstau legen. Meine Träger fischten in Gemeinschaft mit den Dienern; einige flochten rasch die kleinen Körbe, andere legten neue Staue an, stellten die Körbe auf oder entleerten die gestellten ihres Inhalts. Auf diese Weise fingen sie in kurzer Zeit oft metzenweise diese kleinen Fische. Ich verabredete mich heute mit dem Kaquata, morgen in südlicher Route nach Hause zu reisen. — Mittags starkes Gewitter mit Sturm, Platzregen und starken Donnerschlägen, eine Stunde lang. — Nachts Gewitter mit starkem Regen.

16. Februar. Heute Morgen erschien der Kaquata und erklärte, dass ein Bote hier gewesen sei mit der Nachricht, dass die Brücke südlich von hier über den Kasserigi während der Nacht weggeschwommen und dass der Fluss zu reissend sei, um ihn zu passiren. Ich erwiderte ihm indessen, dass ich sehr wohl wisse, dass ein Molua des Nachts während des Gewitters und

Regens gewiss die Brücke nicht untersucht habe, und dass er die Unwahrheit rede. Er möge hier bleiben, ich würde aufbrechen. Nachdem meine Träger, welche der Fische und des Wildes wegen gern hier geblieben wären, zum Aufbruch ermuntert waren, ging die Abreise vor sich. Der Häuptling und die meisten Einwohner des Dorfes begleiteten uns bis zum Kasserigi. Wir durchwanderten einen Campinenwald, welcher zwei Fuss unter Wasser stand. Nach ein- bis anderthalbstündigem Marsch gelangten wir an den Fluss, welcher hier 20 Fuss Breite und 5 bis 6 Fuss Tiefe hatte. Als Brücke diente ein gefällter Baum. Wir bewegten uns immer auf flacher, sandiger und dünn mit Büschen oder Bäumen bestandener Ebene, die von einigen kleinen Bächen durchkreuzt ist und deren Ränder fast ohne Ausnahme mit Urwald bedeckt sind. Ein Eisenschmelzofen stand etwa eine halbe Meile nördlich von dieser Kasserigi-Brücke am Wege und lieferte mir den Beweis, dass die Molua Eisen zu gewinnen verstehen; meine Dolmetscher meinten hingegen, sie bezögen das Eisen von den Kioko's. Nach weiterem zweistündigen Marsche in südöstlicher Richtung, und nachdem wir ein Dorf Namens Tengo passirt hatten, schlugen wir das Lager in einem ziemlich dichten Campinenwalde auf. Es hiess, dass viele Palanka sich in diesem Walde aufhalten sollten, und da wir hier zu jagen beabsichtigten, so war es der erste wichtige Act meines Dolmetschers Matheu, nachdem der Hüttenbau beendet war, seine sämmtlichen an einem Stock befestigten Jagdfetische vor dem Eingang seiner Hütte aufzupflanzen. Hörner von Palanka- oder Schilla-Antilopen, Löwenklauen, bunte Zeuglappen etc. waren ausgehängt, um ihre Wunder zu thun und mir und meinen Jägern ein reiches Jagdglück zu bringen. Ich ging noch denselben Tag ohne Begleitung, um die Gegend zu recognosciren, verirrte mich aber derartig in dem ziemlich dichten Savannenwalde, dass ich erst nach stundenlangem, rathlosem Umherirren und nur mit Mühe und Noth das Lager wiederfinden konnte. — Nachts Regen.

17. Februar. Ich empfing heute den Besuch des Häuptlings von Tengo, eines einfachen, nur in Thierfelle gekleideten Negers. Ausserdem besuchten mich noch Eingeborene von anderen Dörfern. Diese Gegend ist sehr bevölkert, und ich glaube annehmen zu können, dass nach allen Richtungen hin auf 2 bis 3 Meilen ein Dorf mit 50 bis 100 Einwohnern zu finden ist. Ich ging heute Nachmittag in Begleitung meiner Diener auf die Jagd, pürschte mich an eine einzelne Palanka-Kuh mit Kalb, kam aber nicht zum Schuss. Das Wild war hier scheu und auch selten.

18. Februar. Es fiel mir heute eine Lerche von der Grösse eines Staares auf; ihr Oberkörper ist graubraun, der Bauch gelb-

lich, die Kehle weiss, der Schwanz ebenfalls graubraun gefärbt. Die Seitenfedern des Schwanzes sind weiss.

19. Februar. Morgens bis 10 Uhr ebener Regen. Des Nachts hörten wir in der Nähe des Lagers regelmässig das Gebrüll eines Leoparden.

20. Februar. Morgens Regen bis 9 Uhr. Nach dem Regen brachen wir auf und schlugen nach dreistündigem Marsche das Lager im Dorfe Kanambande auf. An den Wegen in der Nähe der Dörfer gewahrte man viele kleine Stellen, welche mit der Hacke von hohem Gras gereinigt worden waren, und auf denen die Eingeborenen aus Bast verfertigte Schlingen angebracht hatten, um in solchen kleine Vögel zu fangen; letztere setzen sich gern auf freie Stellen im hohen Grase, um Insekten zu fangen. Der Vogelfang schien hier in diesen Gegenden sehr beliebt zu sein, da man überall an den Wegen viele solche Fallen antraf.

21. Februar. Lebensmittel waren in diesen Gegenden sehr billig; so kauften wir z. B. für $\frac{1}{8}$ Yard Fazenda oder drei Schnüre Perlen ein Huhn. Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse und Tabak gab es überall, Bananen, Ananas und Ziegen waren jedoch seltener. Wenn ich vom Tabak erwähne, dass er überall hier angepflanzt wird, so ist damit noch nicht gesagt, dass der Reisende ihn zu Kauf bekommen kann, da die Neger im Innern regelmässig nur Tabak zum eigenen spärlichen Bedarf anpflanzen und für gewöhnlich nur einige Stauden vor ihren Hütten kultiviren, von denen sie nach Bedürfniss die Blätter zum eigenen Gebrauch abbrechen, dieselben meistens auf den Dächern ihrer Hütten trocknen, also, sozusagen, von der Hand in den Mund consumiren.

22. Februar. Weitermarsch in nordwestlicher Richtung. Die Gegend wurde coupirt, der Boden lehmig. Wir passirten viele Bäche, darunter den breiteren Kanambande-Bach, 15 Fuss breit mit nur wenig Wasser, welcher viele der kleineren Bäche auffängt, deren Ränder ganz und gar stark mit Wald bewachen sind. Die Landschaft gleicht einem Park und ist nach allen Richtungen hin mit Bächen und deren Waldmauern durchzogen. Hier und da schmücken Urwald-Dschungeln die Campine, in denen monumentale Termiten-Obelisken die niedrigen Baumkronen überragen. Nach dreistündigem Marsch passirten wir den Ort Mona-Auta-Naueyi und machten unmittelbar neben seinen Hütten an einem breiten mächtigen Urwald Halt, durch welchen über Granitsteinblöcke ein Bach nach Osten fliesst. Alle Dörfer dieser Gegend sind mehr oder weniger zusammenhängend und regelmässig gebaut; ein breiter, gerader Weg durchschneidet sie als Hauptstrasse, vor deren Ein- und Ausgang oft ein viereckiges primitives Holzgerüst als Thor angebracht ist. An diesen Gerüsten pflegt oben ein

Bündel Reisig oder irgend etwas anderes als Fetisch aufgehängt zu sein, unter dem der Ein- oder Austretende durchpassiren muss; so war es auch hier in Mona-Auta-Naueyi. Westlich vom Kalangi habe ich diesen Zierrath oder vielmehr Fetisch nicht beobachtet. An Wild finden sich in dieser Gegend hauptsächlich Wildschweine vor, während Antilopen seltener anzutreffen sind. Ein grosser Nashornvogel von der Grösse des europäischen Hühnerhabichts (Kopf und Hals schwarz, Brust und Bauch weiss, Oberkörper weiss, Flügel halb schwarz nach vorn, nach hinten halb weiss, Schwanz halb schwarz nach vorne, halb weiss nach hinten, Schnabel weiss) liess sich häufig sehen oder hören. Dieser weisse Nashornvogel fliegt nicht wie der grosse schwarze von unten nach oben, und lässt sich dann pfeilartig nach unten fallen, sondern er fliegt geradeaus, thut dabei auch nur einige Flügelschläge und schwebt dann in horizontaler Fluglinie dahin. Seine lärmende Stimme klingt wie ein laut geschrieenes, lang gezogenes Ka-ka, und während des Schreiens bewegt er den Kopf, indem er ihn von oben nach unten und umgekehrt fortwährend hin und her biegt. — Nachts anhaltender Regen bis zum andern Morgen.

23. Februar. Wir warteten, um das Fleisch zweier geschossener Wildschweine einigermassen über Feuer zu trocknen. — Nachts Gewitter mit Regen.

24. Februar. Morgens bis 9 Uhr Regen. Nach dem Regen brechen wir auf und schlagen nach 4 Stunden unser Lager in Messade-Kiansa auf. Einige Einwohner des Ortes waren damit beschäftigt, Salz zu bereiten, indem sie grosse, von Bananen oder anderen Blättern verfertigte Trichter mit Lehm ausfüllen und darüber heisses Wasser ausgiessen. Das durch den Lehm sickernde Wasser wird in einem darunterstehenden Thontopfe aufgefangen, in dem es verdunstet, so dass die Salztheile übrig bleiben.

Am 25. Februar überschritten wir, in nordwestlicher Richtung marschirend, zwei Bäche, darunter einen grösseren, an dessen westlichem Ufer eine einzelne, mit üppigen Bananen-, Maniok- und Erdnusspflanzungen umgebene Negeransiedelung stand. Als ich der Carawane auf einige Hundert Schritte folgte und bei dieser Ansiedelung angekommen war, beschäftigte sich die ganze Reisegesellschaft mit einem allgemeinen Plündern der Pflanzung. Die Farm hatte einem des Fetischs verdächtigen Menschen gehört, und nachdem der unglückliche Besitzer geflohen war, vermieden die Eingeborenen der Umgegend die Früchte der verlassenen Pflanzung zu ernten. Nach halbstündigem weiteren Marsche erreichten wir ein verlassenes Dorf, in dem wir unser Lager aufschlugen. — Nachmittags um 3 Uhr starkes Gewitter mit Orkan und schwerem Regen.

26. Februar. Nach anstrengendem und unbequemem Marsche über viele Bäche, welche mit fast undurchdringlichem Urwald bewachsen waren, erfolgte unsere Ankunft in Schibambe. In der Umgegend dieses Ortes musste gestern ein starker Hagel gefallen sein. Man sah unterwegs viele zerschlagene Blätter an den Bäumen, und in Schibambe waren die Blätter und dünnen Zweige des Maniok fast alle abgeschlagen. — Nachmittags Gewitter mit Regen.

27. Februar. Der Ochsen wegen gingen wir am Kalangi entlang nach Efuka, wo wir nach anderthalbstündigem Marsche eintrafen. Unterwegs begegneten uns einige Jäger, welche gestern mit den Einwohnern von Efuka Jagd auf Flusspferde gemacht hatten, um die Thiere für einige Tage von den Pflanzungen am Flusse zu verscheuchen; in Folge dessen war bei Efuka keines der Thiere zu erspähen.

28. Februar. Wir liessen uns über den Fluss setzen, durchwateten das jetzt fast ganz und gar überschwemmte westliche Ufer und kehrten auf dem gewöhnlichen Wege nach Mussumba zurück, wo ich von meinen Dolmetschern und Trägern bereits sehnlichst erwartet war und freundlichst begrüsst wurde. Mein Haus war inzwischen fertig geworden, so dass ich dasselbe sogleich beziehen konnte. Dasselbe war bis zum Dach etwa 6 Fuss hoch, hatte keinen Teppich und war mit einem Strohdach versehen. Es enthielt zwei Räumlichkeiten und in der Mitte derselben einen etwa 4 Fuss breiten Corridor. Die Fensterluken und die Thür waren aus Brettern verfertigt. Als Instrument, um Bretter herzustellen, hatte meinen Leuten eine ganz kleine Säge gedient, welche ich mit mir führte. Die Mauern des Hauses waren derartig hergestellt worden, dass ziemlich starke Pfähle ganz dicht nebeneinander senkrecht in die Erde gerammt und die Fugen dick mit Lehm ausgeschmiert wurden. Mir war diese kleine Tour sehr gut bekommen; meine Kleidung aber, namentlich die Stiefel und Beinkleider, hatte durch das hohe, scharfe Gras sehr gelitten.

29. Februar. Muata Jamwo besuchte mich heute früh. Derselbe war befriedigt, dass ich zurückgekehrt sei und beschenkte mich mit zwei Sklaven, zwei Ziegen und zwei starken Elephantenzähnen. Ich konnte mich der Bitte des Häuptlings jetzt aber nicht erwehren und musste ihm nolens volens einen Hinterlader nebst Patronen als Präsent mitgeben. — Nachts starkes Gewitter mit vielem Regen.

1. März. Muata Jamwo schickte mir heute gegen Abend durch einen Kilolo die Botschaft, dass der Blitz gestern in einen Baum, welcher auf seiner Pflanzung am Bache in der Nähe der Wächterhütten steht, eingeschlagen hätte. Es schien für den

Häuptling eine ernste, gefährliche Begebenheit zu sein, die als Fetisch gedeutet werden musste.

2. März. Nachmittags Gewitter mit Regen.

3. März. Muata Jamwo besuchte mich heute Morgen früh, und da ich mich vom Nachtlager noch nicht erhoben hatte, so wartete er so lange vor meinem Hause, bis ich aufgestanden war. Ein eiserner Riemenhalter an seinem Hinterlader-Gewehr war gebrochen, und drei den Häuptling begleitende Schmiede sollten den Schaden unter meiner Aufsicht wieder ausbessern. Es waren dies Kioko-Leute, welche als Leibschmiede Muata Jamwo's in Mussumba ansässig waren. Sie arbeiteten verhältnissmässig ohne viele Instrumente recht geschickt, obgleich die Procedur von 8—12 Uhr dauerte. Ihr Blasebalg bestand aus zwei aneinander ruhenden Holzcylindern, welche in einen einzigen ausliefen. Ueber jedem Ende der Cylinder war ein Stück Thierfell befestigt, an welchem ein kleiner Stock zum Anfassen angebracht war. Der Schmied nahm mit jeder Hand einen Stock und bewegte mit ihm das Thierfell rasch von oben nach unten und umgekehrt. Mit dem hierdurch erzeugten Luftzuge wurde das Feuer in den Holzkohlen, welche vor einem etwa 4 Zoll langen Thoncylinder lagen, angefacht. Als Instrumente zum Schmieden dienten ein hammerartiges Stück Eisen, eine Zange und ein Stemmeisen, als Amboss ein Stein. Um 10 Uhr entfernte sich der Häuptling, um zu seinem Neffen, dem Bruder der Lukokescha, zu gehen, welcher etwa 8 Minuten südwestlich von meinem Lager entfernt wohnte. Gleich darauf wurde den Schmieden ein Gefäss mit Garapa gebracht. Gegen 11 Uhr erschien der Monarch wieder und bat mich um den schwarzen Balg des zuletzt gestorbenen Ochsen, welcher sofort von einigen Kilolo's mit einem Messer in lange schmale Streifen geschnitten wurde, nachdem ihre Breite nach den speciellen Angaben des Häuptlings zuvor mit Strohhalmen abgemessen worden waren. (Häute werden von den Eingeborenen zu Gürteln benutzt und sind diejenigen von schwarzer Farbe ganz besonders werthvoll.) Gegen Mittag zog die ganze Gesellschaft wieder ab.

4. März. Es war jetzt der Himmel fast immer bewölkt. Man sagte, dass Muata Jamwo östlich von hier Jäger ausgeschickt hätte, um Elephanten zu schiessen oder Elfenbein für mich einzuhandeln. Wegen des Blitzschlages war bereits Ministerrath abgehalten worden. Muata Jamwo hatte den Kupongo (Wahrsager) consultiren wollen, um den Missethäter festzustellen. Auf Veranlassung der Lukokescha aber war die Untersuchung unterblieben, da es nach ihrer Ansicht nichts Ungewöhnliches sei, wenn der Blitz in einen Baum einschlüge.

5. März. Die Lukokescha liess mir heute ihr Bedauern ausdrücken, dass sie mich wegen Kränklichkeit nicht besucht habe; gleichzeitig liess sie mich mit einem Leopardenbalg beschenken. Ich empfing heute noch nachträglich die officiellen Besuche von einigen Grossen, von welchen jeder mir ein Kind als Geschenk überbrachte, welche ich den freigebigen Herren indessen ohne Weiteres wieder zurückgab. Ich hatte vor meiner Abreise vielen Grossen officiell Geschenke übergeben lassen, welche, je nach der Person des Empfängers, aus 16 oder 8 Yards Fazenda, einigen Perlen und etwas Pulver bestanden: so dem Mona Auta, Schana Mulopa, Mona Kiota und anderen Vornehmen. — Nachmittags 4 Uhr Gewitter mit ziemlich vielem Regen bis 5¾ Uhr. Nachts starker und viel Regen.

7. März. Ich bekam heute die Nachricht, dass gestern mein vierter Ochse beim Fallen in eine Grube sich den Hals gebrochen hätte und verendet sei. Muata Jamwo schickte gegen Abend einen Kilolo zu mir mit der Bitte, doch endlich zu erlauben, dass sein Wahrsager den Zauberer, welcher den Tod der Ochsen verursacht hätte, herausbrächte. — Nachts Regen.

8. März. Muata Jamwo befand sich heute nordöstlich vom Kalangi, wo derselbe ebenfalls eine Kipanga besitzt. Derselbe bereitete dort Fetischmedicin und schickte einen Menschen, um sich zu diesem Zweck einen Ziegenbock von mir holen zu lassen. — Nachmittags Platzregen ohne Gewitter.

9. März. Ich kaufe jetzt zur Reise Palmöl und grosse Strohmatten, sowie kleine Matten ein, sobald solche Waaren zu Kauf ins Lager gebracht werden. Letztere haben als Kleidungsstücke unterwegs Werth, da die Leute zwischen Mussumba und dem Lulua-Flusse wenig Flechtwaaren verfertigen. Einhundert solcher kleiner Matten kosten 4 Yards Fazenda. Zu einem vollständigen Gewande gehören 2 bis 3 Stück, welche zusammen geheftet werden. Solche Tücher sind circa 2½ Fuss lang und ebenso breit. An drei Seiten haben sie Franzen, während an der vierten ein dünner Holzstab zum Flechten angebracht ist; sie werden viel von den Sklaven Muata Jamwo's getragen, namentlich zur Zeit, wenn vom Norden Tributsendungen, aus Kikanga's bestehend, angekommen sind.

Das Palmöl gilt als Tauschartikel auf der Reise von Mussumba nach Kimbundo und auch noch weiter der Küste zu, da auf der ganzen Route wegen Mangels an Palmen kein Oel bereitet wird. Eine grosse Kruke voll, etwa 20—25 Pfund Oel enthaltend, kostete in Mussumba 2 Yards. Das Oel wird in aus Thon gebrannten Gefässen verkauft, welche etwa 2—2½ Fuss hoch sind, bei welchem Maasse ¾—1 Fuss auf den Hals kommen

mögen. Das Gefäss ist nicht ganz rund, sondern etwas oval, so dass es in eine kleine, in die Erde gemachte Höhlung gestellt werden muss, wenn es aufrecht stehen soll.

Von 12 bis 3 Uhr herrscht regelmässig Ruhe im Lager, da während dieser Zeit der Molua sein Mittagsmahl einnimmt und Nachmittagsruhe hält. Nachmittags oder gegen Abend ziehen regelmässig ganze Züge von Sklaven oder armen Weibern an meinem Lager vorbei, welche trockenes Holz aus dem Kabebe-Walde zur Stadt bringen. Alle Eingeborenen consumiren viel Holz, da sie des Abends stets Feuerbrände entweder in den Hütten oder im Freien unterhalten. Nordwestlich hinter der Kipanga Muata Jamwo's hatte eine Tribut-Carawane von Kauanda-Leuten ihr Lager aufgeschlagen, deren nächtlicher Gesang ein ganz anderer ist, als jener der Kalunda, und mich oft an das Heulen einer Meute Hunde erinnerte. Eine Viertelmeile südlich von meinem Lager entfernt lagerte eine grosse Tribut-Carawane aus dem östlichen Kassembe, mit Sklaven, Salz und etwas Kupfer für Muata Jamwo und die Lukokescha, und eine Viertelmeile östlich befand sich das Lager einer anderen Tribut-Carawane mit Salz und Kupfer aus dem südlichen Kassembe. Das Salz kommt in Formen, nicht unähnlich einem Trichter, und in Blätter eingewickelt, welche mit einem Strohgeflecht umgeben sind, auf den Markt. Ein solches Salzpacket mag ein Gewicht von 2—4 Pfund haben. Das Kupfer wird in gediegenem Zustande in Form eines Kreuzes von 1 bis 2 Pfund schwer zum Kauf angeboten. — Nachmittags Gewitter mit starkem Regen.

10. März. Die Lukokescha feierte während der heutigen Nacht ein grosses Mahamba-Fest in ihrer Kipanga. — Die ganze Familie war dort versammelt und ihre lärmenden Gesangs- und Trommel-Concerte schallten während der halben Nacht in unser Lager herüber. — Nachmittags Gewitter mit wenig Regen.

11. März. In letzter Zeit war auch mein Vorrath an Zwieback erschöpft, welcher theils consumirt, theils durch einen ganz kleinen braunen Käfer verdorben war, der sich in das Brod hineinbohrt. Ich führte dieses Lebensmittel in Tonnen mit mir, rathe aber dem Reisenden, dasselbe in Blechkoffern zu transportiren und dieselben immer gut geschlossen zu halten, um das Eindringen dieser kleinen Käfer zu verhüten. Ich geniesse in Ermangelung von Brod jetzt zum Thee gerösteten Maniok oder Bobo. — Nachmittags Gewitter mit schwerem Regen.

12. März. Mein Dolmetscher Ebo, der sehr abergläubisch ist, kam heute in grosser Aufregung zu mir, um mir mitzutheilen, dass ein Bienenschwarm sich an seiner Hütte angesiedelt habe und dass dies auf Fetisch beruhen müsse. Unter meinen

Leuten herrschten vielfach Krankheiten; einige von ihnen brachten Scorbut mit von der Reise, welcher bereits wieder geheilt war, während andere an Augenentzündungen litten. Ein Träger, der ebenfalls von dieser Krankheit befallen war, hatte einen Wahrsager des Ortes requirirt, und dieser wollte ein grosses Stück Kautschuk am Auge des Kranken entdeckt haben und führte die Ursache der Krankheit auf Fetisch zurück. Andere Träger litten an Sarnas, jenen kleinen Hitzbeulen, welche vielfach in bösartige Geschwüre ausarten, und holten in solchen Fällen oftmals meine Instrumente, um sich zur Ader zu lassen. Ein Träger war während meiner Abwesenheit gestorben, und zwar, wie ich vermuthe, an Dysenterie.

Mir werden jetzt die Waaren zum Einkauf von Lebensmitteln für die Leute ganz bedenklich knapp, obgleich ich regelmässig für 4—8 Yards Fazenda ein ganzes Maniokfeld, einige Quadratruthen gross, kaufe, von dem die Träger dann so lange zehren, bis die Wurzeln successive sämmtlich ausgegraben sind.

13. März. Die Lukokescha liess mir heute mittheilen, dass sie sich seit längerer Zeit unwohl befunden habe. Sie sei schon am Ostufer des Kalangi gewesen und beabsichtige nach Kabebe zu gehen. Die Eingeborenen lieben nämlich bei längeren Krankheiten den Aufenthaltsort zu wechseln, indem sie von einem Ort zum andern ziehen, bis sie genesen sind. — Nachmittags Gewitter mit feinem Sonnenregen. Nachts Gewitter mit vielem starken Regen.

14. März. Gestern Nachmittag war ein Mensch in der Nähe des Kabebe-Waldes hingerichtet worden und am heutigen Tage gegen 10 Uhr Morgens kam eine Bande der hier weilenden Kauanda an meinem Lager mit der zerlegten Leiche des Hingerichteten vorbei. Mein Dolmetscher Germano rief mich aus meiner Hütte heraus, um das Schauspiel mit ansehen zu können, da ich bisher nicht hatte glauben wollen, dass Leichen von den hier anwesenden Kauanda verzehrt würden. Ein Nachzügler, in Begleitung zweier anderer Neger, trug einen vom Körper getrennten Arm über der Schulter. Die vordersten Kannibalen waren schon etwas weiter vom Lager entfernt, so dass ich sie nicht genau beobachten konnte. Die Leute zogen singend durch die Stadt und demnächst in ihr Lager. — Heute Nachmittag kam die Lukokescha schon wieder von Kabebe zurück und zog auf einer Tipoya getragen und von mindestens 150 bis 200 Menschen begleitet, unter fürchterlichem Lärm an meinem Lager vorbei in ihre Kipanga. — Nachmittags Gewitter mit wenig Regen.

16. März. Nachmittags bis 4¾ Uhr starkes Gewitter mit starkem Regen.

17. März. Nachmittags Gewitter mit ebenem Regen bis 5 Uhr.

18. März. Muata Jamwo hatte verboten, mir Palmöl zu verkaufen, so dass dieser Artikel seit einigen Tagen gar nicht mehr in's Lager gebracht wurde. Diese Maassregel geschah einestheils, um mich wegen meiner Abreise gewissermaassen in der Hand zu haben, anderntheils, um meine noch vorhandenen Waaren nicht in die Hände seiner Unterthanen gelangen zu lassen. Heute liess der Häuptling mir sagen, dass er sein Volk in den nächsten Tagen um sich versammeln und dass er mich dazu einladen und mir die nähere Zeit sagen lassen würde. Das Abhalten von Volksversammlungen heisst „Lelo-Kutetama“. Die Lukokescha kränkelte noch immer, und in Folge dessen wurde heute Nacht in ihrer Kipanga wieder ein solennes Mahamba-Fest abgehalten. — Nachmittags Gewitter mit vielem Regen bis 5 Uhr.

19. März. Es hatte sich in letzter Zeit in Mussumba das Gerücht verbreitet, dass eine Carawane aus Kassange von dem Häuptling Mundo Amutondo in Mataba, westlich vom Kassai angegriffen worden und in Folge dessen zurückgegangen sei. Es hiess, Muata Jamwo wolle selbst in der trockenen Zeit, nachdem das Gras abgebrannt wäre, etwa Mitte Mai oder Juni, ausziehen, um den abtrünnigen Häuptling zu züchtigen. Drei Kaquata's sollten schon morgen aufbrechen, um Hütten am Kassai zu errichten. Vielleicht hängt diese Affaire mit dem Lelo-Kutetama zusammen. — Nachts etwas Regen.

20. März. Die Volksversammlung scheint einstweilen noch aufgeschoben zu sein, da die Lukokescha seit heute wegen Unwohlseins auf mehrere Tage ganz zurückgezogen leben muss. — Nachmitttags ziemlich starker Regenschauer ohne Gewitter.

21. März. Gestern wurde wiederum ein Fetischeur auf dem Markte hingerichtet. Der arme Mensch war am selben Tage von einer wüthenden Volksmenge in der Stadt ergriffen worden, so dass wir im Lager von diesem Lärm fast alarmirt wurden. — Nachts Gewitter mit wenig Regen.

22. März. Morgens früh starkes Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen. Nachmitags 3 Uhr Gewitter mit kleinen Schauern, dann allgemeiner Schlammregen bis Abends 6½ Uhr.

23. März. Regenwetter bis 11 Uhr (Schlammregen).

24. März. Die weisse Ameise mit gelbem Kopf, welche während der Regenzeit lästig wird, indem sie vielfach längere Zeit auf der Erde liegende Sachen zerstört, hat die Grösse und Gestalt der braunen bissigen und bewohnt ebenfalls die Campine. Sie bildet das Lieblingsfutter zweier kleiner zahmer Ichneumon's, welche zu meinem Hausinventarium gehörten, sowie der Hühner.

Sobald ich den beiden kleinen Thieren mit der Hacke einen Ameisenhaufen öffnete, war unser Haushahn auch sogleich herbeigeeilt und bereit, die kleinen Vierfüssler von den Ameisen wegzubeissen. Das Vergnügen, den Muata Jamwo, wo möglich im rothen Rock, zur Pflanzung ziehen zu sehen, hatte ich seit der Blitzaffaire nicht mehr gehabt, da er diesen Ort seitdem nicht mehr zu betreten schien. Heute Nachmittag beobachtete ich in dem grossen hohen Urwalde, welcher sich 20 Minuten östlich von der Schlucht eines Baches befindet, eine Heerde kleiner Meerkatzen, welche so gross wie ein Marder waren (Körper grau mit weissem Bauch und weisser Kehle). — Im Kalangi-Thale stiegen heute mächtige Nebelwolken auf, welche von meinen Leuten als Vorboten der trockenen Zeit angesehen werden.

25. März. Gestern war in der Stadt eine Prinzessin, die Tochter eines Muata Jamwo, gestorben, weshalb während der Nacht ein furchtbares Getobe, bestehend in Schiessen, Singen, Trommeln etc., von der Stadt her in der Richtung der Kipanga des Muata Jamwo und der Lukokescha, im Lager zu vernehmen war. Muata Jamwo schickte mir heute Morgen einen Kaquata mit der Anzeige, dass eine Tochter des früheren Muata Jamwo Naueji gestorben sei. Ich sandte meine Dolmetscher mit einer Tasse voll Pulver an Muata Jamwo als Beileidsbezeugung, resp. um das Pulver zu Ehren der Todten zu verknallen. Muata Jamwo liess sich bedanken und mir sagen: „Es sei dies eine Tochter des Staats, welche dem Staat schon viele Kinder geschenkt habe. Dieselbe sei plötzlich gestorben, müsse also durch einen Fetischeur getödtet sein. Er würde den Zauberer durch den Cupongo schon fassen. Ich möge mich nicht wundern, wenn ich hörte, dass er einen Zauberer habe hinrichten und sein Haus und Familie vernichten und verkaufen lassen. Die beabsichtigte Volksversammlung müsse jetzt aufgegeben werden.“ — Gegen Abend schickte Muata Jamwo und liess noch um etwas Pulver bitten, mit der Entschuldigung, dass er das früher von mir geschenkte seinen Kindern gegeben habe. Er erhielt eine Tasse voll. Des Abends und die Nacht über ertönte aus der Stadt wieder die allgemeine Todtenklage: Schüsse, Marimba's, Trommeln, Gesang und Geschrei. — Nachmittags etwas Sonnenregen ohne Gewitter.

26. März. Es zeigte sich heute im Westen ein Regenbogen, auf den mich Ebo aufmerksam machte mit der Bemerkung, dass Regenbögen im Westen stehend als ein Zeichen des Endes der Regenzeit angesehen würden. — Nachmittags Besuch der Lukokescha.

27. März. Nachmittags kleine Gewitterschauer mit etwas Regen. — Nachts Gewitter mit Regen.

28. März. Heute Morgen besuchte mich Muata Jamwo. Als er eben bei meinem Hause angekommen war, wurde ein Neger, welcher auf der Strasse als Fetischeur aufgegriffen und von einer grossen Menschenmenge umgeben war, vor ihn gebracht. Weiber, welche sich zwischen der aufgeregten, wüthenden Menschenmasse befanden, warfen sich, ihre Brust und Arme mit Staub reibend, vor der Tipoya des Herrschers nieder und schienen durch ihre besonderen Geberden bemüht zu sein, den letzteren auf den entsetzlichen Zauberer und Sünder aufmerksam zu machen. Der Mensch war gebunden und wurde abgeführt, nachdem Muata Jamwo sich wenig um denselben gekümmert und ruhig mit seinem Adjutanten gesprochen hatte, während die Ekel erregenden Weiber vollständig unbeachtet geblieben waren. Der Herrscher hatte heute eine neue Haarfrisur; ausser dem grossen Zopf trug er ein künstliches Flechtwerk von Haaren. Im Haar war eine rothe Feder, im Barte eine schwarze befestigt. Derselbe besuchte von hier seine Pflanzung, und zwar zum ersten Mal nach dem zauberischen Blitzstrahl.

29. März. Nachts etwas Regen.

30. März. Heute Morgen begab sich Muata Jamwo wieder zur Pflanzung, hatte dort aber eine Spalte im Boden, scheinbar von einem Blitz herrührend, gefunden und seinen Lieblingsort unverzüglich verlassen. Meine Dolmetscher, welche ich heute Mittag zu ihm geschickt hatte, wurden nicht angenommen, da in der Kipanga officieller Rath wegen dieser neuen Blitzaffaire abgehalten wurde. Muata Jamwo sollte erklärt haben, dass er als Herrscher Niemand in Mussumba dulden würde, der ihm etwas Schlechtes wünsche und Zauberei gegen ihn betreibe. Gegen Abend zog eine schwere, schwarze Gewitterwolke über die Pflanzung weg, welche mich, meinen Dolmetschern gegenüber, zu der Bemerkung veranlasste, dass der Häuptling im Stande sein würde, seine schöne Pflanzung ganz aufzugeben. — Nachmittags vorübergehende Gewitter mit Staubregen und Sturm. Nachts viel Regen.

31. März. Muata Jamwo liess heute officiell wahrsagen, um den Missethäter, der den Blitz und den Tod der Prinzessin herbeigeführt habe, zu erwischen, da derselbe bis jetzt noch nicht entdeckt war. — Mittags und Nachmittags Gewitterschauer.

1. und 2. April. Nachmittags starkes Gewitter mit schwerem Regen.

3. April. Gegen 4 Uhr Nachmittags bewegte sich ein langer Zug Menschen die Strasse entlang aus der Stadt von der Anhöhe herunter kommend und begab sich nach der südwestlich von meinem Hause gelegenen Ansiedlung des Bruders der Lukokescha. Ich ging mit meinem Dolmetscher alsbald dorthin. Es war der Hoch-

zeitszug einer Tochter Muata Jamwo's. Dieselbe wurde in einer Tipoya ihres Vaters getragen und war von einer noch kleinen Schwester der Lukokescha begleitet, welche, in einer zweiten Tipoya sitzend, als eine Art Brautjungfer die erstere Dame begleitete. An der Kipanga des Bräutigams, eines Bruders der Lukokescha, angelangt, spielte eine den Brautzug begleitende Musikkapelle, worauf die Träger der Tragbahren zu tanzen begannen, indem sie sich fortwährend rasch hintereinander bückten und wieder aufrichteten, so dass die beiden getragenen Damen bei jeder dieser Bewegungen immer aus ihrem Sitze in die Höhe geschleudert und wieder aufgefangen wurden. Nachdem der Tanz 6 bis 8 Minuten gedauert haben mochte, wurden von einigen im Gefolge sich befindlichen Kriegern sechs Musketen abgeschossen, als die Lukokescha, an vielen Stellen des Körpers mit Thon beschmiert, aus der Kipanga ihres Bruders in den die Braut umgebenden Zuschauerkreis trat; sie nahm die Braut bei der Hand und führte sie in die Kipanga des Zukünftigen, während die Brautjungfer und einige kleine Mädchen folgten, von denen die eine einen kleinen Flechtkorb trug, worin sich einige Lappen rothen Flanells etc., kleine Geschenke Muata Jamwo's an seine Tochter, vielleicht als eine Art Mitgift, befanden. Die Lukokescha, welche mich unter den Neugierigen gewahrte, liess mir durch einen Kilolo freundlich sagen, dass sie schon den ganzen Tag über mit Hochzeits-Ceremonien beschäftigt gewesen sei. Es drängten sich, nachdem die Hauptpersonen verschwunden waren, alle Zuschauer an die etwa 5 Fuss hohe Umzäunung des Fundo des Bräutigams, und Viele von ihnen kletterten hinauf, um über den Zaun hinwegsehen zu können. Innerhalb der Umzäunung neben einem grossen Fundo sass auf dem Felle eines Leoparden der Bräutigam, am Körper vielfach mit weissem Thon bemalt, umgeben von einem etwa 20 Mann zählenden männlichen, in stehender Stellung sich befindlichen Gefolge, dem gegenüber sich die Braut und die Brautjungfer auf zwei bereit liegende Strohmatten setzten, die Braut ausserdem noch auf ein Leopardenfell. Letztere sass stumm da und ebenso der Bräutigam, welcher nicht aufgestanden war. Aus der Mitte der stehenden Männer trat jetzt ein Kilolo auf die Lukokescha zu und redete einige Worte, worauf ein allgemeines Händegeklatsch stattfand. Jetzt kroch der zukünftige Gemahl allein in seinen Fundo und gleich darauf nahm die Lukokescha die Braut wieder bei der Hand, und beide folgten ohne Begleitung dem voraufgegangenen Herrn in seine Hütte. Hiermit war für mich die Sache aus.

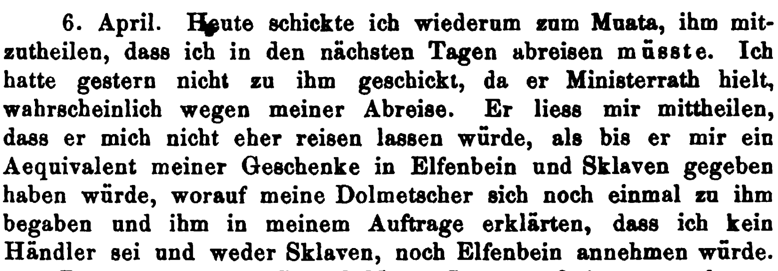
Die Braut, deren Schmuck das beigefügte Bild vergegenwärtigen mag, war gekleidet mit einem gelben, rothgestreiften



Tuche, welches von mir stammte; um den Hals trug sie ein wulstartiges Halsband von Perlen, um die Oberarme, sowie unten um die Beine breite Bänder von Perlen zum Festbinden, auf dem Kopfe drei diademartige Verzierungen hinter einander, am Hinterkopfe einen dichten grossen rothen Federbusch. Unter dem gelben Tuche ragte schwanzartig eine etwa 3½ Fuss lange Zeug-Schleppe hervor, welche, als die Dame sich erhob, von der Tipoya bis an die Umzäunung von einer Sklavin getragen wurde. Als die Braut nach dem Tanze vor der Kipanga in ihrer Tipoya sass, war sie von zwei Sclavinnen umgeben, welche ihr mit zwei Wedeln, hergestellt aus den Schwanzbüschelhaaren einer Palanka-Antilope, scheinbar die Fliegen abzuwehren sich bemühten. Die Braut führte stets, ehe sie in den Fundo gekrochen war, einen aufgespannten Regenschirm. Die Toilette der Lukokescha war, wie gewöhnlich, einfach. Sie hatte sich die Brust, Arme und beide Lenden mit einem starken weissen Thonstrich bemalt und trug zur Feier des Tages den Lucano (Elephantensehnen-Armring). — Da die Lukokescha in abstracto als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Kinder gilt, so übergab sie ihre Tochter dem Bräutigam, während Muata Jamwo nur durch einen Kaquata vertreten war; es war dies derselbe, welcher in der Kipanga des Bräutigams sich befand und eine kurze Ansprache an die Königin hielt. Als ich mit meinem Dolmetscher Germano im Gedränge über die Mauer der Kipanga hinüber sah, machte mich derselbe auf eine Schlange aufmerksam, welche dicht vor uns und nicht weit von der Hochzeitsgruppe regungslos dalag. Es war eine etwa zwei Fuss lange, daumdicke, braungrünliche Blindschleiche. Niemand bekümmerte sich um das Reptil. Als das Thier aber langsam näher dem Zaune zu und dann unter einen Büschel Stroh gekrochen war, kam ein Mann von dem Gefolge des Bräutigams und gab Pemba, indem er weissen pulverisirten Thon auf das Stroh streute. Eine Schlange gilt in Mussumba als gutes Omen, während sie an der Küste und in Songo als schlechtes betrachtet wird. Die Schlange war wahrscheinlich absichtlich hier hergebracht. Am Abend und während der ganzen Nacht arbeiteten die Trommeln mächtig bei meinem Nachbar zur Feier seiner Vermählung mit der Prinzessin. — Nachmittags Gewitter mit Schlammregen bis 3 Uhr.

4. April. Ich schickte am heutigen Tage zu Muata Jamwo, ihm sagen zu lassen, dass ich wegen Mangels an Waaren in den nächsten Tagen aufbrechen würde. Derselbe liess mir antworten, meine Dolmetscher möchten morgen wiederkommen, er wolle dann die Antwort geben. — Nachts Gewitter mit vielem Regen.

5. April. Ohne besondere Bemerkung.



6. April. Heute schickte ich wiederum zum Muata, ihm mitzutheilen, dass ich in den nächsten Tagen abreisen müsste. Ich hatte gestern nicht zu ihm geschickt, da er Ministerrath hielt, wahrscheinlich wegen meiner Abreise. Er liess mir mittheilen, dass er mich nicht eher reisen lassen würde, als bis er mir ein Aequivalent meiner Geschenke in Elfenbein und Sklaven gegeben haben würde, worauf meine Dolmetscher sich noch einmal zu ihm begaben und ihm in meinem Auftrage erklärten, dass ich kein Händler sei und weder Sklaven, noch Elfenbein annehmen würde.

Deserra hatte auf Befehl Muata Jamwo's Quimeme verlassen müssen, obwohl er dort seine Pflanzungen und sein Haus besass. Demselben war dicht am freien Platze, südlich von der Kipanga Muata Jamwo's eine Stelle angewiesen, wo er in einer Interimswohnung mit seinen Carawanenführern wohnte. Als ich den alten Herrn dort heute Nachmittag besuchte und mich mit ihm unterhielt, bat er mich, meinen Besuch bei ihm möglichst bald abzubrechen, da dem Häuptling unser Zusammensein gemeldet werden würde und er uns einer Conspiration gegen ihn verdächtigen könne. Deserra war indessen Muata Jamwo gegenüber zu ängstlich. Er hatte jedenfalls einen grossen Fehler begangen, indem er dem Befehle des Häuptlings Folge geleistet und Quimeme verlassen hatte.

Auf dem freien Platze vor der Thür Muata Jamwo's tanzten heute Nachmittag etwa 30 bis 40 Neger beim Klange zweier Marimba's, einer Trommel und einer Ginguva. Jeder der Tänzer hielt in jeder Hand einen grünen Zweig. Ihr Tanz bestand hauptsächlich in Gliederverrenkungen und recht hübschen Bewegungen mit Armen und Händen. Obgleich der Tanz wild erschien, so konnte man doch nicht behaupten, dass er hässlich oder unanständig gewesen sei; im Gegentheil, die Burschen entfalteten ein gutes Theil von Grazie, wenn sie ihre grünen Zweige schwangen. Vielleicht würden sogar manche europäische Tanzlehrer einige hübsche neue Pas von den Negern in Mussumba lernen können. Deserra sagte mir, dass Muata Jamwo auf diesem Platze oft des Nachmittags gegen 4 Uhr Solo tanze, und dass er wahrscheinlich bald erscheinen würde. Nach einiger Zeit vergeblichen Wartens schickten wir einen Burschen in die Kipanga, um dort anzufragen, ob Muata Jamwo heute noch tanzen würde. Es kam sogleich ein Kilolo aus der Umzäunung zu uns mit der Antwort vom Häuptling, dass er heute nicht tanzen würde; wünschte ich ihn tanzen zu sehen, so würde er mir einen Boten schicken, um mir den Beginn seiner Exercitien zu melden.

7. April. Ich empfing heute den Besuch des Häuptlings von Inkatschia, welcher Tribut an seinen Oberhäuptling, den Mona Kiota, brachte. Sein Körper war förmlich überladen mit an

Schnüren befestigten Antilopenhörnern, Löwenklauen und Zähnen, und er beschenkte mich mit einer Löwenklaue und einem Zahn, als ich alle seine umgehängten Schmucksachen bewunderte. Heute Nachmittag wurde die Kipanga eines Kilolo's niedergebrannt und demolirt, welche südwestlich an den Tanzplatz grenzte. Es mochte dies der Fetischeur sein, welcher die Tochter eines Muata Jamwo's bezaubert oder den bewussten Blitzstrahl verursacht hatte. Meine Leute behaupteten, der Kilolo sei zur Strafe gezogen, weil er die Favoritin Mona Auta's unerlaubter Weise besucht habe.

8. April. Nachmittags starker Gewittersturm. Eine schwere schwarze Wolke, viel Regen drohend, zog ohne Regen vorüber.

9. April. Ich hatte in letzter Zeit zwei echte eingeborene Hunde gekauft. Die Leute Deserra's erklärten mir jedoch, dass ich die Hunde schwerlich gesund zur Küste bringen würde, da dieselben hinter Kimbundo, namentlich in Kassange, das Klima nicht vertragen könnten und wahrscheinlich sterben würden, während Hunde von der Küste hierher gebracht, das hiesige Klima gut vertragen könnten und niemals krank würden*). — Nachmittags Gewittersturm mit wenig Regen. Nachts Gewitter mit feinem Regen.

10. April. Ich machte heute Nachmittag in Begleitung von Germano einen Spaziergang nach dem Kabebe-Walde. Es begegneten uns drei Neger, welche ein Leopardenfell so zusammengerollt auf den Schultern trugen, dass ich vermuthete, sie trügen einen todten Leoparden. Die Leute antworteten erst auf die Anfrage meines Dolmetschers durch Gesten, als sie bereits 30—40 Schritte von uns entfernt waren, und ich ihnen dieselbe Frage durch meinen Dolmetscher hatte nachrufen lassen. In dem zusammengerollten Leopardenbalg bargen zwei Neger Pflanzen aus dem Walde, welche dem Muata Jamwo als Fetischmedizinmittel dienen sollten, während der dritte einen kleinen Stock in seiner Hand hielt, welchen er fortwährend von einer Seite zur andern schwang. Wenn ein Eingeborener es gewagt haben würde, eine solche aus professionirten Fetisch-Leuten des Häuptlings bestehenden Expedition anzureden oder ihr zu begegnen und dadurch die Kraft der Medizin wirkungslos zu machen, so würde er zur Strafe einen Sklaven an den Muata Jamwo zu zahlen haben, oder im Unvermögensfalle mit seiner eigenen Person die Schuld sühnen müssen. Als besondere Gnade wird es angesehen, wenn Muata Jamwo einem zur Strafzahlung Verurtheilten Frist gewährt, um Zeit zu gewinnen, sich in den Besitz eines Sklaven zu setzen,

*) Hunde der Kioko's aus der Gegend von Kimbundo sollen das Klima an der Küste und in Kassange besser vertragen können.

und seine Schuld zu bezahlen. Für die Prolongation einer Strafzahlungsfrist ist es in Mussumba üblich, eine Ziege an den Häuptling zu geben. Dasselbe Verfahren halten auch die Einwohner beim Bezahlen von Schulden unter einander ein, und ist dem Gläubiger seinem Schuldner gegenüber die unbeschränkteste Selbsthülfe erlaubt. Ersterer oder jedes seiner Familienmitglieder hat bei nicht bezahlten Forderungen das Recht, sich an der Person der Familie und dem Eigenthume des Schuldners schadlos zu halten. — Nachts Gewitter mit Sturm und vielem Regen.

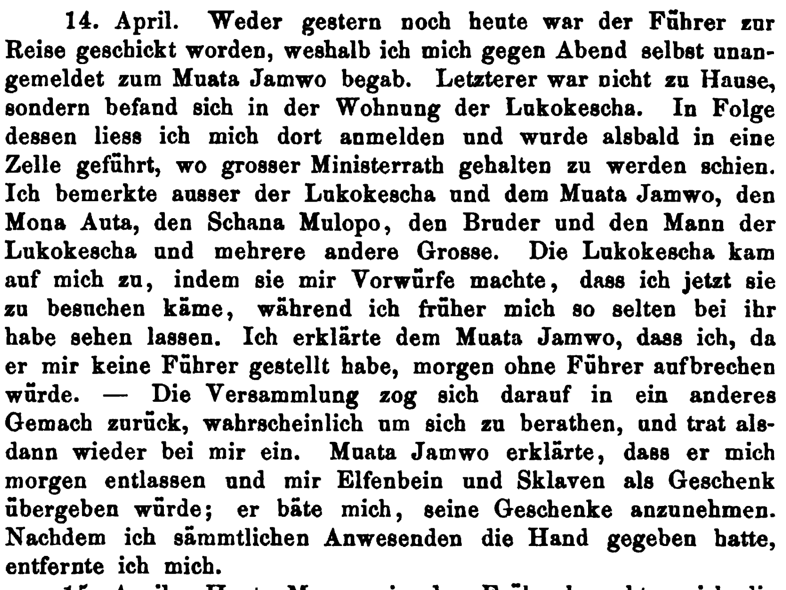
12. April. Ich schickte heute die beiden Dolmetscher zu Muata Jamwo, um mir einen Kaquata für die Rückreise nach dem Lulúa-Fluss ausbitten zu lassen; dieselben wurden indessen nicht empfangen, da der Häuptling mit der Anfertigung von Fetisch-Medizin beschäftigt war. Als ich am Abend von einem Spaziergang heimkehrte, befanden sich zwei erwachsene Männer und vier erwachsene Mädchen im Lager, welche mir von Muata Jamwo als Sklaven geschenkt worden waren, während meine Träger in vollem Chor ihren Reisegesang ertönen liessen. — Morgens ebener Regen bis 4 Uhr.

13. April. Ich schickte heute früh die mir geschenkten sechs Menschen an Muata Jamwo zurück, liess mich gleichzeitig zu späterer Vormittagszeit bei ihm anmelden und begab mich mit meinen Dolmetschern gegen 11 Uhr zu Se. Majestät, und um mich gut bei ihm einzuführen, führte ich ein kleines aus Messing und Eisen verfertigtes Instrument mit mir, mit welchem abgeschossene Zündhütchen aus ihren Patronen entfernt wurden. Muata Jamwo sass in der dritten Zelle seiner Hofburg im Freien vor einem grossen Fundo, wie immer von Weibern und Männern umgeben, und war damit beschäftigt, sich mit einem kleinen Holzstabe, dessen obere dicke Spitze vielfach gespalten war, die Zähne zu bürsten. In einiger Entfernung von dieser Gruppe kauerten zwei auswärtige Häuptlinge, von denen ich den einen als Führer der südlichen Kassembe-Carawanen erkannte. Beide Häuptlinge waren von einigen Männern und Knaben begleitet und hatten auf einer Strohmatte Platz genommen, ein Privilegium, welches ihnen als auswärtigen grossen Häuptlingen eingeräumt war, während die Etiquette einheimischen Unterthanen vorschreibt, in Gegenwart des Herrschers mit blosser Erde beim Sitzen fürlieb zu nehmen. Ehe ich etwas Anderes vorbrachte, übergab ich dem Häuptling das Instrument als Geschenk, welcher sich ausserordentlich freute und mir zweimal hintereinander zum Danke seine Rechte reichte. Es wurde nun sein Blechkoffer herbeigeschafft, auf welchem ich und meine Dolmetscher ihm den Gebrauch des Instruments beibrachten. Muata Jamwo manöverirte bei dieser Gelegenheit sehr ungeschickt,

liess jeden Moment die Patrone zur Erde fallen, hatte sich aber derartig in dies Geschäft vertieft, dass er ganz und gar die Etiquette vergessen zu haben schien und seine Leute, welche ihm die heruntergefallenen Sachen wieder gereicht hatten und um Kukala baten, entweder gar nicht berücksichtigte oder das königliche Gnadenmanöver nur oberflächlich rasch abmachte. Die Sache gefiel ihm, und nachdem er selbst im Stande war, das Zündhütchen aus der Patrone zu heben und ein neues hineinzuthun, mangelte ihm nur noch die Kunst, Zündhütchen und Pulver anzufertigen, die er jetzt ebenfalls von mir zu erlernen wünschte.

Ich brachte nun mein Anliegen vor, dass ich morgen reisen und ihn bitten müsse, mir heute den nöthigen Führer bis zum Lulua-Flusse zu geben, da Carawanen, welche Mussumba verlassen, regelmässig von einem Kaquata bis zum Lulua-Fluss begleitet werden, um dadurch gleichsam als reiseberechtigt bei den Fährleuten des Flusses legitimirt zu werden. Die Fährleute dürfen ohne specielle Erlaubniss Muata Jamwo's eine Carawane, welche von Mussumba kommt, nicht den Fluss passiren lassen. Ich liess Muata Jamwo sagen, dass mich die Nothwendigkeit zur Abreise zwinge, weil ich keine Waaren mehr besässe und meine Verwandte an der Küste mich erwarteten. Es gäbe kein Mittel, mich zurückzuhalten. Ich würde gehen, auch wenn die Wege mir versperrt sein würden. Ich sei als Freund gekommen, wünsche auch als solcher abzureisen. Liesse er mich als Freund reisen, so habe er nach kurzer Zeit den Besuch meiner Brüder zu erwarten; zöge ich aber als Feind, so würde ich der letzte Weisse gewesen sein, welcher Mussumba besucht hätte. Muata Jamwo versprach, mir heute noch einen Führer zu schicken.

Als ich in mein Lager zurückgekehrt war, erschienen drei meiner Träger bei mir und beklagten sich, dass Ebo sie für Fetischeure erklärt habe, und dass sie bereit wären, den Gifttrank zu thun. Ich antwortete ihnen, sie möchten in Kalumboschito (ihrem dicht bei Malange gelegenen Heimathsort) Gift trinken, soviel ihnen beliebte; geschehe es aber, so lange sie in meinen Diensten ständen, so würde ich sie strenge bestrafen. Als ich Ebo zu mir kommen liess und ihm Vorwürfe machte, erklärte er mir, ich möge nicht an die Unschuld dieser Menschen glauben; dem Weissen könnten sie mit ihrer Zauberei allerdings nicht schaden, sondern sie vergifteten ihn, während sie den Neger durch Zauber schon in's Unglück stürzten, und ihn (Ebo) hätte der Fetisch dieser drei Leute am Lui-Fluss im Songolande und in Kimbundo schon krank gemacht. Sie trügen die Schuld an seinen Geschwüren, auch daran, dass die Carawane auf der Herreise vor dem Lulua-Fluss sich verirrt habe.



14. April. Weder gestern noch heute war der Führer zur Reise geschickt worden, weshalb ich mich gegen Abend selbst unangemeldet zum Muata Jamwo begab. Letzterer war nicht zu Hause, sondern befand sich in der Wohnung der Lukokescha. In Folge dessen liess ich mich dort anmelden und wurde alsbald in eine Zelle geführt, wo grosser Ministerrath gehalten zu werden schien. Ich bemerkte ausser der Lukokescha und dem Muata Jamwo, den Mona Auta, den Schana Mulopo, den Bruder und den Mann der Lukokescha und mehrere andere Grosse. Die Lukokescha kam auf mich zu, indem sie mir Vorwürfe machte, dass ich jetzt sie zu besuchen käme, während ich früher mich so selten bei ihr habe sehen lassen. Ich erklärte dem Muata Jamwo, dass ich, da er mir keine Führer gestellt habe, morgen ohne Führer aufbrechen würde. — Die Versammlung zog sich darauf in ein anderes Gemach zurück, wahrscheinlich um sich zu berathen, und trat alsdann wieder bei mir ein. Muata Jamwo erklärte, dass er mich morgen entlassen und mir Elfenbein und Sklaven als Geschenk übergeben würde; er bäte mich, seine Geschenke anzunehmen. Nachdem ich sämmtlichen Anwesenden die Hand gegeben hatte, entfernte ich mich.

15. April. Heute Morgen in der Frühe besuchte mich die Lukokescha, nur von einigen Damen begleitet, und schien von meiner bevorstehenden Abreise sehr schmerzlich berührt zu sein. Sie überbrachte mir zwei Stücke Salz zur Reise, ein Leopardenfell und einen starken Elephantenzahn. Nachdem sie mich gebeten, meine Reise noch um einen Tag aufzuschieben, und ich ihr versprochen hatte, diesen Wunsch zu erfüllen, entfernte sie sich. Gegen 10 Uhr erschien Muata Jamwo mit grossem Gefolge, unter dem Mona Auta und viele andere mir bekannte Grosse sich befanden. Der Häuptling selbst überwies mir sechs männliche Sklaven und fünf Elephantenzähne, nachdem er, seine Rechte auf einen ganz frischen, blendend weissen Zahn stützend, in aller Form eine Rede gehalten. Er wünschte mir eine gute Reise, bat mich, ihm einen meiner Brüder nach Mussumba zu senden, damit derselbe als General bei seinen Truppen eintreten möchte; ferner ersuchte er mich, ihm einen Stuhl, wie die Weissen ihn gebrauchten, sowie eine besondere Sorte Fazenda mitzuschicken, indem er mir einen kleinen schwarzwollenen Lappen zur Probe mitgab. Sodann bot er mir seine reich mit Messing verzierte Muskete als Geschenk an, welche ein Diener hinter ihm her trug; ich bat ihn indessen, dieselbe zu behalten, da sie als gewöhnliche Muskete von der Küste keinen Werth für mich hätte. Endlich beschenkte er mich noch mit einigen kleinen Holzschnitzereien und wünschte als Gegengeschenke einen Thermometer, einen zinnernen

Trinkbecher und einen Blechkoffer. Ich beschenkte ihn jetzt, ausser mit den gewünschten Sachen, noch mit einigen Patronen, worauf mir der Herrscher mittheilen liess, dass ich jetzt reisen könne, indem er mir einen, mir unbekannten Menschen als Führer überwies und nach einem Abschiedshändedruck mit seinem Gefolge das Lager verliess.

Nachmittags erschien Mona Auta um mir einen kleinen Kauanda-Knaben, Namens Enunkundai als Geschenk zu überbringen, Lebewohl zu sagen und mir eine gute Reise zu wünschen. Als Letzterer sich eben wieder entfernt hatte, kam ein ganz gewöhnlicher Neger in meine Hütte und erklärte, dass einer von meinen Trägern mit seiner Frau ein Liebesverhältniss gehabt und letztere durch Zauberei zur Flucht veranlasst hätte; der Träger dürfe deshalb nicht mit mir reisen, bevor nicht die entflohene Frau wieder heimgekehrt sein würde, oder eine Giftprobe bestanden habe. Der Stock brachte den Menschen alsbald aus meinem Fundo.

16. April. Da die Träger noch nicht reisefertig waren, so wurde die Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt. Die Lukokescha erschien Vormittags und beschenkte mich mit Lebensmitteln und zwei Leopardenfellen, ausserdem übergab sie mir selbst einen kunstvoll aus Perlen gearbeiteten Wedel, reichte mir dann ihre Hand, drehte sich kurz um und verabschiedete sich für immer. Deserra war ebenfalls hier um Abschied zu nehmen und erklärte mir, dass wenn Muata Jamwo ihm nicht bald Reiseerlaubniss ertheile, er es ebenso machen würde, wie ich, und ohne weiter zu fragen, abreisen würde. — Nachmittags starker Sonnenregen mit schönem Regenbogen.

17. April. Um 10 Uhr brach unsere Carawane auf. Die Strasse war mit Massen neugieriger Menschen angefüllt, unter denen sich viele mir bekannte Personen befanden, und einige von ihnen gaben mir das Geleite bis an den Wald von Kabebe. Dieser Wald prangte jetzt in seinem vollen Blüthenschmuck; viele Bäume und Gebüsche waren voller Blumen, andere mit ahornähnlichen Flügelfrüchten bedekt. Als wir im Kabebe-Walde angekommen und Lager gemacht hatten, erschien der die Carawane begleitende Kaquata, ein gewöhnlicher, mit Thierfellen bekleideter und mit einem Speer, Bogen und Pfeilen bewaffneter Neger und bat, mit seinen Begleitern vor der Carawane her nach Kadinga gehen zu dürfen, um dort so lange zu jagen, bis ich mit der Carawane nachgefolgt sein würde. Diesen Wunsch gestattete ich dem Manne bereitwilligst, denn die Carawane war genöthigt, kleine Tagesmärsche zu machen, da meine beiden letzten Ochsen mager und ohne Kräfte waren und die Träger wegen des hohen Grases keine grosse Distanzen zurückzulegen beliebten.



18. April. Lager in Sangeyi.

19. April. Lager in einem verlassenen Negerdorfe. — Nachmittags 2 Uhr Sturm mit wenig Regen.

20. April. Lager in einem verlassenen Negerdorfe und ebenso am 21. April.

22. April. Lager in Kifembe. Unser, als Tauschartikel mitgenommenes Palmöl hatte hier schon Werth, da die Oelpalme hier nicht mehr vorkommt und Mussumba schon ziemlich weit entfernt war. Wir kauften für etwa ½ Liter Oel einen ziemlich grossen Korb voll Fuba. Dies Oel wurde von den Eingeborenen nur im flüssigen Zustande genommen. Sobald die Weiber mit ihren Lebensmitteln in das Lager kamen, wurde das Oelgefäss in's Feuer gesetzt und sein Inhalt geschmolzen. Als Maasse dienten kleine und grössere ovale Thongefässe. Am Wege bei Kifembe bemerkte ich einige Gräber, welche den Todten einer Kassange-Carawane angehörten und durch einen Haufen zusammengehäufter Stücke von Lehm, vor welchem zwei Maniokstauden gepflanzt waren, sich kennzeichneten. Das Ostufer des Luisa-Flusses war 3—4 Fuss hoch mit Wasser überschwemmt. In Kifembe waren die meisten Einwohner ebenso wie der Häuptling nicht zu Hause, so dass ich einen meiner Leute auf den nächsten Tag vertröstete, als er mich fragte, ob ich ihm erlauben würde, für sich einige Hühner im Orte zu greifen, da er an den Häuptling Kifembe's eine leere Weinflasche und 20 Schnüre weisser Perlen gegeben hätte, wofür der Häuptling ihm 40 Knäuel Kautschuk bei eventueller Rückkehr hätte erstatten wollen. An den Ufern des Flusses wüchsen viele Kautschukbäume und der Häuptling habe ihm erklärt, dass er den Saft zu gewinnen verstände. — Mittags etwas Sonnenregen. Nachts starkes Gewitter mit starkem Regen, welcher die Nacht über bis Morgens anhielt. (Letzter Regen.)

23. April. In Folge des Regens wurden wir genöthigt, für heute die Weiterreise aufzugeben, weil der Fluss zu reissend geworden und bedeutend gestiegen war. Nachmittags, als ich mich auf einem Spaziergange eine Viertelmeile vom Lager entfernt hatte, hörte ich im Dorfe Lärm; meine Diener kamen eiligst gelaufen, um mich zu rufen. Vor meiner Hütte befanden sich meine sämmtlichen Träger, alle bewaffnet; 100—150 Schritte ihnen gegenüber gewahrte ich den Häuptling Kifembe's umringt von 40—50 Negern, welche mit Speeren, Pfeil und Bogen bewaffnet waren und schreiend und lärmend meinen Leuten drohten. Es war die höchste Zeit, dass ich zur Stelle war, denn es sausten schon Pfeile zu uns durch die Luft. Ich begab mich an meinen Leuten vorbei ruhig zu den Eingeborenen. Der Häuptling und

seine Leute machten einen furchtbaren Lärm und ersterer geberdete sich wie ein Wahnsinniger; er zitterte am ganzen Körper, sprang, tanzte und schrie vor Wuth, und jetzt erfuhr ich, als meine Leute sich inzwischen um mich geschaart hatten, dass mein Träger als Ersatz für seine Flasche und seine 20 Schnüre Perlen, 2 Kinder des Häuptlings als Repressalie annectirt und dieselben mit meinen Sklaven zusammengekoppelt hätte, ohne dass ich das Geringste davon ahnte. Mein Träger führte während dessen auch ein grosses Wort; „er wolle seine Bezahlung nicht einbüssen“. Ich liess sofort die Kinder dem Häuptling wieder zuführen, indem ich ihm deutlich machte, dass sie ohne meinen Willen in Ketten gelegt wären, da der Weisse ein Freund Muata Jamwo's und seiner Unterthanen sei und Menschen niemals kaufe, sondern nur als Geschenk annehme. Ich nahm darauf den Häuptling mit mir in meinen Fundo und beschenkte ihn mit einigen Ellen Zeug und etwas Pulver. Da ich gleichzeitig den geprellten Träger schadlos hielt, so war die Ruhe hiermit wieder hergestellt und den ganzen Nachmittag über sass der Häuptling mit seinen Leuten vor meiner Hütte und ergoss sich fortwährend in Lobreden auf mich: „Maneji Naueji, Maneji Naueji“ u. s. w., zu Deutsch etwa: „Es ist gut, grosser Herr! Es ist gut, grosser Herr!“ Gegen Abend kamen aus der Nachbarschaft schaarenweise bewaffnete Männer, welche wahrscheinlich durch die bedrängten Einwohner Kifembe's von dem Vorfalle benachrichtigt und um Hülfe gebeten worden waren.

24. April. Weitermarsch. Heute Morgen entstand wieder Lärm im Lager. Mein Koch Sim prügelte sich mit einem Eingeborenen, so dass ich vermitteln musste und dann so rasch als möglich mit der Carawane aufbrach, um mich nicht noch neuen Unannehmlichkeiten mit den Eingeborenen auszusetzen. Der Fluss war weit über seine Ufer ausgetreten und für die Träger sehr schwierig zu passiren, während die Ochsen verhältnissmässig gut hinübergebracht wurden, da der Boden an den Ufern überall fest war. Lager in einem verlassenen Negerdorfe.

25. April. Lager in Kapape.

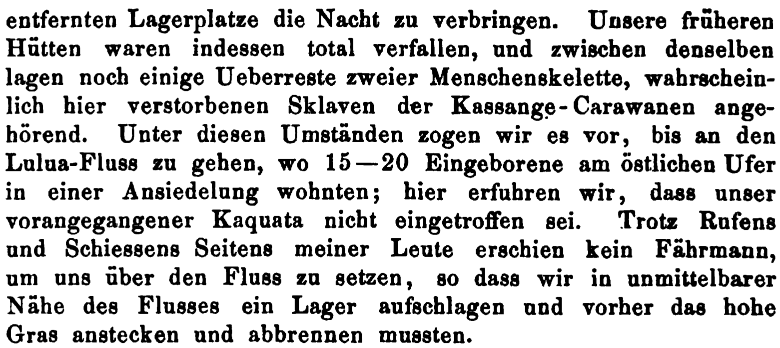
26. April. Rasttag wegen Erkrankung einiger meiner Leute.

27. April. Weitermarsch. Lager in Luschadse.

28. April. Lager in Himbue. In dem Urwalde des Baches neben dem Orte bemerkte ich zwischen einer Heerde der gewöhnlichen grauen Meerkatzen einen einzelnen Plumba-Affen.

29. April. Weitermarsch. Lager auf der Höhe des Lulua-Gebirges.

30. April. Weitermarsch. Wir beabsichtigten in dem von uns auf der Hinreise benutzten, etwa 1½—2 Meilen von Kadinga



entfernten Lagerplatze die Nacht zu verbringen. Unsere früheren Hütten waren indessen total verfallen, und zwischen denselben lagen noch einige Ueberreste zweier Menschenskelette, wahrscheinlich hier verstorbenen Sklaven der Kassange-Carawanen angehörend. Unter diesen Umständen zogen wir es vor, bis an den Lulua-Fluss zu gehen, wo 15—20 Eingeborene am östlichen Ufer in einer Ansiedelung wohnten; hier erfuhren wir, dass unser vorangegangener Kaquata nicht eingetroffen sei. Trotz Rufens und Schiessens Seitens meiner Leute erschien kein Fährmann, um uns über den Fluss zu setzen, so dass wir in unmittelbarer Nähe des Flusses ein Lager aufschlagen und vorher das hohe Gras anstecken und abbrennen mussten.

1. Mai. Meine Leute schrieen schon früh Morgens nach dem Fährmann: „Mona Kadinga, Mona Kadinga"! Es liess sich aber kein Fährmann sehen. Gegen Mittag kamen zwei Neger mit der Weisung vom Häuptling geschickt, dass er mich morgen über den Fluss setzen wollte, da derselbe heute zu reissend sei. Nach vielem Parlamentiren sandte ich zwei meiner Leute mit den beiden Eingeborenen über den Fluss, um mit dem Häuptling meine Passage zu verabreden und ihm sagen zu lassen, dass ich für das Uebersetzen bezahlen würde, obgleich es überall Sitte sei, dass der Reisende, welcher auf der Hinreise für die Benutzung der Kanoes bezahlt hat, die Rückpassage frei habe.

2. Mai. Am Morgen begann wiederum dasselbe Concert, und die ganze Gesellschaft der Carawane bemühete sich vergebens, den Fährmann zu errufen. Gegen Mittag erschienen meine beiden Leute am jenseitigen Ufer und schrieen uns zu, dass Mona Kadinga mich nicht übersetzen würde, bis der bewusste Kaquata angelangt sei. Die Kanoes aber waren von den Eingeborenen auf dem anderen Ufer versteckt worden. Wir waren inzwischen durch Gras und niedriges Rohr, welches zuerst 3, dann 4 Fuss tief unter Wasser stand, bis an den Strom gewatet, welcher wild dahinschoss und dessen etwas nördlich von dieser Stelle gelegene Wasserfälle mächtig zu uns herüber brausten. Ich liess meinen Leuten zurufen, dass ich ein Floss bauen lassen würde, mit welchem ich selbst an's andere Ufer kommen würde, wenn der Häuptling mir nicht zum Nachmittag ein Kanoe schickte. Mein gefasster Entschluss wurde aber allseitig von meinen Leuten gemissbilligt, und mit Recht, denn der Fluss war jetzt zur Zeit seines höchsten jährlichen Wasserstandes reissend, und Niemand von uns verstand die Herstellung und Handhabung eines Flosses. Wir waren daher alle sehr erfreut, als gegen 2 Uhr am Nachmittage zwei Kanoes von drüben abstiessen und die Carawane zu dem überschwemmten Urwald des jenseitigen Ufers hinüberführten. Unser Lager errich-

teten wir alsbald mitten im Orte, wo wir vom Mona Kadinga sowie von den Eingeborenen freundlich empfangen wurden, und erfuhren, dass der alte Häuptling am Tage vorher zu zwei andern Häuptlingen in der Nähe geschickt habe, um sie in seiner kritischen Lage um Rath zu fragen, ob er es wagen könne, mich ohne Begleitung eines Kaquata über den Fluss zu setzen. Beide Häuptlinge befanden sich noch im Orte und wurden, ebenso wie der Districts-Häuptling Kadinga, mit kleinen Geschenken von mir bedacht.

Der Aufenthalt in Kadinga wurde meinen Leuten und den Ochsen wesentlich durch die ausgedehnten fruchtbaren Maniokfelder verannehmlicht, in denen erstere sich nach Belieben die Knollen graben und letztere das kurze saftige Gras zwischen den Pflanzungen abweiden durften. Fuba war reichlich für Oel zu haben; für Fische wurde meistens Schiesspulver gefordert. Aber auch ich gewann das schöne Kadinga am Ufer eines paradiesischen Flusses und umgeben von romantischer lieblicher Landschaft lieb, und so beschloss ich hier einige Zeit zu bleiben und zu warten, bis das vermuthliche Hochwasser der übrigen zu passirenden Flüsse verlaufen und das hohe Gras der Campine abgebrannt sein würde, während das Gros der Carawane aus Verpflegungsrücksichten schon einige Tage früher nach Kimbundo aufbrechen sollte.

Der 4. und 5. Mai brachten nichts Neues.

6. Mai. Heute gingen die Träger mit Briefen und Elfenbein voraus, während ich mit 15 der besten Träger, den Dienern und Sklaven zurückblieb.

Am 7. Mai entwischten zwei Sklaven meiner Carawane.

8. und 9. Mai. Nichts Bemerkenswerthes.

10. Mai. In der Nähe und Umgegend des Ortes wurde allgemein mit dem Abbrennen des Grases in der Campine begonnen, bei welcher Gelegenheit ich einen sehr schönen Vogel mit schwalbenähnlichem Fluge, hoch über den Grasrändern kreisend, beobachten konnte, den ich heute erlegte: Kopf, Hals und Brust braun (ähnlich der Farbe des deutschen Holzhähers, aber etwas dunkler), Bauch hellblau, in der Gegend nach dem Schwanze zu dunkelblau, fast schwarz; Flügel dunkelblau; die oberen Schwanzfedern schwarz, die unteren hellblau. Der Schwanz ist sehr lang und etwas gekeilt, der Schnabel stark und schwarz, die Füsse kurz und gelbgrau; Grösse des Körpers die einer Haustaube. In der Ferne gesehen, schimmert die braune Farbe roth, die dunkle Farbe oftmals grün, und verleiht dem Vogel ein prächtiges Aussehen. Sobald irgendwo in der Gegend ein Grasfeuer aufloderte und die Rauchsäule nach oben stieg, kam der Vogel oft in ziemlich grosser Anzahl mit kreischender Stimme von Weitem gezogen



und kreiste über dem Feuerplatze. Auf mehreren vom Feuer gesäuberten Plätzen der Campine in der Nähe des Ortes gewahrte ich unter Anderen einige Wiedehopfe, welche den deutschen sehr ähnlich waren.

11. bis 13. Mai nichts Neues.

14. Mai. Der Häuptling beschenkte mich mit dem Hinterviertel eines erlegten Stück Wildes.

15. Mai. Da ich auf mein Befragen von den Eingeborenen erfahren hatte, dass südlich von Kadinga an der Ostseite des Lulua viel Wild sich aufhalten sollte, so beschloss ich heute mit einigen Trägern und Eingeborenen eine deutsche Meile südlich von hier nach dem Orte Matamba zu gehen, wo die Leute Kanoes haben und mich über den Fluss setzen sollten. Der Häuptling Kadinga, welcher von meiner beabsichtigten Jagdexpedition gehört hatte, war früh am Morgen im Lager, um mir Glück zur Jagd zu wünschen und mir sogar selbst Pemba zu geben, wofür ich mich mit einem Geschenk an Pulver revanchirte. Als wir in Matamba angekommen waren, machte der dortige Häuptling leere Entschuldigungen und gestand mir schliesslich, dass Mona Kadinga ihm habe verbieten lassen, mich über den Strom zu setzen. Ich vermuthete, wohl nicht mit Unrecht, dass jener alte Gauner befürchtete, ich könne östlich vom Fluss Wild erlegen und dass wir in Folge dessen in Kadinga kein Pulver mehr für Fische verausgaben würden. Ich kehrte deshalb nach Kadinga zurück und entschloss mich, am nächsten Tage weiter zu reisen in die wildreichen Gegenden von Kalungo Zenga. Der alte Häuptling erschien bald nach meiner Rückkunft bei mir, da er von meiner beabsichtigten Abreise gehört hatte, bat mich flehentlich, noch einige Zeit zu bleiben, und versprach, mich zu jeder Zeit unverzüglich bei Matamba über den Fluss setzen zu lassen. Ich lehnte indessen seine Bitten und Anerbietungen mit der Erklärung ab, dass ich mich zum zweiten Male nicht betrügen lassen möchte.

16. Mai. Mona Kadinga hatte verboten, uns Fische zu verkaufen.

17. Mai. Aufbruch. Als wir im Begriff standen, den Ort zu verlassen, erschien der Häuptling im Lager, mir Lebensmittel zur Reise überbringend, und ich erwiderte die Geschenke mit 4 Yards Zeug, etwas Pulver und Oel, so dass wir in Freundschaft von einander schieden. Lager in Matamba.

Ich möchte hier noch erwähnen, dass ich bei meinem Aufenthalte auf der Rückreise regelmässig gegen 8 Uhr Abends, manchmal etwas früher oder später, bei allgemeiner Windstille plötzlich vernahm, wie die Katarakten des Stromes für längere Zeit stärker zu brausen anfingen, und diese Beobachtung machte

ich regelmässig an jedem Abend. Dieselbe Beobachtung habe ich auch auf der Rückreise bei den kleinen Katarakten des Luembe-Flusses gemacht. Sobald der Fluss hier stärker über die Fälle zu laufen begann, kam mir unwillkürlich der Gedanke, ob vielleicht irgendwo im Süden grosse Wasserschleusen zu der Zeit geöffnet sein könnten.

18. Mai. Rasttag.

19. Mai. Weitermarsch und Lager im Walde.

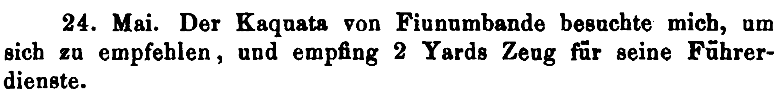
20. Mai. Lager in Fiunumbande, wo der älteste Sohn Muata Jamwo's, ohne dass ich es wusste, sich als Häuptling angesiedelt hatte. Derselbe beliebte sich „Muata Jamwo von der Ferne“ zu nennen, ein Titel, welcher ihm nicht beikam. Er empfing mich als alten Bekannten äusserst freundlich, beschenkte mich mit einem Huhn und etwas Fuba und entschuldigte sich, mir nicht mehr geben zu können, da er erst kurze Zeit hier wäre. Ein Kaquata mit 15 bis 20 Sklaven aus Mussumba und einige Häuptlinge der Umgegend mit ihren jungen Männern hatten sich hier für einige Zeit angesiedelt, um grosse Fundo's mit Umzäunungen für den Sohn Muata Jamwo's herzustellen; letzterer wohnte bereits in einem grossen Fundo.

21. Mai. Weitermarsch. Der junge Häuptling gab mir trotz Protestirens meinerseits seinen Kaquata mit einigen Negerburschen mit, um uns den Weg nach Schana Buckanda zu zeigen. Unterwegs trafen wir auf einige frische Elephantenfährten, von denen jede im hohen trockenen Grase einen guten Fusssteig bildete, so dass wir die Fährten von acht Thieren nebeneinander zweimal nach Osten und wieder zurück nach Westen spüren konnten.

22. Mai. Ich liess östlich vom Orte, nicht weit vom Lulua-Flusse, in einem Campinenwalde drei Hütten für mich und meine Dienerschaft bauen, während die Träger im Orte Buckanda wohnten, um ungestört dort jagen zu können.

23. Mai. Unsere Hütten befanden sich dicht an dem festen und nur mit niedrigem Gras bewachsenen, ziemlich breiten Wiesenrande eines in den Lulua fliessenden Baches. Oestlich vom Bache dehnte sich eine weite, mit Savannenwald bedeckte Ebene nach Norden aus. Das Lulua-Thal bei Buckanda ist breit und wird westlich vom Flusse von einem circa zwei deutsche Meilen, östlich von einem c. eine viertel deutsche Meile entfernten Höhenzug eingeschlossen. Im Dorfe, wo reichlich Maniok und Tabak zu haben war, befanden sich nur die Weiber und einige alte Männer anwesend, während die übrige Einwohnerschaft mit ihrem Häuptling in Fiunumbande beim Sohne Muata Jamwo's weilte.

23. Mai und folgende Tage Rast.



24. Mai. Der Kaquata von Fiunumbande besuchte mich, um sich zu empfehlen, und empfing 2 Yards Zeug für seine Führerdienste.

25. Mai. Am Vormittag brachten mir meine Träger die Nachricht, dass die wenigen Einwohner Buckanda's sämmtlich, wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaquata, welcher ihnen eingeredet hatte, dass ich mich im Orte niedergelassen habe, um die Frauen als Sklaven aufzugreifen, nach Fiunumbande geflohen seien. Sie hätten ihre Habseligkeiten mitgenommen, auch alle Tabakstauden im Orte ihrer Blätter beraubt.

26. und 27. Mai. Nichts Erwähnenswerthes.

28. Mai. Heute erschien der Häuptling von Buckanda bei mir zum Besuch, und mit ihm waren die geflohenen Einwohner wieder nach ihrem Dorfe zurückgekehrt, da der Sohn Muata Jamwo's den Kaquata Lügen gestraft und sie von Fiunumbande zurückgeschickt hatte. Der Häuptling empfing eine Weinflasche mit Palmöl und 2 Yards Zeug zum Geschenk und verliess ganz besonders vergnügt das Lager. Meine Carawane hat seit dieser Zeit mit den Eingeborenen Buckanda's im besten Einvernehmen gelebt; letztere erschienen täglich in meinem Lager mit Fischen und anderen Lebensmitteln, die ich von ihnen gegen Fleisch erlegten Wildes eintauschte; auch machte ich ihnen, ohne zu handeln, Geschenke an Fleisch, da ich in der wildreichen Umgebung meines Lagers fast täglich Wild erlegte. In der Ebene von Buckanda kamen an Wild hauptsächlich Schilla, sowie Soco-Antilopen und Wildschweine vor. Eine ausgewachsene Soco-Antilope erreicht die Grösse eines schwachen Dammhirsches, eine Schilla-Antilope die eines schwachen Rothhirsches. Die Hörner des Soco-Bocks werden ½—¾ Fuss hoch, sind an der Wurzel ½—¾ Zoll dick und mit Rillen versehen; und die Spitzen der Hörner stehen im Bogen nach vorne. Die Hörner des Schilla-Bocks werden ¾—1 Fuss hoch, sind an der Wurzel 1—1½ Zoll dick und mit vielen Rillen versehen und richten sich im Bogen nach aussen empor, so dass die oberen Enden bedeutend weiter von einander entfernt sind, als die unteren. Die Weibchen tragen keine Hörner. Die Farbe der Soco ist graubraun, die der Schilla rothbraun. Der Schwanz ist bei beiden Antilopen wie der des Rothhirsches, seine untere Seite weiss. Beide Antilopen erinnern in ihrem Wesen an den Rothhirsch. Bei Gefahr stossen sie pfeifende Warnungstöne aus und pflegen den Schwanz kurz vor der Flucht in die Höhe zu richten.

Das Soco-Wild vereinigt sich seltener in grössere Rudel, als das Schilla-Wild. Ich habe die Soco meistens paarweise oder einzeln, seltener in Rudeln von 4 oder 6 Stück angetroffen, während

die Schilla sich oft zu 8—12 Stücken zusammenrudeln, obgleich man sie oftmals auch einzeln oder paarweise antreffen wird. Das Fleisch beider Antilopen ist sehr schmackhaft. Es giebt in den Gegenden am Lulua-Fluss noch manche, mir nicht lebend zu Gesicht gekommene Antilopen-Arten. Meine Leute brachten mehrere mir nicht bekannte Hörner und Felle von Thieren heim, welche sie auf dem Anschussplatz zerlegt hatten, darunter einige Male ein langhaariges, zottiges, rothbraunes Fell, so gross wie das der Soco-Antilope.

Im Lulua bei Buckanda gab es Flusspferde, welche ich dann und wann, ohne zu schiessen, auf meinen Jagdexcursionen längs des Flusses beobachtet habe, wo sie, in der Mitte des breiten Stromes schwimmend, ihr Spiel zu treiben pflegten oder, im seichten Wasser des Strandes stehend, sich sonnten. Sie schienen sich in besondere Familien separirt zu haben, da ich oftmals verschiedene Heerden, aus 8—12 Thieren bestehend, in Entfernungen von einigen Hundert Yards neben einander gesehen habe, während ein und dieselbe, aus 8 grösseren und kleineren Mitgliedern bestehende Familie in den Nachmittagsstunden eine bestimmte Stelle im Strome als Tummelplatz vorzuziehen schien. Die Thiere liessen fast täglich, hauptsächlich des Morgens vor Sonnenaufgang und des Abends nach Sonnenuntergang ihr lautes, weithin hörbares Gebrüll ertönen.

Die nur dünn mit Bäumen bestehende Thalebene war zur Zeit mit hohem Gras bedeckt, das bis an die nur einige Fuss hohen Uferränder des Flusses reichte und in welches die Flusspferde fussbreite Steige geäst hatten, welche überall an den Ufern sich hinwanden, wie die schmalen Steige in einem mit Beeten verzierten Garten. Dann und wann fanden sich Plätze vor, einige Quadratruthen gross, welche ebenfalls abgeweidet waren. Solche Steige benutzen die Flusspferde des Nachts als Weideplätze. Sie halten das Gras in den Steigen und auf den freien Plätzen immer kurz und nagen das frisch gewachsene ab, während das ausgewachsene unberührt bleibt. Auf solchen Weideplätzen liebt auch das Antilopenwild in den späteren Nachmittags- oder frühen Morgenstunden zu weiden, und ein Jäger konnte sich auf ihnen wie auf dem besten Carawanensteige bewegen.

Vom 29. Mai bis 7. Juni fernere Rast in Buckanda.

8. Juni. Als einige meiner Träger mich heute besuchten, um sich Fleisch von erlegtem Wilde zu holen, und ich mich in meiner Hütte befand, riefen sie mir plötzlich zu, herauszukommen, da am Himmel sich grosse Feuerstreifen zeigten. Die Leute waren sichtlich erschreckt, denn der Neger ist abergläubisch. Als ich mich rasch vom Lager erhoben hatte und aus der Hütte her-

ausgetreten war, konnte ich freilich nichts wahrnehmen, weshalb ich unverzüglich mich wieder in die Hütte zurückbegab. In demselben Augenblicke, in Zwischenräumen von einigen Secunden, hörten wir jetzt jedoch in nordwestlicher Richtung drei Detonationen, ähnlich klingend wie der Schall eines starken Kanonenschusses. Sollten diese Detonationen vielleicht dem Herabfallen von Meteorsteinen zuzuschreiben sein?

10. Juni. Das Klima am Lulua ist um diese Jahreszeit angenehm. Um die Mittagszeit, etwa von 11—3 Uhr, ist die Temperatur etwas warm, während diejenige der übrigen Tageszeit — mit Ausnahme der frischen Nächte und Morgen — zum Aufenthalt im Freien einladet.

14. Juni. Obgleich der Aufenthalt in Buckanda mir grosse Annehmlichkeiten bot, so mahnten mich dennoch meine Kleidung und der Mangel an Salz und Tabak unerbittlich zur Abreise. Ausserdem litt ich, ebenso wie meine Diener, an Hautkrankheiten, denen ich in Ermangelung von Medicamenten nicht vorbeugen konnte, und die, namentlich zur Nachtzeit, ein lästiges Jucken verursachten.

15. Juni. Aufbruch aus Buckanda. Nachdem mich meine Träger um 8 Uhr abgeholt hatten, begaben wir uns auf dem Wege durch das Dorf nach Kalungo Zenga. Die Einwohner Buckanda's nahmen händeklatschend Abschied, denn sie sahen uns ungern scheiden. Kalungo Zenga, wo wir im Dorfe selbst zu übernachten beabsichtigten, war niedergebrannt und seine Einwohner schienen östlich näher an den Fluss gezogen zu sein. Die Maniokfelder waren ebenfalls zerstört.

16. Juni. Weitermarsch. Wir errichteten das Lager ziemlich an derselben Stelle, auf dem Gebirgsplateau, wo wir auf der Hinreise gelagert hatten und wo damals die grossen Schaaren fliegender Hunde hausten. Als meine Knaben gegen Nachmittag Wasser aus einem naheliegenden Bache holten, begegneten ihnen Heerden von Antilopen. Südlich vom Lager, etwa 20 Minuten weit entfernt, befanden sich in einer breiten Wiese einzelne kleine, von Eingeborenen vor einiger Zeit abgebrannte Plätze, auf denen frisches kurzes Gras wieder gewachsen war. Als ich am späteren Nachmittage auf einer Jagdexcursion diese Stellen besuchte, gewahrte ich schon von ferne eine Palanka-Heerde von etwa 8 Thieren. Gedeckt durch einen Ameisenhügel hatte ich mich, zwei kleine mich begleitende Diener hinter mir, auf etwa 300 Schritte der Heerde genähert, als plötzlich ein Thier auf etwa 50 Schritte von hinten her an uns vorbei lief, das ich im ersten Augenblicke für eine Hyäne hielt. Es war ein Wildschwein, vorn und auf der Schuft und am Hals mit aufrechtstehenden Borsten

versehen, sonst glatt, mit starken Hauern. Das Thier kam mir derartig unvermuthet, dass ich in Uebereilung vorbeischoss. Das Wildschwein schien einer anderen, als der mir bekannten Gattung anzugehören. Als die Palanka's vor mir den Knall der Büchse gehört hatten, äugte für einen Augenblick die ganze Heerde, gleich darauf aber beruhigte sie sich und äste ruhig weiter. Inzwischen war ich hinter dem Ameisenhügel angelangt, von dem die Thiere etwa 100 Schritt entfernt sein mochten; sie wurden mich aber, als ich mich zum Schuss aufrichtete, gewahr. Das Leitthier hatte mich zuerst geäugt und die Heerde durch seinen Warnungston aufmerksam gemacht. Die ganze Gesellschaft äugte jetzt; als die Kugel über ihr Ziel hinweg in den Boden einschlug, sprengte die Heerde im schwerfälligen Galopp etwa 100 Schritte weiter, stand dann still, um wiederum zu sichern, während das Leitthier unausgesetzt sein lautes Prusten vernehmen liess. Eine zweite Kugel verfehlte wieder ihr Ziel. Die Palanka-Heerde sprang wiederum einige Hundert Schritte weiter, blieb dann stehen und äugte wiederum. Unter solchen Umständen rathe ich dem Pürschjäger in Afrika, von dem aufgescheuchten Wilde abzubrechen und sich anderes aufzusuchen, da ersteres ausser Schussweite den Jäger geradezu zum Besten hat.

Als ich den Rückweg antreten wollte, äste etwa 1500 Schritt von mir entfernt, eine zweite Palanka-Heerde in der Wiese auf einem Lehmbodenplatz, welcher mit niedrigen Büschen bewachsen war, deren Blätter, durch Feuerbrand theilweise halb verbrannt oder verkohlt, noch an den Zweigen sassen. Meine Diener mussten, platt auf der Erde liegend, zurückbleiben, während ich mich in das hohe Gras des an die Wiese stossenden Savannenwaldes begab. Ich pürschte mich hier bis an die Insel in der Wiese und kam, durch die Büsche gedeckt, etwa auf 80 Schritte Entfernung in die Nähe eines 10 Stück starken, friedlich weidenden Palanka-Rudels. Als meine Büchse knallte, sprangen einige Thiere etwa 50 Schritte weit weg, während andere ruhig stehen blieben und äugten, so dass ich hinter dem Busch eine zweite Kugel in den Lauf stecken konnte. (Leider führte ich keine Doppelbüchsen, sondern nur Büchsflinten, Cal. 12, System Lancaster. Obgleich ich im Schrotlauf stets eine Kugel führte, so ist das Schiessen aus ungezogenem Lauf bekanntlich unsicher und für einen Jäger in Afrika unpraktisch.) Die zweite Kugel ging wiederum fehl, und die Antilopen sprangen im schwerfälligen Galopp davon in den nahen Savannenwald, wo aus hohem Grase nur ihre Hälse hervorragten, während sie in ruhigem Schritt hinter einander her weiter trollten und hinter den Büschen verschwanden. Ich kann wohl sagen, dass ich mich über solches Missgeschick im Jagen

14*

sehr geärgert hatte und mich meinen Dienern und demnächst den Trägern gegenüber beschämt fühlte, denn ich galt bei allen als guter Jäger. Nachdem meine kleinen Burschen wieder bei mir angekommen waren, kehrten wir mit Sonnenuntergang ins Lager zurück, wo wir von den neugierigen Trägern, welche die Schüsse gehört hatten, fragend empfangen wurden, und man die Ursache dieses Jagdunglücks auf Fetisch zurückführte.

Auf diesem westlichen Plateau am Lulua giebt es viel Wild. In der Wiese sah ich viele lange Steige, ähnlich denjenigen in unsern europäischen Viehkoppeln, welche von den Spuren der Büffel und anderen Wildes herrührten. An Wild findet sich der Elephant, der Büffel, die Elen-Antilope (Zefu), die Pferde-Antilope (Palanka), der wilde Esel, Wildschweine etc., ferner Löwen und kleineres Raubzeug.

Ein Jäger in Afrika soll gut pürschen und dabei wo möglich jeden Busch, Baum, Ameisenhügel etc., wo es nur irgend angeht, als Deckung annehmen. Ferner soll er auf den Wind Rücksicht nehmen. Die afrikanischen Antilopen äugen und winden ganz ausserordentlich scharf. Wenn ein Stück Wild irgend etwas äugt oder windet, so kommt es, gegen die Gewohnheit des europäischen Wildes, sehr schwer wieder zur Ruhe, sondern äugt lange Zeit unausgesetzt auf den ihm verdächtigen Gegenstand, so dass dem Jäger gar oft im Hinterhalt die Sache zu lange dauert und das Wild ihn schliesslich gewahrt und die Flucht ergreift. In Gegenden wie hier, wo das Wild den Verfolgungen des Menschen nur wenig ausgesetzt ist und nur selten den Knall des Gewehres hört, lässt es sich durch letzteren nur wenig beirren, während ein Rascheln in den Büschen oder im Grase vermieden werden muss. Ein guter Jäger, welcher zu pürschen versteht, und dem es nicht darauf ankommt, eine halbe Stunde und länger auf Knieen und Händen zu kriechen oder liegend zu warten, wird auf Antilopenwild gute Jagd machen. Dem weissen Jäger ist anzurathen, zur Zeit der Brände ein schwarzes oder, je nachdem die Bodenbeschaffenheit braun oder grau ist, ein braunes oder graues Kostüm zu tragen, in der Regenzeit, wenn die Landschaft sich grün gefärbt hat, sich grün zu kleiden. Für Knie und Hände sind lederne Sandalen zu empfehlen, da das Kriechen auf festem Boden mit Stoppeln oft unangenehm wird. Für das Korn auf dem Gewehre mag er Blender mit sich führen, da die Sonne vielfach beim Zielen blendet und er in Folge dessen oft zu hoch schiesst. Als Waffe gebe ich der leichten, einfachen oder doppelten Büchse den Vorzug. Die beste Tageszeit zum Pürschen ist die frühe Morgenzeit bis etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang und die Nachmittagsstunden von etwa 3 Uhr bis Sonnenuntergang und Dunkelwerden,

wenn das Wild sich vom Lager erhoben hat und weidend in der Campine umherzieht. Die beste Jahreszeit ist zu Anfang der trockenen Zeit, wenn in dem hohen Grase einige Stellen durch Brände gesäubert sind, und hier wieder junges Gras treibt, während das ausgewachsene harte Gras sonst noch überall steht; oder zu Anfang bis Mitte der Regenzeit, wenn der Jäger nach den Regenschauern auf dem benässten Boden die frischen Spuren des Wildes aufnehmen und verfolgen kann. Das meiste afrikanische Antilopen-Wild trollt oder äs't sich langsam weiter und bevorzugt als Weideplätze im Allgemeinen die dünn bewaldeten Campinen vor den unbewaldeten moorigen Wiesen. Den scharfen Blick, sowie das Spürtalent des Eingeborenen mag der weisse Jäger sich zu Nutzen machen, und wenn er mit der Büchse in der Hand dem spürenden Eingeborenen auf den Fersen folgt, wird er fast immer das gesuchte Wild in Sicht bekommen. Bemerkt das Wild den Jäger früher, als der Jäger das Wild, so hält es für letzteren meistens schwer, in gute Schussweite zu gelangen. Einem europäischen Jäger können die Jagdfelder zwischen dem Kassai und Lulua-Fluss empfohlen werden. Die Gegend ist eben, hat Wald und viele Wiesen mit fliessendem klaren gesunden Wasser. Das Klima ist gemässigt und gesund.

17. Juni. Als ich heute am frühen Morgen mich zur Jagd fertig machte, dauerte es mich, meine kleinen ständigen Begleiter von den lodernden Feuern des Nachtquartiers jäh aus ihrem Schlummer in die neblige, kalte Morgenluft hinauszureissen, so dass ich mich allein auf den Weg begab. Meine Leute campirten jetzt zur trockenen Zeit des Nachts immer ohne Hütten im Freien. Ein grosser viereckiger Platz wurde mit Holzverhauen eingefriedigt, in welchem die Träger und Diener gruppenweise um Feuerbrände eng zusammengekauert schliefen. — Einige der Träger waren schon wach und hatten ihre Feuer frisch geschürt, und jenseits von der Wiese her, wo ein mit hoher Waldlisière umsäumter Bach floss, ertönten die lauten, dumpfen Töne von Vögeln einförmig in die nächtliche Stille (Rohrdommeln?). Als ich nach meinem Aufbruch etwa eine Viertelmeile vom Lager entfernt sein mochte und der Tag über dem sinkenden Nebelthau heranbrach, so dass ich gut sehen konnte, gewahrte ich zwei Thiere, welche, scheinbar vom Walde des Baches kommend, ihre Richtung über die Wiese in den östlich daran stossenden Savannenwald nahmen. Ich hielt sie für zwei Antilopen. Als dieselben sich in einer Distanz von 300 bis 400 Schritt mir genähert hatten, erkannte ich zwei Löwen, welche hinter einander, ähnlich den Hunden, ruhig ihres Weges trabten. Dann und wann stand der vorderste still und äugte nach der Seite des Lagers zu, wo die Träger in-

zwischen schon angefangen hatten, rührig zu werden und Lärm zu machen, welcher durch den stillen Morgen laut hierher schallte. Ich hatte mich inzwischen in der Wiese geduckt und konnte die Thiere beobachten, bis sie an meiner linken Seite in einer Entfernung von 400 bis 600 Schritte im hohen Grase der Campine verschwanden. Von einer weiteren Jagdexcursion brach ich für heute Morgen ab. Im Lager wieder angekommen, liess ich, ohne weiter mein Rencontre zu erzählen, die Carawane zur Weiterreise sich fertig machen.

Nach achttägigen, mühevollen Tagesmärschen erreichten wir den Kassai. Das hohe Gras in den zu durchwandernden Savannenwäldern war nirgends abgebrannt, sondern hatte sich vielfach derartig über den Pfad gelegt, dass die Wege nicht zu erkennen waren und wir uns sehr oft verirrten. Die Carawane sowohl wie ich haben während dieses Marsches viel Hunger gelitten, da ich ausser Fleischextract, ab und zu etwas rohem Maniok und etwas getrocknetem altem Wildfleisch nichts zu leben hatte. Wenn wir gegen Nachmittag in den Wäldern das Nachtlager aufgeschlagen hatten, machten die Träger oftmals grosse Excursionen in die Umgegend, um irgendwo ein bewohntes Dorf oder eine verlassene Ansiedelung mit Maniokpflanzungen anzutreffen. Einige Male glückte es ihnen, in entlegenen, verlassenen Dörfern einige Maniokknollen aufzufinden, und dann war es ein hochherziger Charakterzug meiner Leute, in rührender Hingabe in erster Linie für ihren Patron zu sorgen und still und geduldig auszuharren, bis an sie die Reihe gekommen war, ihren Hunger zu stillen. In Folge der ungenügenden Nahrung litt ich viel an Fieber und wurde sehr entkräftet. An Jagd, um frisches Fleisch zu erlangen, war meinerseits nicht zu denken; die Träger schossen fehl, und Eingeborene liessen sich nicht sehen.

25. Juni. Nachdem die Carawane sich verirrt hatte und durch Lagunen, Urwälder und Campinen ohne Weg und Steg von Morgens bis Abends unterwegs gewesen war, kamen wir nach Sonnenuntergang in Difunda an, wo ich in einer baufälligen, verlassenen Negerhütte, 10 Minuten vom Orte entfernt, das Nachtquartier nahm. Als ich mich fieberkrank sogleich auf mein Lager streckte, erschien der Sohn des Häuptlings mit Palmwein bei mir, dessen Spender ich indessen meiner Krankheit wegen gar nicht beachtete und aus dem Grunde es vergass, ihm durch meine kleinen Diener das übliche Gegengeschenk überreichen zu lassen.

26. Juni. Rasttag meiner Krankheit halber.

27. Juni. Heute früh fehlten die beiden Ochsen. Nachdem die Träger und der Ochsenhirt die Thiere eingefangen hatten und gegen

8 Uhr mit denselben im Lager anlangten, zeigte es sich, dass beide Thiere von den Eingeborenen mit Speeren derartig zerstochen waren, dass sie kaum gehen konnten, und ich befürchtete, dieselben nicht über den breiten Strom bringen zu können. Die Thiere bluteten aus mindestens 20—30 verschiedenen Wunden und waren in Folge des Schmerzes derartig wüthend geworden, dass Niemand sich ihnen ohne Gefahr, gestossen zu werden, nähern konnte, um sie zu satteln. Die Thiere hatten sich Nachts losgerissen und waren nach dem entlegenen Dorfe gegangen, um dort das niedrige Gras auf freien Stellen an den Hütten abzuweiden. Ich begab mich mit den Trägern unverzüglich in das Dorf, um den Häuptling zur Rede zu stellen, und verlangte von ihm, mich sofort über den Strom zu setzen. Letzterer gab vor, nichts von dem Attentate zu wissen, und sandte mir alsbald zwei Fährleute zur Passage. Nachdem einige Träger den Fluss passirt hatten, begab ich mich selber mit zwei meiner Leute ins Kanoe, um zunächst einen Ochsen über den Fluss schwimmen zu lassen. Obgleich die Kanoes in Difunda gut waren, und zwei Fährleute mit langen Stangen das Boot schoben, so war es doch mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, den Ochsen hinüber zu bringen. Das Boot wurde bei unsern Versuchen vom Strom immer an die über dem Wasser hangenden Zweige der Uferbüsche gedrängt, so dass der Ochse fortwährend in Gefahr war, vom Boot in die Büsche geschoben zu werden und in dem starken Wasserstrome zu ertrinken. Trotz allen Schreiens und guten Rathes meiner Leute konnten oder wollten die Eingeborenen den Kahn nicht richtig dirigiren, bis ich meinen Revolver zog, abschoss und ihn dann einem Bootsführer auf die Brust setzte. Dieses Manöver hatte eine gute Wirkung, denn die Bootsleute verstanden jetzt auf einmal das Kanoe zu lenken, so dass wir ohne weitere und grössere Mühe über den Fluss gesetzt wurden und der zweite Ochse bedeutend leichter als der erste an das jenseitige Ufer geschafft werden konnte.

Nachdem die ganze Carawane das jenseitige Ufer erreicht hatte, und die Träger bereits nach Tenga aufgebrochen waren, beschäftigten sich meine Diener damit, einen störrigen Ochsen einzufangen. Das andere Reitthier war sogleich nach seiner Landung entflohen. Als die Leute den Ochsen nicht fassen konnten und ich mich selbst an Ort und Stelle begab, stürzte das wüthende Thier auf mich ein, warf mich zu Boden und stampfte mit den Füssen auf meinem Körper umher, bis ich den lang herunterhängenden Zügel glücklicherweise erfasste und an diesem das Thier mit solcher Gewalt zurückriss, dass es kurz umdrehte und, mich im Stiche lassend, entfloh. Als ich mich wieder aufrichtete, war

ich kaum im Stande zu athmen und musste unausgesetzt Blut speien. Nachdem ich nach einigen Stunden mich einigermassen erholt hatte, machte ich mich zu Fuss, so gut es gehen wollte, mit den Dienern auf den Weg.

Auf halbem Wege in der Wiese des Flusses begegnete mir ein grosser Theil meiner Träger, die uns bereits vermisst hatten und suchten. Zu meiner Verwunderung befanden sich ein Theil der aus Kadinga vorausgeschickten Träger bei ihnen. Die Leute kamen mir alle jubelnd entgegen mit den Worten: „In Tenga ist zu essen, Patron!" Sie hatten seit Buckanda am Lulua sehr kärglich zu leben gehabt und oft gehungert. In Tenga befanden sich meine sämmtlichen Träger, welche angaben, dass sie nicht ohne mich hätten reisen mögen, und mich hier erwarteten, und dass diese Rast von einer der sie begleitenden Frauen gleichzeitig benutzt sei, unsere Carawane um ein junges Mitglied zu vermehren. Obgleich ich mich nach meinem Abenteuer schlecht befand und Schmerzen am ganzen Körper verspürte, schmeckte mir dennoch nach langer Zeit Fastens das Huhn, welches meine Leute bereits für mich hergerichtet hatten. Bei genauerer Untersuchung der schmerzhaften Stellen, stellte sich heraus, dass mir zwei Rippen gebrochen waren.

28.—30. Juni. Rast. Ich befand mich soweit ganz wohl, war aber am ganzen Körper steif, so dass ich mich kaum rühren konnte. Die Träger mussten in der Umgegend die Ochsen suchen und fanden beide in verschiedenen Richtungen. Die Thiere waren noch lahmer als gestern, namentlich zeigte sich der eine sehr übel zugerichtet. Meine Träger sprachen den Wunsch aus, wieder nach Difunda zurückzukehren, um den Ort anzustecken und zu plündern. Ich erklärte jedoch, dass von ihrer Absicht nicht die Rede sein könne, da sie wüssten, dass ich mit allen Eingeborenen friedlich zu verkehren liebte.

31. Juni. Aufbruch. Lager in Mulemba (vergl. oben S. 86ff.). Daselbst wurde ich von Schiko auf's Freundlichste empfangen. Derselbe bewirthete mich mit Bananen und etwas Reis, welchen er von der Küste importirt und hier angepflanzt hatte. Ich engagirte ihn als Wegweiser bis Kimbundo, da ich vermuthete, dass meine Träger die Schleichwege für die Ochsen durch die Sümpfe vergessen haben würden.

1. und 2. Juli. Rast in Mulemba. Einen blauen Helmvogel sah ich hier ziemlich häufig in den Kronen hoher Bäume. Derselbe schreit ebenso, wie der grüne: „rock-rock-rock-rock", ist aber grösser. Oberkörper und Flügel blau mit schwarzen schmalen Streifen, unter dem Bauch schwarz und weiss gestreift, Brust schwarz; Kehle braun, Schwanz blau, unten schwarz, der

Schopf schwarz, Hals oben blau*). Der blaue Helmvogel kommt meines Wissens an der Küste nicht vor, während ich den grünen in Pungo Andongo beobachtet habe.

Ein Kaquata Muata Jamwo's besuchte mich. Es ist derselbe, welcher früher am Lulua lag. Derselbe führt eine Sklaven-Carawane, bestehend aus 60—70 Sklaven und einigen Elephantenzähnen. Wie Schiko angiebt, weilt derselbe hier schon Monate lang. In Mulemba waren reichlich Lebensmittel; auch Tabak konnte ich von Schiko zu Kauf erhalten.

3. Juli. Weitermarsch. Es war jetzt zur Winterzeit des Morgens ganz empfindlich kalt, so dass wir während der Reise selten vor 8 Uhr des Morgens vom Nachtlager aufbrachen. Das Thermometer zeigte heute bei Sonnenaufgang 8½ Grad C. Die kälteste Zeit in diesen Gegenden ist etwa die von Mitte Juni bis Anfang August. Der Reisende mag sich zu dieser Zeit reichlich mit Schutzmitteln gegen Kälte versehen. Obgleich ich während der kalten Zeit fast immer vollständig angekleidet unter drei wollenen Decken die Nächte verbrachte, so war ich doch genöthigt, einen oder zwei meiner Diener in meiner Hütte schlafen zu lassen, um während der Nacht ein Feuer zu unterhalten. Die Träger schaarten sich um diese Jahreszeit des Nachts so eng um die Wachtfeuer, dass sie vielfach Brandwunden am Körper davontrugen.

Als wir am 21. Juli zwischen den Flüssen Kihumbo und Tschikapa am Wege im Walde das Lager errichtet hatten, kam eine Träger-Expedition, bestehend aus 8 Leuten, welche mir Herr Saturnino aus Kimbundo mit einem Briefe, etwas Fazenda, Salz, Zwieback, Cognac und Cigarren etc. entgegengeschickt hatte. Letzterer war im Juli von Malange in Kimbundo eingetroffen und hatte dort von dem Anrücken meiner Carawane Nachricht bekommen. Dieser Umstand gewährte mir eine doppelte Freude. Für's erste wusste ich mit Sicherheit, dass Saturnino sich in Kimbundo befand; für's andere kam ich wieder in Besitz von Tauschartikeln und europäischen Delikatessen. An Waaren und Europäischen Lebensmitteln besass ich seit einiger Zeit gar keine mehr, an Toilettengegenständen nur einen, den Verhältnissen angemesse-

*) Ich liess den Vogel in Mulemba von einem meiner Jäger schiessen, um ihn zu beschreiben. In dem Tagebuche sind leider diese Notizen etwas verwischt, so dass ich nicht genau bestimmen kann, ob es heissen soll: Bauch schwarz und weiss gestreift, oder: unter den Flügeln. Ferner Schwanz: oben blau, unten schwarz, oder oben blau, am Ende schwarz. Es genügt mir zu constatiren, dass der Turako vom Kassai-Strom an östlich von mir angetroffen worden ist, da ich ihn ebenfalls in den hohen Uferwäldern des Kalangi gesehen habe.

nen Anzug. Als ich meinen Führer Schiko, welcher während des Marsches beständig hinter mir her zu gehen pflegte, eines Tages unterwegs fragte, ob wir für meinen Rock wohl noch eine Ziege einhandeln würden, wenn wir irgendwo eine anträfen, antwortete er mir „Patron, auch wenn Sie Alles, was Sie auf dem Leibe tragen, hergeben, wir würden dennoch nicht ein Huhn dafür erstehen". Auch das Palmöl war auf die Neige gegangen. Die Oelgefässe waren vielfach so schwach gebrannt, dass das Oel, durch die Sonne etwas flüssig gemacht, den Thon aufweichte, wodurch grosse Verluste entstanden waren. Vielfach hatten auch die Träger Oel gestohlen, da es fast unmöglich war, die Leute bei offenen Gefässen, welche höchstens mit Gras oder Blättern gestöpselt waren, zu controliren. Patronen für die Hinterlader hatte ich vielfach als Tauschartikel benutzt, um Fuba, getrocknete Erdnüsse oder Bohnen etc. dafür einzukaufen, da Patronen als Schmucksachen oftmals bei den Eingeborenen beliebt waren. Meine Diener waren instruirt, dieselben als Jagdfetische von mir zu verkaufen.

Im Allgemeinen waren auf der Reise von Mulemba nach Kimbundo die Lebensmittel ganz ausserordentlich knapp, besonders im Kalunda-Districte. Stellenweise waren die Eingeborenen nicht zu Hause, sondern nach Norden auf die Jagd gezogen, an anderen Orten waren aber einige der mir bekannten Dörfer vollständig demolirt oder verlassen. Die Häuptlinge unterliessen, mir Besuche zu machen, da sie voraussichtlich wussten, dass ich keine Waaren mehr besass um ihre Geschenke zu erwiedern. Im Kioko-Districte war fast nirgends das Gras der Campine abgebrannt, obgleich es überall vollständig trocken und eingeknickt war. Die Kioko lassen das trockene Gras möglichst lange stehen, um bei ihren grossen Jagden bessere Feuerbrände zu erzielen. Im Kioko-Lande begegneten uns oftmals in der Nähe der Dörfer Schaaren von Weibern, welche mit sehr grossen Fischkörben versehen, gemeinschaftlich auf Fischfang auszogen. In solchen Dörfern fehlten dann meistens die Weiber, welche uns Maniokmehl zum Verkauf hätten anbieten können.

Die Flüsse Luembe, Luaschimo, Tschikapa hatten, als ich sie auf der Rückreise passirte, so ziemlich dieselbe Tiefe, welche sie bei meiner Hinreise gehabt hatten. Der Kihumbo, welchen ich am 19. Juli überschritt, hatte nur 3—4 Fuss Wasser und konnte durchwatet werden.

Am 30. Juli erreichte ich Kimbundo, wo Herr Saturnino mich bereits erwartete und mich nach gewohnter Weise auf's Freundlichste empfing. Ich selbst war körperlich sehr leidend, erholte mich aber bei der mir durch Saturnino zu Theil werdenden Pflege sehr bald. Fuba, Fleisch, Ziegenmilch etc. gab es in Kim-

bundo für mich und die Träger in Hülle und Fülle. Auf Saturnino's Rath liess ich meinen Anzug am nächsten Tage verbrennen, da sich in dem wollenen Hemde, welches ich schon wochenlang mit mir umhergetragen hatte, Läuse angesammelt hatten, und mein Gastfreund versah mich mit neuen Kostümen. Ich, sowie mehrere meiner Träger, litten an Sarnas. Die Geschwüre der Leute wurden in kürzerer Zeit dadurch geheilt, dass Schweinefett mit Schwefelsublimat oder mit gestossenem Schiesspulver zu einer dicken Salbe vermischt, täglich mehrere Male auf die Wunden gestrichen wurde, während ich die meinigen erst nach vielen Wochen in Malange so ziemlich ganz heilen konnte.

Nachdem ich mich in Kimbundo vollständig von der Reise erholt hatte, und Herr Saturnino mich mit Tauschartikeln versehen und mir überdies seinen besten Reitochsen überlassen hatte, da in Folge von Erschöpfung einer meiner Ochsen in Kimbundo crepirt, und der andere sehr schwach war, brach ich am 24. August von Kimbundo auf. Ich hatte mich mit Saturnino verabredet, so langsam zu marschiren, dass er mich vor dem Quango-Fluss noch wieder einholen könne. Die Carawane des letzteren bestand aus circa 200 Trägern, welche mit Kautschuk, Wachs und Elfenbein beladen nach Malange bestimmt war. Da in einigen Dörfern, welche ich passirt hatte, nicht reichlich Lebensmittel vorhanden waren, so schickte ich einige Leute nach Kimbundo zurück an Saturnino mit der Weisung, dass ich vor dem Quango nicht auf ihn warten würde, sondern erst in Bungo in Kassange.

Nachdem wir eine Tagesreise hinter dem Quango bis zum Minungo-Dorfe Karimba die alte Route eingeschlagen hatten, erreichten wir nach vier starken Tagemärschen in nordwestlicher Richtung den Ort Bungo in Kassange, eine Ansiedelung des europäischen Händlers Kalado. Die Strasse durch Songo über Umballa war wegen Feindseligkeiten der Eingeborenen gesperrt. In Abwesenheit des Kalado nahm mich sein schwarzer Verwalter auf's Freundlichste auf.

Im Lande Kassange wohnen in verchiedenenen Ansiedelungen etwa 6 oder 8 Europäer. Dieselben treiben, neben ihrem Handel mit den Eingeborenen, etwas Viehzucht, so dass man in diesen europäischen Ansiedelungen überall Rindvieh, Ziegen und Schweine antrifft. In einigen Negerdörfern treiben die Eingeborenen ebenfalls Rindviehzucht und halten oft ziemlich ansehnliche Ziegenheerden. In der Ebene von Kassange, vorzugsweise am Fusse des Talla-Mongongo, wachsen hohe schlanke Palmen und, wenn auch nur vereinzelt stehend, Affenbrodbäume. Die Bangela sind in Folge ihres regen Verkehrs mit der naheliegenden Colonie

weit intelligenter als ihre Nachbarn; sie sprechen eine besondere Sprache und ihre Hütten erinnern oft an diejenigen der Kalunda, obgleich sie stets einen bedeutend höheren Eingang haben, so dass die Insassen wenigstens in gebückter Stellung aus- und eingehen können. Neben solchen primitiven Hütten sieht man indessen auch viele kleine Hütten in Form eines Hauses. Die Bangela kleiden sich im Allgemeinen nur mit Fazenda. Ihr Haupt lieben sie, besonders die Männer, dadurch zu schmücken, dass sie lange oder runde Streifen der Haupthaare stehen lassen, während der übrige Theil des Kopfes kahl rasirt ist, wodurch die verschiedensten Tonsuren entstehen. Bogen, Pfeil und Speere sind gegenwärtig nur noch ausnahmsweise im Gebrauch; der eingeborene Jäger in Kassange führt hingegen regelmässig eine Muskete. Die Kinder in Kassange gehören dem Vater (?). — Besonders zu bemerken ist, dass die Bangela's, entgegen den Sitten ihrer Nachbarn, mit Vorliebe das Fleisch von Hunden essen. In Kassange haftet der eine Carawanenführer nicht für die Vergehen des anderen. Die Häuptlinge im Lande ziehen im Allgemeinen den Branntwein allen übrigen kleinen Geschenken vor. Zaubereiverdächtigungen kommen in Kassange weit öfter vor, als in anderen Ländern. Als ich am Fusse des Gebirgspasses mein Lager aufgeschlagen hatte, besuchte mich ein Jago (Häuptling) nebst Gefolge, welcher als Zeuge von einem Giftprocesse zwischen zwei anderen Häuptlingen heimkehrte. Der Prozess war für seinen Verwandten, welcher Gift hatte geniessen müssen, günstig ausgefallen, so dass ich dem vergnügten Häuptlinge händeklatschend gratuliren konnte, als er mir das freudige Factum mittheilen liess.

Nachdem wir zwei Tage gerastet hatten, verliess ich Bungo. Leider war ich genöthigt, meinen letzten Reitochsen, welcher mich von Mussumba nach Kimbundo getragen hatte, tödten zu lassen, da das Thier vollständig erschöpft war und den Pass der Talla-Mangongo nicht mehr hätte passiren können. In einem Negerdorfe, zwei Tagereisen vor dem Gebirgspass, warnten uns die Einwohner, die Reise nach Sanza fortzusetzen, und gaben an, dass eine Rotte Songo-Neger aus dem benachbarten Songo-Lande gekommen sei, um meiner Carawane in den Wäldern des Gebirges aufzulauern, da die Masongo in Folge der oben erwähnten Saturnino'schen Affaire sich noch immer nicht beruhigt hätten. Dies Gerücht beruhte indessen, wie die meisten afrikanischen, auf Unwahrheit und Uebertreibungen. Ich hatte allerdings die Gewehre meiner Leute und alle meine eigenen schussfertig machen lassen; indessen ging die Passage des Gebirges ohne Zwischenfall vor sich.

Zu Anfang October befand ich mich wieder in Malange.



Der Erwähnung werth dürfte sein, dass während meiner Abwesenheit jener brasilianische Wurm (*Filaria medinensis*) von der Küste nach Malange eingeschleppt war, welcher sich unter die Haut der Füsse, namentlich unter die Nägel bohrt und dort seine Eier legt, so dass bösartige Wunden entstehen, wenn dieselben nicht rechtzeitig entfernt werden. In Ermangelung beizender Mittel genügt zur radikalen Kur, die Eier mit einem spitzen Instrumente aus der Haut zu entfernen und die Stelle mit Tabakslauge einige Male einzureiben.

Die beiden aus Mussumba mitgenommenen Hunde habe ich nicht zur Küste gebracht. Der männliche Hund verlor sich schon auf der Reise östlich vom Kassai. Die Hündin erblindete in Kimbundo. Obgleich meine Diener diesen Hund viel trugen, so wurde er allmälig so schwach, dass er nicht mehr gehen konnte und zwei Tagereisen hinter Bungo crepirte. Den Cadaver des Hundes verkauften die Diener an demselben Tage an einen Bangela für circa 2 Pfund Salz, obgleich der beliebte Braten nur aus Haut und Knochen bestand.

Erst drei Wochen nach meiner Ankunft erreichte Saturnino Malange, obgleich er drei Tage nach mir schon Kimbundo verlassen hatte. Derselbe versicherte, dass dies die schlechteste Reise gewesen wäre, welche er jemals gemacht habe. Er hatte für die vielen Menschen seiner Carawane nicht Lebensmittel genug auftreiben können, und in Folge von Hungersnoth waren ihm einige zwanzig Träger mit der Last entwischt. Ausserdem waren ihm seine drei Reitochsen in kurzer Zeit auf dem Marsche von Kimbundo bis zum Quango-Fluss crepirt. Nachdem ich im frohen Zusammensein als Gast der Herren Gebrüder Saturnino und Custodio de Sousa Machado noch einige Zeit in Malange verweilt hatte, trat ich die Reise nach Loanda und in die Heimath an.

Ich lasse hier, ausser den in meinem Tagebuche während der Hinreise nach Mussumba und während meines Aufenthaltes daselbst fast täglich verzeichneten Notizen über das Wetter, eine Anzahl Thermometer-Beobachtungen folgen, welche ich in Mussumba vom 2. bis 12. März und an einigen Tagen später auf der Rückreise angestellt habe.

	Tageszeit.	Stand des Thermometer. Cels.	Stand des Aneroïd.	Witterung.
In Mussumba:				
2. März	Nachmitt. 5 Uhr	25°		bei Gewitter mit Regen.
4. „	Morgens 9 „	20°		
4. „	Mittags 12 „	26°		
5. „	„ 12 „	24½°	1,6'7	
5. „	Nachmitt. 4 „	23°		bei Gewitter mit reichlich. Regen.
5. „	„ 5¾ „	19½°	6'7	nach Regen.
7. „	Mittags 12 „	28°	1,6'7	
8. „	„ 12 „	27°	1,6'7	
9. „	„ 12 „	26½°	1,6'7	
9. „	Nachmitt. 5 „	19½°	6'7	nach Gewitter mit Regen.
10. „	Mittags 12 „	29°	6'7	
10. „	Nachmitt. 5 „	22°	6'7½	nach Gewitter mit Regen.
11. „	Mittags 11 „	25½°	1,6'7	
11. „	Nachmitt. 4½ „	19°	6'7	nach Gewitter.
12. „	Mittags 12 „	31°	6'7	
12. „	Abends 6 „	23°	6'7½	
13. „	Mittags 12 „	29°	6'7	
13. „	Nachmitt. 2 „	30°	6'7½	bei Gewitter mit fein. Sonnenregen.
14. „	Mittags 11 „	22½°	1,6'7	
15. „	„ 11 „	21°	1,6'7	
16. „	„ 11 „	21½°	1,6'7	nach Gewitter mit Regen.
18. „	„ 12 „	25°		
19. „	„ 12 „	25½°	6'7	
20. „	Nachmitt. 5 „	21°	6'7½	nach Regen.
22. „	Morgens 10 „	24½°	6'7	nach Gewitter mit Regen.
22. „	Nachmitt. 3 „	24½°	6'7½	bei Gewitter mit kleinen Schauern.
22. „	Abends 6½ „	19½°	6'7	nach Regen.
23. „	Mittags 11 „	21½°	6'7	nach Regen.
24. „	„ 11 „	23½°	6'7	
25. „	„ 12 „	25°	6'7	
29. „	„ 12 „	27½°	6'7	
31. „	„ 12 „	28°		
1. April	„ 12 „	28½°		
1. „	Nachmitt. 5 „	19½°		nach Gewitter mit Regen.
2. „	Mittags 12 „	25½°	1,6'7	
3. „	Nachmitt. 3 „	20°		nach Gewitter mit Regen.
7. „	Mittags 12 „	26°		
7. „	Nachmitt. 4 „	20°		nach Gewittersturm.

	Tageszeit.	Stand des		Witterung.
		Thermometer. Cels.	Aneroïd.	
In Mussumba:				
7. April	Abends 6 Uhr	19°		
9. „	Morgens 5 „	18½°		
9. „	Mittags 12 „	26½°		
9. „	Nachmitt. 3¾ „	20°		nach Gewittersturm.
11. „	Mittags 12 „	26½°		
12. „	„ 11 „	23¼°	6'7	nach Regen.
12. „	Nachmitt. 4½ „	20°		nach Regen.
In Himbue:				
28. April	Mittags 1 „	28°	6'6½	
29. „	Morgens 6 „	15°	½6'6	
Im Lager auf dem Plateau des Lulua-Gebirges:				
29. April	Nachmitt. 3 „	26°	6'6½	
29. „	„ 5 „	21½°	6'6	
Im Lager am Ufer des Lulua:				
1. Mai	Morgens 6 „	15°	6'6	
Am Ufer des Lulua in Kadinga:				
10. Mai	Abends 6 „	21°	1,6'7	
In Chana Bukkanda am Lulua:				
10. Juni	Morgens 6½ „	12½°		
10. „	Mittags 12 „	25°		
10. „	Abends 7 „	15°		

V. Theil.

ANHANG.

Geschichte der Entstehung des Reiches Muata Jamwo's und des Reiches Kasembe.

Die Geschichte dieser beiden Reiche entlehne ich den Erzählungen des alten Deserra in Mussumba, welcher vorgab, dass der verstorbene Muata Jamwo, mit dem er auf freundschaftlichem Fusse gestanden, besonders gern die Gelegenheit benutzt hätte, ihm die Entstehung seines Reiches zu erzählen.

1. Oestlich von Mussumba, zwischen den Flüssen Lubilasch und Lualaba, wohnte der grosse Häuptling Tombo-Mokulo. Dieser hatte vier Söhne, von denen der erste Kanjika, der zweite Kassongo-Nomuimbo, der dritte Kibinda-Illunga und der vierte Maju hiess. Der Kanjika führte den Titel und die Würde eines Ministers und hiess als solcher Mona Auta, d. h. erster Sohn des Staates. Der zweite führte den Beinamen Chana-Mulopo, d. h. zweiter Sohn des Staats, der vierte Sohn hiess Mona-Kallala, d. h. Sohn der Waffen. Der dritte Sohn, Kibinda-(Jäger) Illunga, hatte weder Titel, noch Würden, sondern führte ein freies, ungebundenes Jägerleben. Da nun der Tombo-Mokulo lange lebte und die Söhne alt wurden, so gingen Kanjika und Maju nach Norden, eroberten dort Land und gründeten das jetzige Reich des grossen Häuptlings Kanjika. Wahrscheinlich steht das Land Maju nördlich von Kimbundo auch in Verbindung mit diesem Häuptling Maju.

In Lunda, am Flusse Kalangi, wohnte der Häuptling Jamwo mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sein Volk war nur schwach und ungeschickt; er selbst aber verstand es, Wein aus der Bourdão-Palme zu bereiten und Kikanga's (Strohmatten) zu flechten. Die erste dieser Künste trieb er zum Aerger seiner beiden Söhne für sich allein. Als er nun eines Tages eine Kikanga flocht, hatte er einen Topf mit Wasser vor sich, welches zum Flechten nothwendig ist. Die beiden Söhne erschienen und glaubten, der Vater habe Wein vor sich, denn es hatte geregnet, und das Wasser erschien ihnen etwas trübe. Der Vater gab auf Wunsch den Söhnen den

vermeintlichen Wein. Als diese aber sich getäuscht und vom Vater betrogen sahen, geriethen sie in Zorn und entzweiten sich derartig mit dem Vater, dass sie aus Furcht vor Strafe entflohen. Der Vater verstiess in Folge dessen die Söhne und übergab seiner Tochter, zum Zeichen, dass sie nach ihm den Staat regieren sollte, den Lukano: ein Armband, welches aus einer Kupferspange besteht, die ganz dick mit Sehnen vom Elephanten, oder auch wohl mit der Haut dieses Thieres derartig umwunden ist, dass es einer kleinen runden Wurst gleicht.

Nachdem der alte Jamwo gestorben war, übernahm die noch unverheirathete Prinzessin die Regierung. Als eine Jagdexpedition dieser Fürstin zwischen dem Kalangi und Lubilasch-Flusse jagte und dort mit dem dritten Sohne Tombo Mokulo's, dem Kibinda-Illunga zusammentraf und der Kibinda wegen seiner Gewandtheit als Jäger den Lunda-Leuten auffiel, so beredeten letztere den Sohn des Häuptlings, mit ihnen zu ihrer Königin zu kommen, worauf er sie dann heirathete und unter dem Namen Jamwo die Leitung des Staates übernahm. Kibinda führte als Häuptling Jamwo viele glückliche Kriege mit anderen Häuptlingen im Lunda-Lande und eroberte deren Länder, und seine Leute nannten ihn jetzt Muata Jamwo, d. h. grosser Vater Jamwo. Aus diesem Muata Jamwo ist der jetzt im Lunda-Reiche gebräuchliche Name „Matiamwo“ entstanden, indem die Kalunda die beiden Namen in ein Wort zusammenziehen. Ein Häuptling des Lunda-Reiches, welcher sich nicht unterjochen lassen wollte, floh mit seinen Leuten westlich vom Quango-Fluss in das Gebiet der Europäer. Als die portugiesische Regierung in Fehde mit der Königin Ginja am Quanza-Fluss lag, bat dieser geflüchtete Häuptling, Namens Kinguri, die Regierung, ihm Land zur Niederlassung zu geben, und die Regierung wies dem Kinguri für sich und seine Leute das jetzige Kassange-Land als Andsiedelungsort an.

---

2. Da in dem Lunda-Reiche wenig Salz war, so schickte ein seiner Zeit regierender Muata Jamwo eine grosse Expedition östlich von seinem Lager, um Salz zu suchen. Die Expedition, welche von vielen Grossen geführt wurde, entdeckte in östlicher Richtung nach langem Reisen eine bewohnte Gegend, wo reichlich Salz vorhanden war. Unterwegs, auf der Rückreise, beriethen sich die Kilolo's, wie die Grossen hier genannt werden, ihrem Herrscher nichts von ihrem Funde zu sagen, denn ihr Heimathsland war das fruchtbarste und schönste, was sie gesehen hatten, und sie fürchteten, dass Muata Jamwo sein Lager ändern könnte, um sich dort anzusiedeln, sobald sie ihm den Salzfund mittheilten. Als sie zurück-

kamen, belogen sie ihren Herrn und gaben an, kein Salz gefunden zu haben. Ein Sklave aber, welcher die Expedition mitgemacht hatte, verrieth die Kilolo's und theilte dem Muata Jamwo den Fund mit. Zur Belohnung machte Muata Jamwo den Sklaven zum Kilolo und Häuptling des zu erobernden Salzgebietes. Derselbe wurde mit der Führung einer grossen bewaffneten Macht betraut, eroberte das Land und liess sich dort als ein dem Muata Jamwo tributärer Häuptling nieder. (Der jetzige grosse Häuptling Muata Kasembe schickte, nachdem er seit drei Jahren keinen Tribut bezahlt hatte, im December 1875 eine Carawane mit Sklaven, Salz und Kupfer nach Mussumba. In dem Orte Kasembe hatte im letzten Jahre ein Raubthier wiederholt Schaden angerichtet und Menschen zerrissen. Die Wahrsager des Ortes hatten angegeben, dass das Raubthier den Ungehorsam des Kasembe-Häuptlings gegen Muata Jamwo zu bestrafen hätte. Aus diesem Grunde erschien die gedachte Carawane in Mussumba).

Das Reich und der Hof des Muata Jamwo.

Das Lunda-Reich ist in mehrere grosse und kleine Gebiete getheilt, über welche mehr oder minder mächtige Häuptlinge, Muata's, Mona's und Muene's genannt, herrschen. Dieselben sind insgesammt dem Oberhäuptling von Lunda unterthänig, so dass die ganze Organisation mit derjenigen eines mittelalterlichen Lehnstaates verglichen werden kann. Muata Jamwo ist Alleinherrscher im Lande und hat das Recht, jene Gebiete nach Belieben zu verleihen und Häuptlinge ab- und einzusetzen. Diese müssen ihm Tribut zahlen, bei vorkommenden Kriegen Hülfstruppen stellen und überhaupt jeder Aufforderung ihres Lehnsherrn unverzüglich Folge leisten, während sie selbst wieder auf die Abgaben der Unterhäuptlinge in ihrem Distrikte angewiesen sind. Solche Abgaben sind nicht fest vorgeschrieben, sondern ein jeder Insasse seines Dorfes giebt soviel, als er kann, z. B. das Viertel eines erlegten Stück Wildes oder den Stosszahn eines Elephanten, Löwen- oder Leopardenfelle, Lebensmittel u. s. w. Ausserdem pflegt die Dorfgemeinde Frohndienste zu leisten, indem sie ihrem Häuptling bei Neubauten oder Reparaturen seiner Häuser, sowie bei Pflanzungen hilft. Ebensowenig bestehen feste Satzungen darüber, in welcher Form und zu welcher Zeit die Oberhäuptlinge ihren Tribut an den Muata Jamwo abzuführen haben, wie man denn überhaupt von keinem bestimmten Rechts- oder Gesetzesprincip ausgehen darf und kann, wenn man



von der Organisation einer Negergemeinde im Grossen oder Kleinen spricht. Wenn man auch immerhin ein Analogon mit europäischen Verhältnissen statuiren kann, so ist beim Neger doch nur von einem Gewohnheitsrechte die Rede, das unter Umständen nicht genau innegehalten wird. Die Insassen eines Dorfes nennen sich für gewöhnlich die Kinder ihres Häuptlings, und dem entsprechend ist das gegenseitige Verhältniss auch durchaus ein patriarchalisches.

Für gewöhnlich kann man annehmen, dass die grossen Häuptlinge alljährlich ihre Tributcarawanen nach Mussumba zu schicken verpflichtet sind. Dieselben brechen zu verschiedenen Zeiten, meistentheils aber in der trockenen Zeit oder bei Anfang der kleinen Regen, auf, um vor Beginn der grossen Regenzeit die Hauptstadt zu erreichen. Kleinere Häuptlinge in der Nähe der Residenz pflegen alljährlich mehrere Male Tributsendungen zu machen, da sie einer strengeren Controle und eventuell Strafen ausgesetzt sind. Entfernter wohnende pflegen säumiger zu sein, sagen sich auch unter Umständen, auf ihre Macht oder weite Entfernung von der Hauptstadt trotzend, wohl ganz von ihren Pflichten los. Die Form des Tributs richtet sich nach den Producten des betreffenden Landes. Manche Gebiete bringen Elfenbein, andere, wie Kasembe, Salz oder Kupfer, der Norden des Reiches Flechtwaaren aus Stroh, wieder andere Carawanen bringen Thierfelle und Sklaven und die der Küste näher wohnenden Häuptlinge auch wohl einmal Pulver und Fazenda.

So lange ein Häuptling lehnstreu ist, kümmert sich der Muata Jamwo wenig oder gar nicht um die Angelegenheiten seines Landes und lässt ihn nach Belieben schalten. So haben die verschiedenen Volksstämme des Lunda-Reiches verschiedene Sitten und Gebräuche, und die Besetzung der Häuptlingsstellen findet nach Gewohnheitsrecht und ohne Einmischung des Lehnsherrn statt. In einem Kioko-Districte z. B. succedirt der Sohn der ältesten Schwester des verstorbenen Häuptlings, während in einem Kalunda-Districte der älteste Sohn seinem Vater auf den Thron folgt.

Der Oberkönig oder Muata Jamwo ist von einem Anhange der grössten Würdenträger des Staats, sowie von einer Anzahl reicher, freier Neger, den sogenannten Kilolo's, umgeben. Die oberste Würdenträgerin ist die jedesmalige Lukokescha, eine unverheirathete Dame, welche, so lange das Lunda-Reich schon besteht, unumschränkt und tributfrei neben dem Muata Jamwo regiert. Sie gilt als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Familien und hat bei der Neuwahl eines solchen zu entscheiden. Auch hat sie ihren besonderen Hof und regiert über einzelne Dörfer und Districte, welche nur ihr allein tributär sind. Ihr am Range zunächst stehen die Kannapumba's, d. h. diejenigen Kilolo's, welche Räthe des Königs sind. Vier von

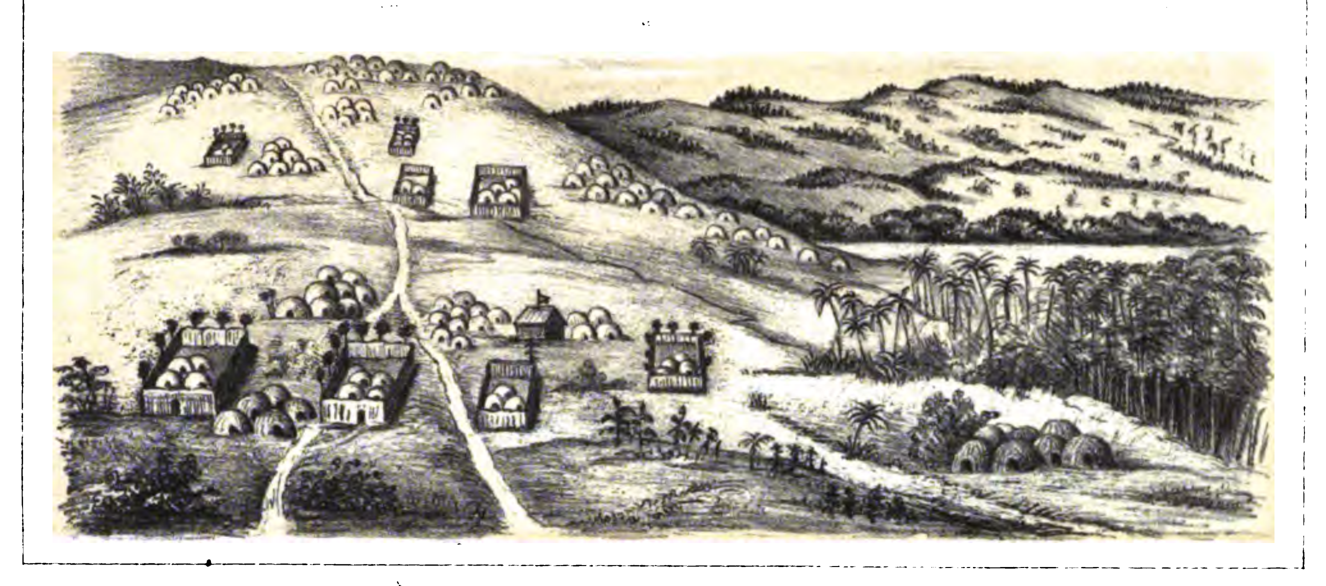
ihnen haben bei Todesfällen den neuen Muata Jamwo sowohl, wie die neue Lukokescha zu wählen; es sind:

1. Mona Auta, der erste Sohn des Staates;
2. Chana Mulopo, der zweite Sohn;
3. Mona Kalala, der Sohn der Waffen;
4. Muari Vaueji, der Koch des Staates.

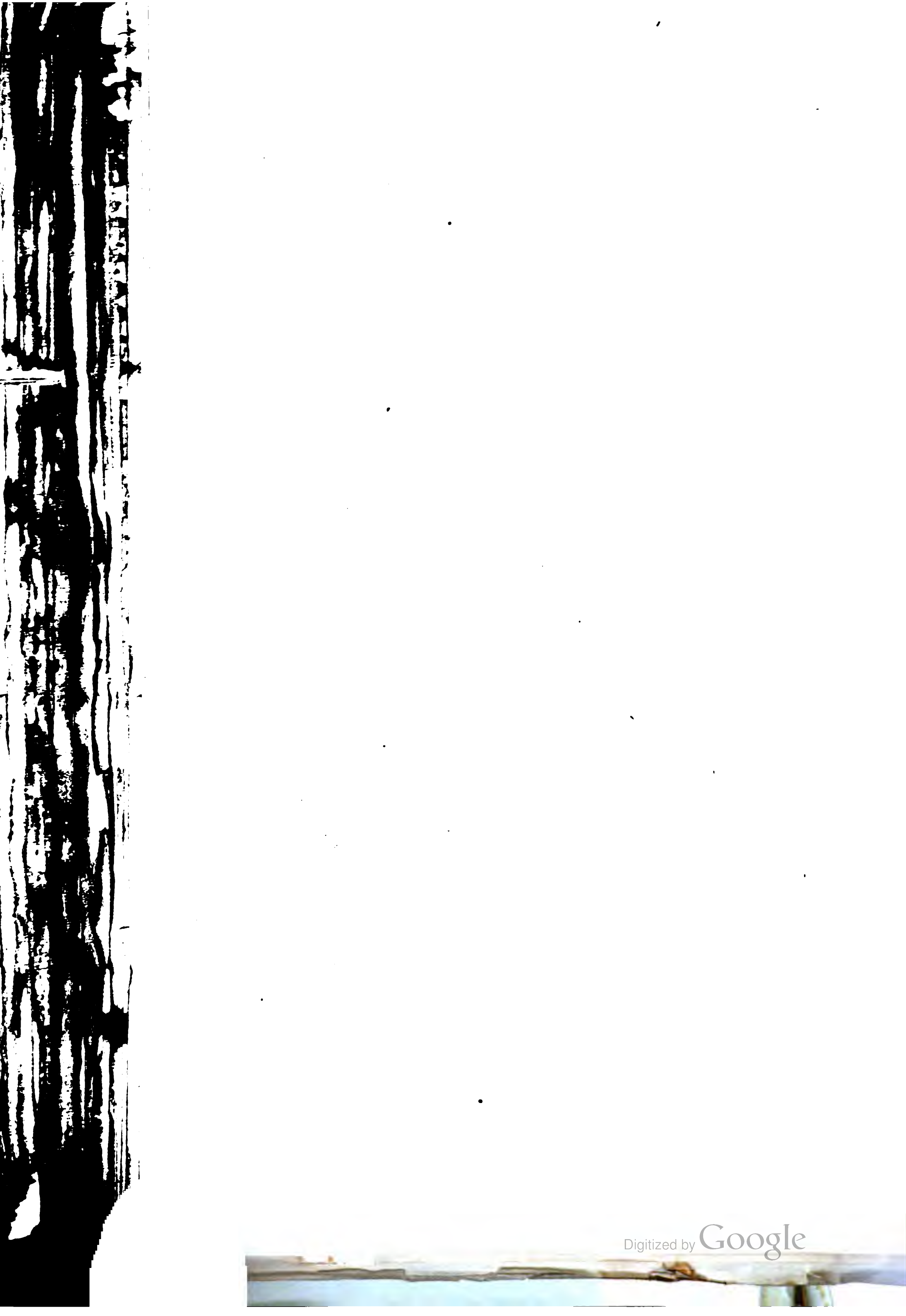
Ausserdem hat der König noch besondere Minister, welche gleichfalls Kannapumba's heissen, aber einen niedrigeren Rang bekleiden und nur in unwichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt werden. Die übrigen Kilolo's oder Grossen, welche in Mussumba wohnen, werden vom Könige oder von der Lukokescha als Abgesandte und Executivbeamte (Kaquata's), als Anführer von Jagdexpeditionen auf Elephanten (Kibinda's), oder als Districtshäuptlinge (Mona's oder Muene's) verwendet. Viele der Kilolo's, und namentlich die ersten Kannapumba's, sind vom Könige mit Districten belehnt, auch wenn sie in Mussumba selbst wohnen.

Sobald ein Muata Jamwo gestorben ist, wählen die oben genannten vier obersten Räthe seinen Nachfolger, welcher vor seiner Thronbesteigung die Zustimmung der Lukokescha, in deren Hand mithin die Entscheidung liegt, einzuholen hat. Der neue Muata Jamwo muss stets der Sohn eines solchen, und zwar von einer seiner beiden Hauptweiber, der Amari oder der Temena sein. Ebenso wird eine neue Lukokescha von denselben vier Räthen gewählt und müssen dieselben den Muata Jamwo um seine Einwilligung bitten. Auch sie muss die Tochter eines Muata Jamwo von einer der beiden Hauptweiber sein. Die Zahl jener vier Räthe ergänzt der König, ist aber daran gebunden, dass nur der Sohn eines früheren Kannapumba und einer seiner freien Frauen wählbar ist. Auch der Kilolo wird vom Könige gewählt, so dass die Söhne der Kilolo's und ihrer freien Frauen nur gewöhnliche freie Neger sind. Die Söhne des Muata Jamwo und seiner freien Frauen sind jedoch ipso jure Kilolo's.

Die Haupt- und Residenzstadt von Lunda ist Mussumba, d. h. „Grosses Lager". Dasselbe wechselt seine Lage bei jeder neuen Thronbesteigung, da nach dem Tode jedes Königs die alte Kipanga (Umzäunung) demolirt und weiterhin eine neue angelegt wird. Daher die verschiedenen Namen und die wechselnde Lage der Hauptstadt des Reiches Kabebe z. B. Lumbatta, Quizememe u. s. w. Doch befinden sich diese Residenzen alle in der sehr fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa, und zwar meistens nicht zu weit von ersterem, weil der erste der 13 bisherigen Muata Jamwo's unweit östlich von demselben wohnte, und diese Stelle gewissermassen heilig ist. Etwas nördlicher am Ostufer des Flusses befindet sich ferner der Begräbnissplatz sämmtlicher verstorbenen



Südliche Vorstadt von Mussumba
nebst Lager des Reisenden

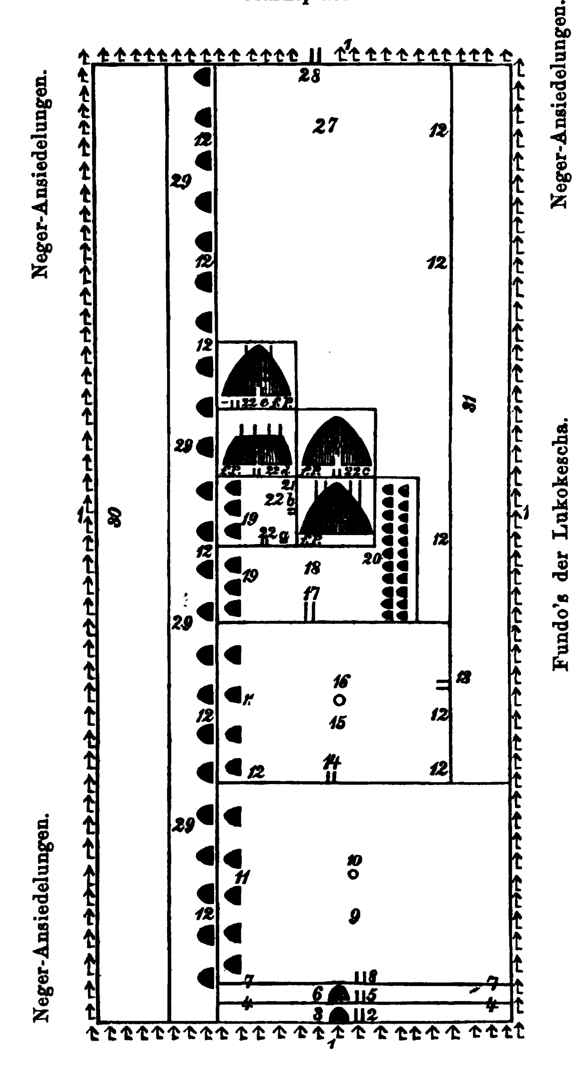


Oberkönige, „Enzai“ genannt, von dessen Nähe ihre Nachfolger bei der Wahl ihres Mussumba stets angezogen wurden. Letzteres ist ihnen leicht gemacht, da die durchweg fruchtbare Ebene reichlich von Bächen bewässert ist, welche kühles und gesundes Trinkwasser liefern.

Das jetzige Mussumba, 1¼ Meilen südlich von Enzai gelegen, heisst Quizememe oder Kauilla, und ist etwa eine halbe deutsche Meile lang. Sein südliches Ende besteht aus einzelnen, zerstreut liegenden Gehöften, welche vielfach mit einem 5 bis 6 Fuss hohen Zaune eingefriedigt sind und zu beiden Seiten eines 3—4 Fuss breiten Steiges liegen. Derselbe läuft in grader Linie von Süden nach Norden, wird etwa 10 Minuten vor der Wohnung des Muata Jamwo so breit, wie eine gewöhnliche Chaussee und wird mit der Hacke rein gehalten. Immer dichter drängen sich die Gehöfte und Hütten aneinander bis kurz vor einem 200 Schritt in Quadrat haltenden, freien Platze, hinter welchem die königliche Behausung liegt. Dieselbe ist mit einem 10 Fuss hohen, sehr dichten und sauber geflochtenen Zaune, welcher von Süden nach Norden etwa 500 Schritte und von Osten nach Westen deren 250 misst, eingefriedigt*). An der Westseite in diesem abgeschlossenem Viereck liegt die Wohnung des Hauptweibes, der Amari; ihr gegenüber an der Ostseite diejenige der Temena, beide durch 10 Fuss hohe Zäune abgeschlossen. In der Mitte liegen einzelne grosse, viereckige, eingefriedigte, freie Plätze, in denen Holzgerüste aufgestellt sind, welche, ähnlich dem auf S. 155 abgebildeten Fetisch, roh aus Holz geschnitzte Menschenköpfe als Fetische tragen. Dahinter befinden sich dann die einzelnen Hütten des Herrschers, jede wieder besonders eingefriedigt. Dieselben sind sämmtlich sehr gross und hoch und einzelne darunter mit 2—3 Fuss hohen Thürmen aus Stroh verziert. Ihr Eingang ist aber ebenso niedrig, wie bei der Hütte des gemeinen Kalunda-Negers, so dass man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann. Zu beiden Seiten dieser königlichen Hütten laufen lange Corridore, parallel mit den Einfriedigungen, worin auf der Westseite einzelne Kilolo's mit ihren Sklaven wohnen, um gleichsam Kammerherrendienste zu versehen, während auf der Ostseite die Sklavenweiber des Königs, jede in ihrer eigenen Hütte, hausen.

Die Kipanga Muata Jamwo's ist ein wahres Labyrinth, so dass eine Orientirung in derselben ohne Plan fast unmöglich ist. Die

*) Als Zaunpfähle, welche 15—20 Schritt von einander entfernt stehen, dienen hier, wie bei vielen Umzäunungen der Grossen in Mussumba, lebende Bäume, welche so, wie bei uns etwa junge Weiden gepflanzt werden, indem sie als abgehauene Zweige einfach zur Regenzeit in die Erde gesteckt werden. Sie treiben alsbald Blätter und Aeste und wachsen zu ziemlich ansehnlichen, schattenreichen Bäumen. Man findet im Lande der Kalunda immer ein und dieselbe Baumart zu diesen Zwecken angepflanzt.



1. Umzäunung von Bäumen 10' hoch.
2. Thür aus Palmzweigen 8' h. 5' br.
3. Fundo des ersten Wächters.
4. Umzäunung 10' hoch.
5. Offener Eingang.
6. Fundo d. zweiten Wächters.
7. Umzäunung 10' hoch.
8. Eingang zum Platz 9.
9. Freier Platz.
10. Fetisch.
11. Sklavenwohnungen.
12. Zaun 10' hoch.
13. 14. Eingänge z. Platz 15.
15. Freier Platz.
16. Fetisch.
17. Eingang zum Platz 18.
18. Freier Platz.
19. Fundo's der Kilolo's.
20. Hütten der Sklavenweiber.
21. Umzäunung 10' hoch.
23—26. Grosse Fundo's d. Herrschers mit niedrigen Eingängen (22 a—e).
27. Platz, für mich unzugänglich.
28. Ausgang zum Marktplatz.
29. Corridor mit Sklavenhütten.
30. Fundo's d. Amari.
31. desgl. d. Temena.

jetzige Kipanga war noch nicht ganz fertig, da noch an dem Bau einiger Fundo's gearbeitet wurde. Der öffentliche Ein- und Ausgang liegt am Südende und besteht in einer 8 Fuss hohen und 5 Fuss breiten Thür, welche aus den Zweigen der Bourdão-Palme errichtet ist; über der Thüre hängt ein Reisigbündel, und zu beiden Seiten liegen oder hängen an der Mauer etwa 100 bis 200 Menschenschädel. Zwei Wächter stehen hier Posten, um den Besuch einzulassen oder zurückzuweisen. Auch an der Nordseite befindet sich ein Thor, welches aber nur für den König und sein Gefolge bestimmt ist. Davor liegt ebenfalls ein grosser freier Platz, welcher zur Abhaltung von Märkten und zur Vollstreckung von Hinrichtungen benutzt wird, während der südliche zu Volksversammlungen und Tanzvergnügungen dient.

Unmittelbar neben der Kipanga des Königs führen von Süden nach Norden zu beiden Seiten derselben breite Wege entlang. Oestlich davon liegen dicht am Wege die Wohnung der Lukokescha, westlich Negeransiedelungen. Jenseit des freien Platzes, am Nordende der Kipanga, läuft der breite Weg zwischen dichtstehenden Wohnungen des Volkes weiter, welche nach etwa 600—800 Schritten aufhören. Der Weg geht noch 10 Minuten lang weiter gerade auf eine zweite Ansiedelung der Lukokescha zu. Wieder 10 Minuten nördlicher beginnen die Uferwälder des Kalangi-Stromes.

Die Einwohnerzahl Mussumba's mag hochgeschätzt 8000—10000 Seelen betragen, welche nicht allein in unmittelbarer Nähe der Kipanga des Muata Jamwo und des breiten Weges, sondern oft ¼ Meile und noch weiter vom Centrum zerstreut sich niedergelassen hat.

Muata Jamwo ist Autokrat und Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen, mit Ausnahme der Lukokescha. Der Herrscher ist stets von einer Anzahl Kilolo's zu seinem Schutze umgeben, welche gleichzeitig darauf zu achten haben, dass er sich nicht berausche und nicht rauche*). Dagegen darf Niemand dem Essen oder Trinken des Herrschers beiwohnen, und derjenige Unterthan, welcher unvorsichtiger Weise den Monarchen bei dieser Beschäftigung überraschte, würde unbedingt mit dem Tode bestraft werden. Der Muata Jamwo hat seine eigenen Köchinnen, seine eigenen Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler, seine bestimmten Adjutanten und Diener, seine eigenen Musiker und seinen bestimmten Scharfrichter etc.**).

---

*) Solche Vorsichtsmassregeln werden beobachtet, um Grausamkeiten, möglicherweise verursacht durch einen unzurechnungsfähigen Zustand des Herrschers, zu verhüten.

**) Letzterer befand sich oft im Gefolge des Herrschers um eventuellen Befehlen unverzüglich Folge zu leisten. Derselbe fiel mir durch einen Schnurrbart auf, welchen ich sonst bei keinem Eingeborenen in Mussumba gesehen habe.

Wenn Muata Jamwo seine Kipanga verlässt, wird er in einer Tipoya getragen, oder er reitet auf dem Nacken eines Sklaven.

Bei wichtigen Ereignissen oder Plänen hat Muata Jamwo gewohnheitsrechtlich die Lukokescha und die obersten vier Räthe des Staates zu fragen; bei unwichtigen Dingen pflegt er sich gewöhnlich mit zwei untergeordneten Kannapumba's, seinen Ministern, zu berathen. Ausserdem ist bei Volksversammlungen jeder Kilolo berechtigt, seine Ansicht auszusprechen, und diese Formen werden von den Oberkönigen meistens mit grosser Pietät innegehalten, da es ihnen im Interesse ihrer Popularität sehr daran liegen muss, das alte, gleichsam heilige Herkommen zu wahren. Ihre Staatsgeschäfte betreffen in erster Linie das Wohl und Wehe von Mussumba, Verhütungen des Fetisches oder der Zauberei, Aufsicht über die guten Sitten der verheiratheten Frauen, die Bestrafung von Fehltritten, Diebstählen u. s. w. Sonst drehen sie sich um Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden, um Schutz von Handelscarawanen und Absendung eigener Carawanen nach Kimbundo und Kassange, jenseit des Quango behufs Eintausch von Waaren.

Was die äusseren Angelegenheiten anlangt, so stehen in vorderster Reihe die Expeditionen, welche in einer Stärke von 200 bis 400 Bewaffneten, meistens Söhnen Freier und Sklaven von Mussumba, dorthin ausgeschickt werden, wo zwischen den Flüssen Kalangi und Lulua der Kannibalenstamm der Kauanda wohnt. Unter Anführung eines Grossen und zum Theil mit Feuerschlossgewehren bewaffnet, während die Mehrzahl nur Speer, Bogen und Pfeile führt, versuchen sie im Kauanda-Lande Menschen und Vieh zu rauben. Solchen Räuberbanden kommt der Umstand zur Hülfe, dass der Muata Jamwo selbst bei seinen Feinden in der Nähe Mussumba's für unbesiegbar und heilig gilt, so dass schon das Erscheinen seiner Soldaten eine Panik hervorruft. Der Süden von Kauanda, bis ca. 4 Tagereisen von Mussumba entfernt, hat sich denn auch dem Muata Jamwo unterworfen und zahlt Tribut, während der Norden jenseit des Einflusses. des Luisa in den Lulua als wirkliches Feindesland betrachtet wird.

Was die Sklaven des Herrschers bei solchen Zügen erbeuten, gehört diesem; ebenso die Hälfte der von anderen Soldaten gemachten Gefangenen. Sein Vorgänger war dagegen bescheidener und begnügte sich mit 30 Procent der Beute. Solche Expeditionen sind wohl fortwährend im Gange, während der Herrscher in eigener Person jährlich nur einmal, und zwar in der trockenen Zeit, nachdem das hohe Gras abgebrannt ist, also etwa im Juni, einen Raub- und Kriegszug zu unternehmen pflegt. Ein solcher wird mit grossem Pompe ausgerüstet. Zuerst verkündet der Muata Jamwo in einer grossen Volksversammlung seinen Willen und zieht dann in Begleitung der Lukokescha, aller Grossen des Reiches und seines Skla-

vengefolges aus, und zwar, ebenso wie die Lukokescha und die Grossen, in einer Tipoya sich tragen lassend. Da solche Züge, wie ich erfahren habe, nur 8—14 Tage dauern, so lässt sich annehmen, dass er sich nicht weit von Mussumba entfernt und wahrscheinlich in dem ihm tributären und noch bewohnten südlichen Theile des Kauanda-Landes raubt. In früheren Zeiten dagegen sollen die Muata Jamwo's wirklich grosse Kriege geführt haben, und zwar mit dem etwa 20 Tagereisen nordöstlich von Mussumba wohnenden Häuptling Muata Kanjika. Nachdem aber der Kampf am Lubilasch-Flusse jahrelang getobt hatte, und in einem Jahre ein Muata Kanjika, im folgenden aber ein Muata Jamwo gefallen war, schlossen beide Häuptlinge miteinander Frieden und leben nun in guten Beziehungen.

Sobald Handelscarawanen in Mussumba liegen, so stehen dieselben unter dem Schutze, nicht aber unter den strengen Gesetzen des Landes, und erhalten vom Muata Jamwo und der Lukokescha Lebensmittel geliefert. Bei Streitigkeiten zwischen denselben und den Eingeborenen pflegt der König für erstere Partei zu nehmen. Er bestimmt meistens den Ort, wo solche Carawane in Mussumba ihr Lager aufzuschlagen hat, und nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubniss darf sie dasselbe wieder verlassen, wie denn er sowohl als die Grossen Mussumba's sich alle Mühe geben, Handelscarawanen an sich zu ziehen. Ausserdem rüstet er eigene Carawanen aus und sendet sie unter Anführung eines Kaquata meistens nach Kimbundo, um dort europäische Waaren einzutauschen. Diese Züge sowohl, wie auch jene, welche zur Bestrafung von kleinen Häuptlingen abgeschickt werden, müssen von jeder Dorfgemeinde aufgenommen und frei verpflegt werden, ein Privilegium, welches die Kaquata's regelmässig missbrauchen, namentlich in den Gebieten, wo ihres Königs Macht noch besonders respectirt wird. In kleineren Dörfern pflegen diese Kaquata's geradezu zu plündern und zu rauben, und wenn ein Reisender das Unglück hat, unmittelbar hinter einem solchen herzuziehen, so stösst er oft auf leere Dörfer, da die Insassen derselben sich meist geflüchtet haben.

Diejenigen Kaquata's, welche oft auf weite Entfernungen von Mussumba entsandt werden, um Häuptlinge zu strafen, haben regelmässig den Auftrag, dieselben hinzurichten, und wenn sie auch nur eine kleine und schlecht bewaffnete Schaar bei sich haben, so erreichen sie doch gewöhnlich ihr Ziel, da der Nimbus des Muata Jamwo auch sie als seine Abgesandten umgiebt. Westlich vom Kassai-Strom hört derselbe jedoch auf. Dabei betrügen die Kaquata's, namentlich die nach Kimbundo geschickten, ihren Herrn regelmässig und gehen oft mit dem ganzen ihnen anvertrauten Vorrath von Elfenbein und Sklaven auf Nimmerwiedersehen durch.

Liegt ein Muata Jamwo in den letzten Zügen, so versammeln sich die obersten vier Räthe in der Kipanga, während das Volk aufgefordert wird, durch Fetischceremonien die bösen Geister vom Lager des kranken Herrschers zu verscheuchen. Dann begiebt sich der designirte Nachfolger, über dessen Person die Lukokescha und der Kronrath oft schon mehrere Jahre früher sich geeinigt haben, in Gesellschaft der Räthe in die Wohnung der Lukokescha, um ihre endgültige Zustimmung einzuholen. Ist der Tod erfolgt, so ertönt zum Zeichen dessen die Mullanque: zwei eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Instrumente, welche gegeneinander geschlagen werden. Schon am folgenden Morgen wird die von den Kannapumba's reich mit Fazenda, Perlen und anderem Schmuck verzierte Leiche in sitzender Stellung, als wäre noch Leben in ihr, und auf der gewöhnlichen Tipoya nach dem Ostufer des Kallangi, dem Orte, wo der Erste der Dynastie einst gewohnt hat, geschafft. Neben der Leiche sitzt, um sie zu halten, ein Kannapumba, und der Zug verlässt die Kipanga durch eine geheime Thür. Inzwischen wird der neue Herrrscher von den Kannapumba's feierlich mit den Insignien des Staates angethan, welche im Besitze der Muata Jamwo's und der Lukokescha sich vererben. Dieselben bestehen aus dem Lukano *), einem Armband aus Elephantensehnen; der Krinda-Tschinga, einem Brustschmuck von Perlen und Metall; der Sala-Kalongo, einem grossen Federbusch aus rothen Papageifedern hergestellt; der Lubembo, einem sichelartigen Scepter von Eisen, und der Lukonso, einem Teppich.

Sobald die Leiche auf die Strasse gelangt ist, wird sie, umgeben von einem grossen Gefolge, an dessen Spitze der neue Herrscher und seine Räthe sich befinden, an den Fluss Kalangi gebracht und bleibt dort einige Zeit, während das Gefolge allerlei Ceremonien verrichtet und die Fetischpriester thätig sind. Erst dann wird sie nach Enzai (s. oben S. 229) geschafft, während der neue Herrscher mit einem Kannapumba und seinen Sklaven am Kalangi zurückbleibt und dort eine Nacht im Freien campiren muss. Erst am nächsten Tage lässt er sich Hütten errichten, um alle acht Tage in der Abgeschiedenheit seinen Vorgänger zu betrauern und mancherlei Gebräuche zu beobachten. Unter andern entzündet er durch Reiben von Holzstücken neues Feuer, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage erst wird er von der Lukokescha und dem Rathė nach Mussumba abgeholt, wo inzwischen die alte

*) Der Lukano ist ein Orden, welchen Muata Jamwo an grosse Häuptlinge verleiht, so dass ihn nicht ein jeder Grosse tragen darf. Die Lukokescha ist als Königin die einzige Dame in Mussumba, welche ihn tragen darf.

königliche Kipanga niedergebrannt und eine neue interimistische errichtet worden ist. In Enzai angelangt, wird die Leiche in sitzender Stellung in eine schmale, viereckige Grube gelegt, diese mit einem Deckel aus den Zweigen der Bourdão-Palme bedeckt und darauf Erde geschüttet. Während der Beisetzung wird am Eingange des Heiligthums je ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen mit dem Schwerdte hingerichtet. Sämmtliche zwölf bis jetzt verstorbenen Muata Jamwo's liegen hier neben einander in der Peripherie eines Kreises.

Der jetzige Muata Jamwo ist im Mai 1874 auf den Thron gekommen, nachdem er vorher abwechselnd in Tenga und Mulemba am Kassai als Mona-Chanama gewohnt hatte. Obgleich vom Volke der sehr beliebte, älteste Sohn des verstorbenen Muata Jamwo, Namens „Umballo", als Thronfolger gewünscht wurde, so wählte der Rath und die Lukokescha dennoch den Chanama, und liess denselben durch eine grosse Expedition nach Mussumba holen, weil Chanama fortwährend mit Mussumba in Fehde lag und die von Süden und Westen nach Mussumba bestimmten Handelscarawanen den Weg über den Kassai versperrten.

Chanama, welcher einen besonderen Groll gegen den verstorbenen Muata Jamwo hatte und sehr wohl wusste, dass dessen Sohn Umballo vom Volke als Thronfolger gewünscht wurde, liess bei seiner Ankunft in Mussumba die Amari des verstorbenen Muata Jamwo und den Umballo unverzüglich hinrichten. Muata Jamwo hatte sich die Köpfe der beiden Enthaupteten nicht können bringen lassen, da er mit den üblichen Krönungs-Ceremonien am Kalangi beschäftigt war. So kam es denn, dass Muata Jamwo ein ganz besonderes Misstrauen hegte, als ich, wie oben erzählt, östlich von Mussumba gehen wollte; denn es war bei meiner Anwesenheit das Gerücht verbreitet, dess die Amari und der Umballo überhaupt nicht hingerichtet, sondern östlich vom Lubilasch zu dem, dem Hause Muata Jamwo's verwandten grossen Häuptling Kassongo geflohen seien. Muata Jamwo, ein besonders misstrauischer Mensch, hatte zu seiner nächsten Umgebung die Möglichkeit ausgesprochen, dass östlich vom Lubilasch der Umballo mich um meine Hülfe bitten und als Liebling des Volkes den Thron in Mussumba besteigen könnte. Der alte Deserra versichert, dass die Amari sowie Umballo positiv hingerichtet seien, und dass dies Gerücht nur ein Hirngespinnst Muata Jamwo's sei.

Während seines Aufenthaltes am Kassai ist Muata Jamwo mit drei Europäern in Berührung gekommen, und zwar mit Saturnino, mit Don Antonio, einem Spanier, und mit einem weissen Händler aus Benguela. In Folge dieser Besuche und seines früheren, den Ansiedelungen der Weissen näheren Aufenthaltes hält sich Muata Jamwo für einen Verwandten der Weissen und sucht seinen Unter-

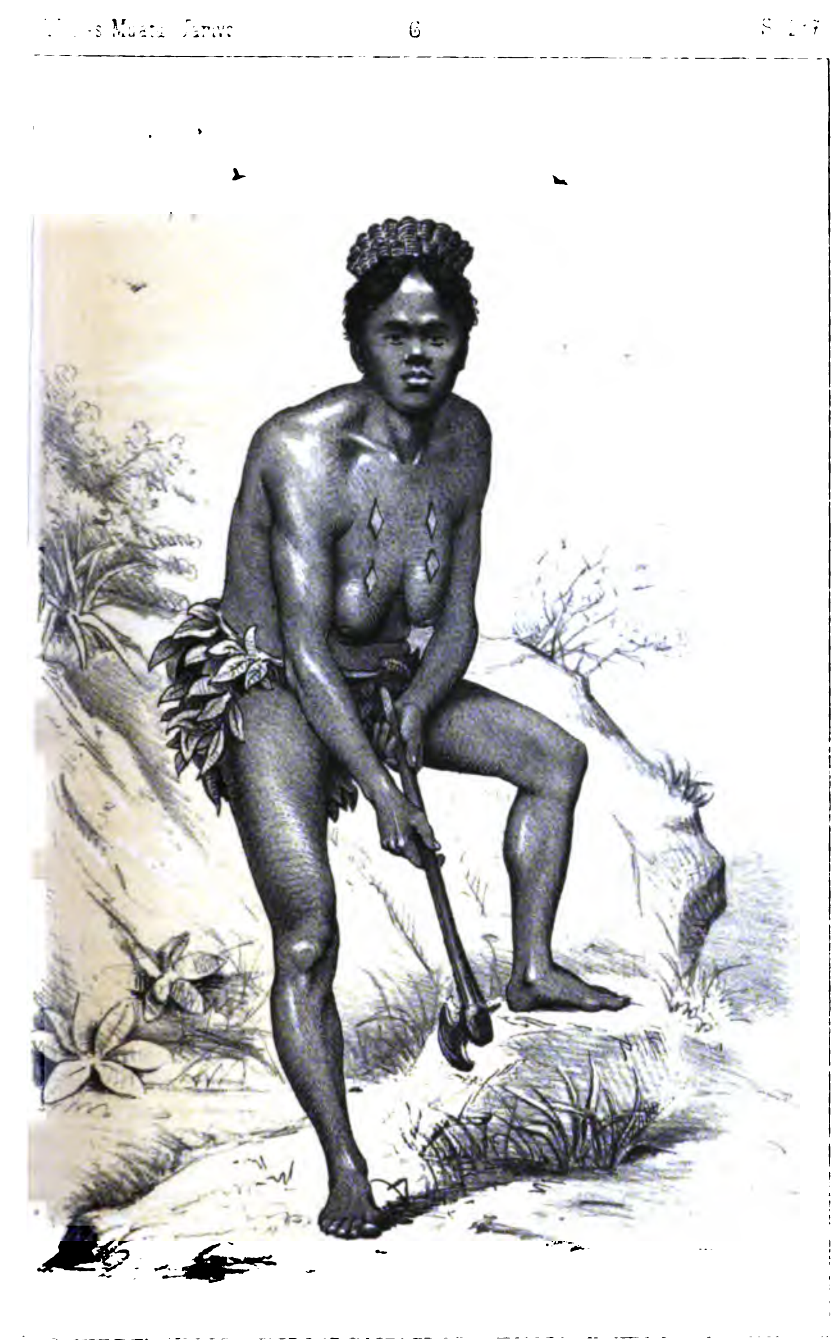
thanen diese Blutverwandtschaft durch eine gewisse Körperähnlichkeit zu motiviren. Der Händler aus Benguela soll an Muata Jamwo Branntwein verabreicht haben, so dass der grosse Häuptling in Erinnerung an dies Getränk mich zu Anfang meiner Anwesenheit in Mussumba unaufhörlich mit Bitten um Branntwein belästigte.

Etwas über Sitten und Gebräuche der Kalunda.

Der Kalunda, speciell Molua (wie sich dieser Volksstamm in Mussumba und Umgegend zu nennen pflegt), ist gutmüthig, leutselig und friedliebend. Er hat mildere Gesetze, als die Kioko oder Songo, und Handlungen, welche in den letztgenannten Ländern als Verbrechen gelten und gesühnt werden müssen, gehören oftmals hier nicht zu den strafbaren. Der Reisende reist im Lande der Kalunda durchaus sicher und angenehm. Die Kalunda, welche in der unmittelbaren Nähe der grossen Carawanenstrassen wohnen und viel mit den Händlern verkehrt haben, sind bettlerisch, lügnerisch, betrügen und stehlen, wie und wo sie können. Sie sind misstrauisch, da sie wohl vielfach von den Händlern betrogen worden sind, mit einem Worte, sie sind verdorben. Jenseits des Kalangi jedoch, wo sie noch nicht mit Händlern verkehrt hatten, waren sie bescheiden und freundlich, bettelten und stahlen nicht. Was ihre religiöse Anschauung betrifft, so verehren sie einen Geist des Guten, den Zambi, welcher ihnen Glück zuführt und welchem sie dann und wann Feste darbringen. Die Furcht vor Zauberei, dem Fetisch, ist Jedem unter ihnen eigen. Er hat seine Geheimmittel, und seine Fetischfiguren, hauptsächlich aus Antilopenhörnern bestehend, trägt er meistens öffentlich zur Schau. Beim Fetisch spielt in Mussumba die Hauptrolle der Kupongo, d. h. der Wahrsager, welcher beim Fetischverdacht wahrsagt, resp. die Missethäter entlarvt. Auch hier in Mussumba haben die Neger eine besondere Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, den Mahamba's. Die Mahamba besitzt die Kraft der Zauberei. Sehr oft giebt der Kupongo bei Consultationen wegen Fetischverdachts der Mahamba die Schuld, wodurch manchem unschuldigen Menschen das Leben gerettet wird. Der Mahamba werden, um sie bei guter Laune zu erhalten, oder um die gefährliche, böse Mahamba zu besänftigen, die bekannten üblichen Mahamba-Feste gebracht.

Zu den schlechten Eigenschaften des Kalunda mag man seine Faulheit und Feigheit, sowie eine übergrosse Eitelkeit rechnen. Der





Eine ärmere Frau in Mussumba

Kalunda jagt und fischt schlecht, künstliche Bienenzucht, wie in Kioko, treibt er nicht. Kautschuk versteht der Molua nicht zu gewinnen. Seine Hauptbeschäftigung ist Handel, indem er seine Handelsartikel, kleine und grosse, meistens durch seine Sklaven erwerben lässt. Er treibt Handel hauptsächlich, um Gegenstände, mit welchen er seinen Körper schmücken kann, anzuschaffen.

Die vornehmen Molua in Mussumba kleiden sich niemals mit Thierfellen oder einheimischen Geweben, sondern immer mit Fazenda. Die Männer befestigen dieselbe um die Taille und heften die schmalen Callikostreifen so zusammen, dass die Bekleidung von der Taille bis unter das Knie und meistens bis unterhalb der Wade reicht. Die Weiber dagegen bedecken den Körper nur von der Taille abwärts bis etwa einen halben Fuss oberhalb des Kniees und noch bescheidener mit Fazenda. Sehr reiche Damen belieben dann und wann sich einen so langen Callikostreifen mehrmals um die Taille zu wickeln, dass noch ein langes Stück übrig bleibt, welches zwischen den Beinen schwanzartig als Schleppe 2 bis 3 Fuss oder länger auf der Erde nachgeschleppt und mitunter von einer Sklavin getragen wird (vergl. oben die zu S. 194 gehörige Abbildung T. 4). Die Brust verschleiern die vornehmen Damen oftmals mit einem Stückchen Fazenda oder einem ganz kleinen Leopardenfell, eine Bekleidung, welche indessen mehr dem Schmuck, als dem practischen Nutzen dient. Die ärmeren Frauen in Mussumba kleiden sich für gewöhnlich mit einheimischen Flechtstoffen, Thierfellen oder Buschwerk (vergl. die beistehende Abbildung T. 6).

Das Rundfeilen der beiden oberen Schneidezähne und das Ausbrechen der beiden unteren, sowie die Tätowirungen auf Brust, Armen und Bauch gehört zur Mode bei den Weibern, während künstliche Haarfrisuren regelmässig nur von vornehmen Männern getragen werden. Die Weiber und die Sklaven tragen ihre Haare kurz geschoren, und die ersteren pflegen sich auf dem Vorderkopf vor der Stirn das Haar so zu rasiren, dass eine kahle Stelle in Form einer breiten Spitze das Haupt schmückt.

Die Thierfelle werden von den Eingeborenen nicht gegerbt, sondern der frische Balg wird in der Sonne getrocknet, indem er stramm ausgedehnt und mit kleinen Holzpflöcken an allen Seiten in der Erde festgesteckt wird, die innere Seite nach aussen. Diese wird mit einem harten Gegenstand, etwa mit einem Steine, wenn sie halbtrocken ist, so lange gerieben, bis sie die nöthige Weiche erreicht hat. Ein solches Fell ist in 2—3 Tagen durchaus tadellos.

Der Erwähnung werth dürfte sein, dass die Eingeborenen des Innern aus Princip ihre Fazenda nicht waschen, wenn auch den meisten Kostümen die Bekanntschaft mit einem Stück Seife und etwas Wasser gut thun würde. Der glückliche Besitzer fürchtet den

kostbaren Stoff zu verderben. Meine Leute wuschen in Mussumba mit der Wurzel eines Baumes, welcher verkümmert und strauchartig in der Umgebung meines Lagers wuchs. Diese Wurzel giebt, mit Wasser gerieben, Schaum, greift die Fazenda aber sehr an.

Im ganzen Kalunda-Lande werden im Allgemeinen nur wenig Stoffe aus Baumfasern etc. gewebt. Die meisten Stoffe dieser Art werden aus dem Norden eingeführt oder von den im Norden aufgegriffenen Sklaven verfertigt. Kleine aus Stroh geflochtene Handkörbe mit Deckel werden viel in Mussumba angefertigt, welche namentlich von Damen oftmals benutzt werden, um Perlen etc. darin aufzubewahren. Eisen wird in gediegenem Zustande vielfach aus Kioko eingeführt, aber auch im Lande selbst gewonnen; Kupfer im gediegenen Zustande kommt aus dem Osten und Süden des Landes, ebenso Salz. Ausser Eisen, Kupfer und dem von der Küste kommenden Messingdraht sind im Innern keine anderen Metalle bekannt. Aermere Leute in Mussumba, welche nicht die Mittel haben, Salz zu kaufen, verbrennen langes trockenes Gras und benutzen die Asche als Salz*).

Das Schmiedehandwerk in Mussumba befindet sich vielfach in den Händen eingewanderter, geschickter Kioko-Schmiede.

An Waffen findet man in Mussumba Musketen, welche von der Küste eingeführt sind und sich hauptsächlich im Besitz der Grossen befinden. Die Gewehre werden mit Steinen oder Eisenstücken geladen. Viele Elephantenjäger bedienen sich eiserner Kugeln, welche in Mussumba angefertigt werden. Im Allgemeinen sind im Gebrauch bei Krieg und Jagden lange Speere, ganz von Eisen, mit schmaler langer, lanzettförmiger Spitze; leichte, hölzerne Wurfspeere gleichfalls mit eiserner, schmaler Spitze, an deren unterem Ende sich Widerhaken befinden. Der Schaft ist da, wo die Spitze an ihm befestigt ist, so dünn, dass er meistens abbricht, sobald die Klinge in einen Gegenstand eingedrungen ist und mittelst der Haken festsitzt. Ferner dienen dem Krieger oder Jäger der Bogen und Pfeil. Die eisernen Spitzen der Pfeile haben verschiedene Gestalten, sie sind lanzettförmig, oder haben einfache, lange Spitzen mit Widerhaken; ausserdem sind Pfeilspitzen aus hartem Holz im Gebrauch. Dieselben sind meistens viereckig und mit eingeschnittenen Kerben versehen, welche gleichsam die Widerhaken des eisernen Pfeils ersetzen. Der Jäger trägt seine Pfeile regelmässig in der Hand. Bei Jagden benutzen die Eingeborenen meistens den eisernen Pfeil mit Widerhaken. Dem Jäger kommt es darauf an, dass seine Waffe in der Wunde stecken bleibt und viel Schweiss verursacht. Wenn der Neger reichlich Schweiss findet, so kommt

*) Der Process dieser Salzgewinnung ist mir nicht bekannt.



er durch beharrliche Verfolgung und durch sein Talent des Spürens, welches mit dem eines guten Schweisshundes zu vergleichen ist, meistens in Besitz des Wildes. Er schleicht sich fortwährend dem kranken Wilde wieder an und verwundet es dann weiter mit neuen Pfeilen. Ein gut gezielter Pfeilschuss auf Distanzen von 25—30 Schritt durchbohrt den Körper eines kleinen Stück Wildes, wenn der Pfeil nicht auf Knochen stösst.

Der Neger hat die Gewohnheit, sich möglichst nah an das Wild zu schleichen, was ihm meistens durch seine Geduld, seine Geschwindigkeit im Kriechen auf allen Vieren und sein schwarzes Kleid gelingt*). Im Kriege gebraucht der Molua ausserdem ein etwa 2 Fuss langes und 2—3 Zoll breites, zweischneidiges Messer, oder vielmehr Schwert. Dasselbe wird auch zum Staat in Mussumba viel getragen. Es befindet sich dann meistens in einer hölzernen oder ledernen Scheide und hängt für gewöhnlich an einer über die Schulter geschlungenen Schnur herab. Zum Handgebrauch bedient man sich kleiner, einige Zoll langer und etwa ¾ Zoll bis 1 Zoll breiter, spitzer, einschneidiger Messer mit hölzernen Griffen. Dieselben werden von gemeinen Negern regelmässig so getragen, dass der Griff des Messers zwischen dem Körper und dem Taillenband steckt, die Klinge aber nach oben unter dem Gewande hervorragt. Zum Rasiren dient eine dünne Stahlplatte, mit deren scharfer Seite geschabt wird. Zum Beackern des Bodens ist einzig und allein die kleine, überall bekannte Negerhacke in Gebrauch. Das Fällen der Bäume verrichtet der Mann mit dem gewöhnlichen Negerbeil, jenem bekannten, eisernen Keil, dessen rundes und spitzes Ende in den Knorren eines Baumzweiges hineingetrieben ist, welcher den etwa 1—1¼ Fuss langen Stiel bildet. Mit diesem kleinen Instrumente fällen die Neger hohe, dicke Bäume, während die Waldriesen aber mehr oder weniger vor den Angriffen des Beiles sicher sind.

Holzschnitzereien und kleine, primitive Elfenbeinschnitzereien giebt es viel in Mussumba. Die Molua verfertigen aus Holz Schüsseln in den verschiedensten Formen, auch Gewehrschäfte, Ruhekissen, Löffel mit langem Griff zum Umrühren des Bodensatzes des Hirsebiers, sowie allerlei Schmuck- und Fetischgeräthschaften, letztere

---

*) Das Vergiften der Pfeile ist dem Molua bekannt. Auf mein Befragen wurde mir in Mussumba von den Eingeborenen mitgetheilt, das ihr Gift nicht so gefährlich und wirksam sei, wie dasjenige ihrer nördlich wohnenden Nachbaren, der Kannibalen „Kauanda". Die Molua verlieren, wie es heisst, bei ihren Raubzügen im Lande der Kauanda dadurch die meisten Menschen, dass sie ihre nackten Füsse an Dornenbüschen ritzen, welche die Kannibalen mit Gift bestrichen und versteckt in die Wege zu legen pflegen (?).

menschliche Gestalten und Köpfe darstellend. Die hölzernen Ruhekissen werden von den Grossen dazu benutzt, beim Schlafen das Genick auf dieselben, gleichsam wie auf ein Kopfkissen, zu stützen, um die künstliche Haarfrisur nicht zu verletzen. Arme Leute hingegen benutzen anstatt eines solchen kunstvoll geschnitzten Sockels, ein rundes Stück Holz, auf welches sie den Hals und Kopf stützen, oder sie schlafen ohne Kopfkissen. Stühle, Schemel, überhaupt Sitzgeräthe und Tische sind nicht in Gebrauch. — Aus Elfenbein werden kleine Amulette, kleine Pfrieme zum Frisiren etc. geschnitzt. Aus Kupfer und Eisen werden Spangen zu Arm- oder Fussbändern verfertigt, so wie ein Zierrath, welcher namentlich von Damen getragen wird. Derselbe besteht aus einer kleinen Muschel aus dünnen Metallplatten verfertigt, in welche meistens ein kleiner Stein hineingesteckt wird; diese Muschel wird an einem Bande befestigt und regelmässig als Schmuckanhängsel um die Fussknöchel getragen. Eine Frau, welche sich mit solcheln Muscheln geschmückt hat, rasselt damit bei jeder Fussbewegung, und verursacht dadurch ein Geräusch, welches dem Klappern eines Schleppsäbels gleicht. Der Messingdraht, das edelste Metall für den Molua, trägt der Reiche entweder als Armband in seiner ursprünglichen Dicke, oder er wird durch die Schmiede in lange, dünne Fäden verarbeitet, welche dann bandähnlich um viele Gegenstände als Schmuck gewickelt werden. Solche dünne Fäden werden ebenfalls aus Kupfer gehämmert. Auch werden aus den Fusssohlen und der Haut der Elephanten Armbänder angefertigt. — Die meisten Glasperlen, welche sich in Mussumba vorfinden, sind von Angola eingeführt; neben diesen giebt es aber auch einige Perlsorten, namentlich grosse runde und dunkelblaue, welche von Mozambique herstammen.

In Mussumba giebt es Künstler, welche aus den abgeschnittenen, langen Haaren der Sklaven kunstvoll gearbeitete Perrücken herstellen, und aus Perlen verschiedene künstlerische Schmucksachen verfertigen.

An Töpferwaaren findet man die gewöhnlichen Kochapparate, die bereits beschriebenen Oelgefässe und die Pfeifenköpfe für die Mutopa genannte Wasserpfeife. Dieselbe besteht aus einer birnähnlich geformten Kalabasse; unten in den Kürbis ist ein hohler Rohrstab und auf diesen der kleine cylinderförmige, hohle Pfeifenkopf gesteckt. Das Luftloch befindet sich oben in dem Stengelende. Die Kalabasse ist gewöhnlich mit Wasser gefüllt, so dass der Raucher mit einem gurgelnden Geräusch den Rauch durch das Wasser aus dem Pfeifenkopfe aufsaugt. Männer wie Weiber rauchen viel aus dieser Mutopa. In Mussumba wird Tabak und Hanf geraucht, und die Raucher haben regelmässig die Gewohnheit, den Rauch zu verschlucken. Das Rauchen des Hanfes wirkt berauschend.

Die gewöhnlichen Musikinstrumente, welche in Mussumba gebraucht werden, sind, wie schon oben in meinem Tagebuche bemerkt ist, die Marimba, die Ginguva, die Trommel und die gewöhnliche Negercither: Instrumente, welche in ähnlicher Form vielfach im südäquatorialen Afrika in Gebrauch sind und beispielsweise in den Reisewerken von Cameron und Stanley mehrfach abgebildet sind. Die Marimba besteht aus einem etwa 4 bis 6 Zoll breiten dünnen Holzbrett, welches meistens hufeisenförmig gestaltet etwa 2—3 Fuss Durchmesser haben mag. Unter dem Brette sind, je nachdem das Instrument gross oder klein, werthvoll oder nicht werthvoll ist, 6 bis 8 oder mehr Kalabassen von oft verschiedener Grösse angebracht, und zwar im letzten Falle in der Art, dass dieselben stufenartig aneinander gereiht sind. Der Musiker führt in jeder Hand einen etwa einen Fuss langen Stock, welcher an einem Ende mit Kautschuk umwickelt ist, und paukt mit diesem Paukenschlägel auf das Resonanzbrett. Die hervorgebrachten Töne sind laut und harmonisch. Die Marimba wird nur von gelernten Musikern gespielt. In Mussumba haben dieselben ihre bestimmten, verschiedenen Musikstücke, welche immer wiederholt werden. — Die Ginguva, welche zur Begleitung der Marimba dient, besteht aus einem, an der oberen Seite offenen, viereckigen Holzkasten. Der Künstler schlägt dieses Instrument an den beiden Seitenflächen, ähnlich wie eine Pauke geschlagen wird, mit zwei an ihrem einen Ende mit Kautschuk bewickelten Trommelstöcken. Die Töne sind laut und erinnern an die der europäischen Pauke. Zu dem Haushalte eines vornehmen Kolua gehört regelmässig eine eigene Musikkapelle, bestehend aus zwei Marimba- und einem Ginguva-Virtuosen.

Die Negercither endlich besteht aus einem an einer Seite offenen, meistens viereckigen Holzkasten, etwa 1 Fuss lang, 6 Zoll breit und 1 Zoll tief. Auf der Breitseite sind auf einem niedrigen Stege für gewöhnlich 8 bis 12 schmale elastische Eisenstäbe befestigt, welche mit dem Daumen hinuntergedrückt werden, so dass sie wieder in ihre frühere Position zurückschnellen müssen. Durch die Vibration der einzelnen Stäbe werden harmonische Töne hervorgebracht. Auf einer Negercither würde sich die Tonleiter einer Octave herstellen lassen, da die Stäbe, je nachdem sie lang oder kurz, hoch oder niedrig auf dem Resonanzboden gestellt sind, verschiedene tiefe und hohe Töne geben. Das Instrument wird von Jedermann gespielt. Bei ihrem Müssigsein und Umherlungern tragen Männer und Weiber in Mussumba vielfach die Cither in beiden Händen und musiciren. Arme Leute und Kinder stellen dies Instrument selbst her. Als Resonanzboden dient ihnen dann meistens ein Brett, welches aus neben einander befestigten, hohlen Rohrstengeln verfertigt ist. Die Eisenstäbe sind durch hölzerne vertreten.

Der Ton eines solchen Instruments ist klappernd und unvollkommen. Hörner oder andere Blasinstrumente sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Die Hütten der Kalunda sind backofenförmig. Das Dach bildet oben eine abgestumpfte Spitze und reicht in schräger Stellung bis unmittelbar auf den Boden, auf welchen es sich indessen nicht stützt, so dass meistens ein wenig Licht von unten in die Hütte fällt. Das Dach, welches aus trockenem Campinengrase hergestellt wird, ruht auf dem Holzgerüste der Hütte. Der runde Eingang der Kalunda-Hütte, gleichviel, ob dieselbe einem Grossen in Mussumba oder einem Armen angehört, ob sie 20 bis 25 Fuss oder 6 bis 8 Fuss Höhe hat, ist nicht höher und breiter als etwa 2 bis 3 Fuss, so



dass der Eintretende hinein kriechen muss und es einem korpulenten Menschen in einer solchen Position schwierig werden dürfte, in die Hütte zu gelangen.

Die reicheren Neger in Mussumba, sowie die meisten Häuptlinge im Lande der Kalunda pflegen ihre Hütten mit einem Flechtzaun zu umgeben, während die Wohnungen des gemeinen Mannes nicht eingefriedigt sind.

Die Beschneidung der Knaben findet, wie bei den anderen Stämmen, so auch bei den Kalunda statt. Den Kindern vornehmer Eltern in Mussumba wird nach der Geburt häufig der Kopf zusammengedrückt, so dass der Hinterkopf monströs weit nach hinten steht. Den kleinen Kindern Muata Jamwo's war der Kopf derartig

breit gedrückt, dass man glauben mochte, die Kinder seien als Missgeburten zur Welt gekommen.

Weiber zur Zeit ihrer Menstruation führen ein von der Gesellschaft abgesondertes Leben. Die Frau des gemeinen Negers wohnt alsdann allein in einem besonderen Fundo und darf für keinen Anderen Wasser holen oder Speisen bereiten. Die vornehmen Weiber, wie die Lukokescha, Amari u. s. w. verlassen mit ihrer nächsten Sklavenumgebung ihre officiellen Wohnungen, um in entfernter gelegenen einsamen Wohnungen die Zeit ihrer Reinigung abzuwarten.

Der Molua begräbt seine Todten in einem Fundo; Sklavenleichen werden hingegen ins Wasser geworfen.

Der Molua ist von Gestalt gross, wenigstens im Allgemeinen bedeutend grösser, als der Neger an der Küste. Seine Farbe mag etwas heller sein, als die der Küstenneger, und seine Lippen sind im Allgemeinen weniger dick; dieses ist jedoch keineswegs die Regel.

Bei der Unterhaltung liebt der Neger in Mussumba viel zu gesticuliren und bei Erzählungen, z. B. von etwas Ungeheuerlichem, schnippt er vielfach mit dem Daumen und dem dritten Finger der Hand, etwa in der Art, wie Jemand in Europa einen Hund zu locken pflegt. Um den unaufmerksamen Zuhörer auf seine Rede aufmerksam zu machen, gebraucht er den Zischlaut „zsch“ etwa so, wie der Deutsche: „hör' mal“, oder der Engländer: „I say“ anwendet. Um sein Wohlwollen oder seinen Dank auszudrücken, klatscht er in die Hände und sagt „manī“. Die eigentliche Begrüssung des Gutentagsagens nach langer Trennung u. s. w. geschieht beim Kalunda in der Weise, dass die sich Begrüssenden ihre Hände flach aneinander schlagen, worauf jeder für sich in seine Hände klatscht. Dies Manöver wird einige Male hintereinander wiederholt.

Wie weit der Molua zählen kann, bin ich nicht im Stande zu bestimmen. Die Tageszeit wird nach dem Sonnenstande, die Jahreszeit nach der Regen- und Trockenzeit bestimmt. — Die Molua leben, wie alle anderen Stämme, in Polygamie. Die Kinder gehören dem Vater, selbstverständlich wenn der Vater kein Sklave ist. Für die Frau gilt es als besonderes Glück und eine grosse Ehre, viele Kinder zu bekommen*).

Die Bearbeitung des Bodens geschieht durch ärmere Frauen und Sklaven. An Vegetabilien werden, hauptsächlich in Mussumba, gebaut: Maniok, Bataten, Erdnüsse, Yams, Bohnen, Mais, Hirse,

*) Auffallend war mir die geringe Zahl von Säuglingen, welche ich in Mussumba gesehen habe, so dass anzunehmen ist, die Weiber in Mussumba seien besonders unfruchtbar. In Mussumba sieht man allerdings viele kleine Kinder; die meisten sind aber auf den Sklavenjagden geraubt worden.

Bananen, Zuckerrohr, Ananas, Tabak, Baumwolle und Hanf. In Mussumba giebt es Baumwollenstauden mit rothen und andere mit gelben Blüthen. Die Blätter beider Arten sind dieselben. Auf einigen Sumpfstellen, an den Rändern der Bäche, findet sich eine Sumpfpflanze (vielleicht Kalo?), angepflanzt, welche 4 bis 6 Fuss und höher werden mag, mit dunkelgrünen Blättern, an Gestalt und Grösse der norddeutschen, weissen Wasserlilie ähnlich. Die Blätter und Wurzeln dieser Pflanze dienen dem Anbauer als Nahrung.

Es giebt in Mussumba noch andere künstlich gezogene Früchte, deren ich mich nicht mehr genau erinnere, da ich versäumt habe, sie zu notiren. Ohne Zweifel würden sämmtliche europäische Gemüse und Sommergetreide dort gedeihen.

Die Oelpalme wächst ziemlich viel in der Ebene in den Mulden der Bäche und liefert Früchte, aus welchen das Oel bereitet wird*). Die Bourdãopalme, aus welcher ausschliesslich in Mussumba Wein bereitet wird, wächst nicht in der nächsten Nähe der Stadt, sondern in der entfernteren Umgebung.

Aus der Hirse wird in Mussumba ebenfalls das überall bekannte Hirsebier gebraut**). In den Urwäldern auf hohen Laubholzbäumen wachsen noch verschiedene Oelfrüchte, von denen eine mit länglichem ovalen harten Kern von den Eingeborenen im Monat März und April gepflückt wurde. Ihre dünne ölige Schale wird gegessen, die Steine werden als Schmucksachen von ärmeren Leuten benutzt, indem sie, auf Schnüre gezogen, als Hals- und Armbänder dienen.

Die Einwohner von Mussumba pflegen Gemüse, Mais etc. zwei Mal in einem Jahre zu pflanzen und zu ernten. Sie pflanzen zu Anfang der Regenzeit, welche Ende August oder Anfang September beginnt, und ernten etwa im December. Die zweite Pflanzzeit beginnt für gewöhnlich im Januar, und die Ernte fällt in den Anfang der trockenen Zeit, Ende April oder Anfang Mai***).

---

*) Die Frucht der Oelpalme erinnert in ihrer eckigen Form an eine Kastanie, ist aber etwas kleiner. Viele solcher Früchte zusammen bilden eine mächtige Traube, welche in der Krone des Baumes an einem Stengel wächst. Die Farbe der reifen Früchte ist gelblich und schimmert ins Bräunliche oder Röthliche. Zwischen der oberen Haut, welche ebenfalls derjenigen der Kastanie gleicht, aber etwas dünner sein mag, und dem Kern befindet sich ein hellgelbes, klares Oel. Die reife Frucht wird von den Eingeborenen gern gegessen, indem das Oel ausgesogen wird, welches den widrigen, gewöhnlichen Oelgeschmack hat. Das von den Eingeborenen gewonnene Oel, welches in den Handel kommt, hat eine röthliche Farbe und die Consistenz von Butter oder ähnlichem Fett.

**) In Mussumba wird, soviel ich weiss, nur Hirse zum Bier verwendet, an der Küste Hirse und Mais. Das Korn wird gemälzt, indem es, in Wasser gelegt, keimt und darauf getrocknet wird. Vergl. pag. 11.

***) In Kimbundo beginnt der Regen regelmässig etwa 14 Tage später zu fallen und hört 14 Tage später wieder auf.

Als ich bei meiner Rückkehr den Luisa-Fluss passirt hatte (am 25. April 1876), waren stellenweise noch die Leute damit beschäftigt, zu pflanzen.

Der ausserordentlichen Fruchtbarkeit wegen (denn es fällt in Mussumba und Umgegend nach eingezogenen Erkundigungen stets reichlich Regen zur Regenzeit) kennt man in Mussumba gar nicht, oder nur in geringem Maasse die Aufspeicherung von Lebensmitteln. Einige trockene Bohnen, Maiskolben, Erdnüsse etc. packt der Molua auf nebeneinander liegende Stäbe, welche er unter dem Dache seiner Hütte befestigt. Eigene Speicherhütten, wie sie in Songo, Kassange, Kioko und an der Küste gebaut werden, habe ich nicht gesehen. Es ist indessen möglich, dass die Grossen in Mussumba, ohne dass ich es in Erfahrung gebracht habe, in ihren Kipanga's Speicher haben. In der Regenzeit, der grossen Erntezeit, giebt es in Mussumba reichlich viel und billig Lebensmittel zu kaufen, und auch der gemeine Mann schwelgt in ihnen, während er sich in der trockenen Zeit meistens mit Maniok begnügen muss.

An Hausthieren finden sich in Mussumba vor: Ziegen*), Hühner, Hunde, seltener schwarze Schweine und Schafe. Die Hauskatze fehlt. Die Hunderace scheint mir nicht ganz rein zu sein, da die Carawanen von der Küste schon Bastarde von europäischen Hunden eingeführt haben, die sich stellenweise mit den einheimischen gepaart haben. Reine Race findet sich östlich vom Kalangi-Fluss. Die ächten, einheimischen Hunde sind gelb oder gelb und weiss gefärbt; ihre Grösse ist die eines europäischen Fixhundes. Der Kopf erinnert in seiner Form an den der Hyäne, die Ohren stehen aufrecht, der Schwanz ist krumm nach oben gewunden. Die Hunde thun ihren Herrn wenig oder gar keine Dienste. Sie lassen sich im wahren Sinne des Wortes weder hetzen noch locken.

Rindvieh fehlte zur Zeit in Mussumba, obgleich der verstorbene Muata Jamwo eine Rinderheerde von einigen hundert Stück besessen hatte. Als nach seinem Tode mit dem Herbeiholen des jetzigen Herrschers Monate verstrichen waren, erschlug das so lange fast in Anarchie lebende Volk die grosse Rinderheerde. Der jetzige Muata Jamwo erkundigte sich mehrere Male bei mir, ob ich Kühe mit mir führe, welche er zur Zucht wünschte. Obgleich ich drei meiner Ochsen an Krankheiten in Mussumba verloren habe, so glaube ich, dass alle Gebiete östlich vom Lulua-Strom, welche ich bereist habe, ein ganz besonders gutes Weideland für Rindvieh abgeben würden.

An Wild kommt in der Ebene von Mussumba ziemlich viel

*) Die Eingeborenen in Mussumba verstehen die männlichen Ziegen zu verschneiden.

die Hyäne vor, ferner, wenn auch seltener, eine kleine, graue Wildkatze, eine Zibethkatze*) und ziemlich häufig ein kleines schwarzgestreiftes Herpestes. Der Kalangi-Fluss beherbergt Flusspferde, Krokodile und Fische. An dem Flusse und den Bächen giebt es Fischottern**), in den Urwäldern Meerkatzen. Antilopenwild, Elephanten, wilde Schweine und grosse Raubthiere kommen nicht vor, da dieses Wild in der Ebene ausgerottet ist***). Unter den Vögeln bemerke ich besonders: 1) den Schildraben, schwarz mit weissem Halsband und weisser Brust, welcher viel vorkommt, während ich denselben auf meiner ganzen Reise nur in S. Paulo de Loanda und einmal im Lande Kassange beobachtet habe; 2) viele verschiedene Arten von Grasmücken, braun oder grau, ähnlich gefärbt wie die norddeutschen. Unter denselben befinden sich kleinere Arten, nicht viel grösser als ein Zaunkönig. Die letzteren Vogelarten wurden mir oft im Lager zum Kauf angeboten; 3) vier verschiedene Arten von Schwalben: eine grosse schwarze mit wenig Keilschwanz, eine kleine schwarze, so gross wie die deutsche Erdschwalbe, mit ausgebildetem Keilschwanz; eine Art, anscheinend der europäischen Rauchschwalbe vollständig gleich; eine schwarze Art von derselben Grösse mit braunem Bauch und brauner Kehle. Die Schwalben scheinen Zugvögel zu sein, da sie Mitte Februar stets seltener in Sicht waren und bis Mitte März verschwunden zu sein schienen.

Das Klima Mussumba's ist ein besonders gesundes und dem Europäer zuträgliches. Epidemien, Malaria-Fieber und Geschlechtskrankheiten kommen nicht vor. Seines herrlichen Klima's, seines klaren, kühlen und gesunden Wassers und seines fruchtbaren Bodens wegen eignet sich das Land zwischen dem Lulua und dem Kasserigi-Fluss, speciell aber die Ebene von Mussumba, besonders für europäische Ansiedelungen. Der Hauptschatz dieses Landstriches sind die grossartigen Holzungen, welche für Europa die feinsten Luxushölzer in unerschöpflicher Menge liefern könnten.

---

*) Ich selbst kaufte von den Eingeborenen 2 Zibethkatzen. Scheinbar dieselbe Art wurde mir in Malange ebenfalls zum Kauf angeboten.

**) Bälge von derselben Art wurden mir in Kioko und in Songo zum Kauf angeboten.

***) Das Rhinoceros, die Giraffe, das Zebra kommen in den von mir bereisten Gegenden nirgends vor. Die Zebrafelle, welche Muata Jamwo besitzt, kommen vom äussersten Süden seines Reiches.

Druckfehler-Verzeichniss.

S. 3, Z. 7 v. u. und überall da, wo in dem Buche die Bezeichnung „Baptist“ vorkommt, ist zu lesen: „Ambaquist“, herzuleiten von dem Ort Ambaca, in welchem die intelligentesten eingeborenen Händler wohnen. Die undeutliche Aussprache dieses Wortes Seitens der Neger veranlasste mich zu der irrigen Annahme, dass dasselbe mit „Baptismo“ (Taufe) zusammenhänge.

„ 18, „ 2 v. o. l. esteira, statt Sterras.

„ 17, „ 19 v. u. l. umgangen, statt umgegangen.

„ 24, „ 6 v. o. l. Carregador, statt Corregador.

„ 25, „ 15 v. o. l. Das, statt Des.

„ 27, „ 20 v. o. l. im April 1876, statt 1875.

„ 48, „ 2 v. u. l. bewachsen, statt bewachen.

„ 56, „ 12 v. u. l. Mussumba, statt Massumba.

„ 75, „ 10 v. u. und S. 78, Z. 17 v. u. l. Kihumbo, statt Kikumbo.

„ 81, „ 21 v. o. l. Uhr, statt Ihr.

„ 127, „ 5 des III. Theils l. eine, statt ein.

„ 128, „ 14 v. o. l. hineinzugaffen, statt hineingaffen.

„ 132, „ 16 v. o. l. Regen, statt Rege.

Druck von W. Pormetter in Berlin C., Neue Grünstrasse 30.